2: Becher

SQ18 Yanoama

MITTEILUNGEN
AUS DEM MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE IN HAMBURG
XXVI

DIE SURÁRA UND PAKIDÁI

ZWEI YANONÁMI-STÄMME IN NORDWESTBRASILIEN

VON
HANS BECHER

MIT ANHANG:

ÜBER DIE SPRACHE DER SURÁRA UND PAKIDÁI

VON
ARYON DALL'IGNA RODRIGUES

1960

KOMMISSIONSVERLAG CRAM, DE GRUYTER & CO. HAMBURG

[Title Page]

[p. iii]
[pp. i-ii contain no textual material]

Nk 27
H 21
26

[P. iv]

Gesamtherstellung: J. J. Augustin, Glückstadt

Vorwort

Diese Monographie enthält die Ergebnisse einer neunmonatigen Untersuchung, welche ich von Oktober 1955—Juni 1956 bei zwei der Wissenschaft noch unbekannten Indianerstämmen in Nordwestbrasilien durchführte.

Meine Reise und die Auswertung ihrer Ergebnisse wurden durch die großzügige Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht, wofür ich derselben zu tiefstem Dank verpflichtet bin.

Meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Franz Termer, möchte ich herzlich danken, daß er diese Arbeit, deren Ausführung er mit Rat und Tat unterstützte, für wert befand, in die Mitteilungsreihe des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte aufgenommen zu werden.

Von Herrn Prof. Darcy Ribeiro, dem Leiter der Studienabteilung des Serviço de Proteção aos Índios, bekam ich die Anregung, jene noch unerforschten Stämme nördlich des mittleren Rio Negro aufzusuchen. Durch seine Vermittlung erhielt ich hierfür auch die Genehmigung des Direktors sowie jegliche Unterstützung dieser von Marschall Cândido Mariano da Silva Rondon gegründeten Organisation und eine freie Flugreise mit einem Militärflugzeug von Rio de Janeiro nach Manaus. Es ist mir daher ein aufrichtiges Bedürfnis, dem Serviço de Proteção aos Índios, besonders Herrn Prof. Darcy Ribeiro und der brasilianischen Luftwaffe, meinen ergebenen Dank abzustatten.

Der Universität São Paulo, vor allem dem Dekan, Herrn Prof. Dr. Paulo Sawaya, und dem Vizedekan, Herrn Prof. Dr. Antonio Soares Amora, danke ich für die Gewährung eines Stipendiums, Juni 1954—September 1955, wodurch es mir möglich war, unter so hervorragenden Gelehrten wie Herrn Prof. Dr. Herbert Baldus und Herrn Prof. Dr. Egon Schaden meine Kenntnisse der brasilianischen Ethnologie zu erweitern und mich gründlich auf die bevorstehende Arbeit im Felde vorzubereiten. Den beiden genannten Herren werde ich in Dankbarkeit verbunden bleiben.

Wertvolle Ratschläge, welche mir bei meiner Expedition von großem Nutzen waren, gaben mir Herr Prof. Dr. med. Henrique da Rocha Lima (†) sowie Herr Prof. Dr. José Antonio Benton, Herr Prof. Dr. Wilhelm Saake, S. V. D., Herr Harald Schultz und Frau Wilma, alle São Paulo.

Hilfreiche Unterstützung fand ich in Manaus bei Herrn Alipio Edmundo Lage, dem Chef der 1. Inspetoria Regional do Serviço de Proteção aos Índios, sowie in der dortigen kleinen deutschen Kolonie bei den Familien Prof. Dr. Harald Sioli, Kurt Polack und Gerhard Lindenberg.

Mit inniger Dankbarkeit gedenke ich aber meiner liebenswerten Freunde, der Surára- und Pakidái-Indianer, die mich so herzlich aufnahmen und mir unermüdlich bei der Arbeit halfen; ihnen gebührt in erster Linie das Verdienst am erfolgreichen Verlauf des Unternehmens. Besondere Erwähnung verdienen hier vor allem der Surára-Häuptling Hewemão und seine Brüder Kurikayawö und Inxinemá, mein kleiner Dolmetscher Jibeauwö (s. S. 118) sowie der Pakidái-Häuptling Karenauö und der Kriegshäuptling Poréhiwö.

Viel verdanke ich auch meinem treuen Diener, dem Tukano-Indianer Mateus Dias, einen Angehörigen des Indianerschutzpostens Ajuricaba am mittleren Rio Demini. Er war mir ein unentbehrlicher Helfer in allen Lebenslagen dieser neun Monate.

Sehr verbunden bin ich aber ebenfalls der brasilianischen Landbevölkerung am Rio Negro und an den Flüssen Demini und Aracá sowie dem Personal des Indianerschutzpostens Ajuricaba am mittleren Demini und der Missionsstation der Salesianer in Barcelos. Wohin ich auch kam, überall wurde mir eine kaum vorstellbare Gastfreundschaft zuteil. Hervorzuheben sind hier vor allem der spanische Pflanzer Manoel Antonio Gómez vom Rio Aracá und die deutsche Ordensschwester Klara Jakob von der Salesianermission in Barcelos, welche mich während meiner Malariaanfälle in aufopfernder Weise pflegten. Der gleiche Dank gebührt den Ärzten und Schwestern in dem Hospital de Isolamento „Emilio Ribas" in São Paulo, wo mir nach meiner Rückkehr zwei Monate lang unentgeltlich eine schwere Leberinfektion ausgeheilt wurde.

Herrn Dr. Koch und Herrn Müller von der Bayer-Filiale in Rio de Janeiro danke ich für die geschenkweise überlassenen Medikamente. Dadurch war es mir möglich, vielen kranken Indianern und Caboclos zu helfen und eigene Leiden zu beheben.

Bei meinem Freund und Kollegen Dr. Dall'Igna Rodrigues bedanke ich mich für wichtige Hinweise, welche er mir anläßlich der Ausarbeitung dieser Monographie gab und für den vergleichenden sprachlichen Anhang.

Aber auch den Mitarbeitern vom Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte, die einen so großen Anteil an der Gestaltung dieser Arbeit haben, bin ich zu großem Dank verpflichtet. Es sind dies Herr Dr. Herbert Tischner, der mir bei der Drucklegung mit seinem Rat und seiner Erfahrung behilflich war, Fräulein Dascha Detering, die mit großer Sorgfalt die Zeichnungen und die Landkarte anfertigte und selbständig die in dieser Arbeit dargestellten textilen Techniken bearbeitete; ferner Herr Hans Cantzler, der mehrere Gegenstände photographierte und von meinen Aufnahmen Vergrößerungen herstellte.

Abschließend möchte ich Herrn Prof. Dr. Herbert Freudenthal und meiner Frau danken, daß sie mir unermüdlich beim Korrekturlesen halfen und der Druckerei J. J. Augustin für die gute drucktechnische Ausführung des vorliegenden Bandes.

Die ethnographischen Sammlungen sind in den Besitz des Museu Paulista, São Paulo und des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte übergegangen. Alle im Figuren- und Abbildungsverzeichnis angeführten Inventarnummern sind diejenigen der im Hamburgischen Museum befindlichen Stücke.

Hamburg, Weihnachten 1959 Hans Becher

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort V

I. Geographische Einführung 1

II. Die zivilisierten Bewohner des Demini-Aracá-Gebietes 3

III. Die ethnische Zugehörigkeit der Surára und Pakidái 5

IV. Geschichtliche Daten 7

V. Körperliche Beschaffenheit 9

VI. Technologie und materielle Kultur 10
- 1. Handarbeit 10
- 2. Brücken 16
- 3. Jagd- und Kriegswaffen nebst Zubehör 17
- 4. Feuerung 25
- 5. Zwirnen und Spinnen 26
- 6. Tracht und Schmuck 27
  - a) Hüftschnüre und Gürtel 27
  - b) Brustschnüre 36
  - c) Arm-, Fuß- und Beinschnüre 37
  - d) Halsschnüre und -ketten aus unpräparierbarem Material 39
  - e) Haartracht 39
  - f) Dekorierender Gesichtsschmuck 40
  - g) Tatauierung 41
  - h) Bemalung 43
  - i) Fußschmuck 43
  - j) Perlenschmuck 43
- 7. Hängematten 45
- 8. Korbflechterei 49
- 9. Kindertragband 51
- 10. Gefäße 53
- 11. Werkzeuge 54
- 12. Klettergeräte 55
- 13. Bereitung von Urucu 57

VII. Soziale Organisation 57
- 1. Allgemeines 57
- 2. Namen 57
- 3. Politische Gliederung 60
- 4. Lebenszyklus 62
  - a) Geburtsvorgeschichte 62
  - b) Speisetabus während der Schwangerschaft 62
  - c) Geburt 62
  - d) Säuglings- und Kleinkindalter 63
  - e) Namengebung 64
  - f) Kindheit 65

Seite

g) Heirat 66
h) Pubertätsriten für Mädchen 66
i) Initiationsriten junger Männer 67
j) Geschlechtsleben 68
k) Tod und Bestattungsbräuche 69
3. Krieg — *nimyu* — 73
4. Tributzahlungen und Begräbnisgemeinschaft 74
5. Erwerb des Lebensunterhalts 75
a) Allgemeines 75
b) Jagd 75
c) Fischfang 77
d) Sammeln 78
e) Feldbau 79
8. Nahrungsbereitung 82
9. Mahlzeiten und Gebräuche beim Essen 83
10. Zahme Tiere 83
11. Genußmittel 88
12. Hygiene 89

VIII. Religion und Magie 91
1. Das religiöse Weltbild 91
2. Krankheiten 96
a) Allgemeines 96
b) Zauberkur — *Rekwé* — für *Xamanó* 97
c) Zauberkur — *Rekwé* — für *Xaminá* 100
3. Religiöse Feste 102
4. Krankheits-, Jagd-, Liebes- und Regenzauber 110
a) Krankheitszauber 110
b) Jagdzauber 110
c) Liebeszauber 111
d) Regenzauber 112
5. Eine besondere Art der Denkbewegung gegenüber *Pwé* und *Pyémbé* 112
6. Vögel als Nachrichtenübermittler 112
7. Sportarten 113

IX. Mythen und Legenden 113
Die Schöpfung der Yanomámi 113
Der Ursprung des Feuers 114
Die Herkunft der Banane 114
Die ersten Pupuzha-Palmen 114
Die Erschaffung der *Jihóin*-vernelke 114
Die Erschaffung des schwarzen Jaguars 114
Die Erschaffung des Tapirs 115
Die Erschaffung der Wildschweine 115
Die Erschaffung des Ameisenbärs 115

X. Charakter und Denkweise 115

XI. Verstandesmäßige Fähigkeiten 117

XII. Zählen und Zeitauffassung 119

Literatur 120

Verzeichnis der Abbildungen 130

Verzeichnis der Figuren 131

Sachregister 132

Anhang: ÜBER DIE SPRACHE DER SURÁRA UND PAKIDÁI. Von Aryon Dall'Igna Rodrigues 134

Lage des Siedlungsgebietes der Surára und Pakidái

[facing p. 1]

I. Geographische Einführung

Das Wohn- und Streifgebiet der Surára und Pakidái liegt zwischen den Flüssen Demini und Aracá — eine Terra incognita innerhalb des großen, völkerkundlich und geographisch bisher so gering erschlossenen Raumes zwischen Rio Branco, Rio Uraricuera, Serra Parima und Rio Negro.

Der Rio Demini ist ein linker Nebenfluß des mittleren Rio Negro. Seine Quelle befindet sich in der Serra Parima, im brasilianisch-venezolanischen Grenzgebiet, und die Mündung kurz oberhalb von Barcelos, jener früheren Hauptstadt der „Capitania do Rio Negro". Das Wasser dieses Flusses ist weiß, während die zahlreichen Uferseen und alle Zuflüsse, wie z. B. der Aracá, ein rechter Nebenfluß des unteren Demini, schwarzes Wasser enthalten. Die Nebenflüsse des Aracá hingegen zeichnen sich durch klares Wasser aus. Diese Merkwürdigkeit hängt mit den Bodenverhältnissen, der Bodenerosion und der Topographie in den Einzugsgebieten zusammen. So bedingt die Bodenerosion in stark bergigem Gelände eine helle Färbung, während in einer stark verflachten, sumpfigen Gegend dunkle Humusstoffe ins Wasser übertreten und dieses verdunkeln. Bemerkenswert ist weiterhin, daß schwarzes Wasser gesünder und wohlschmeckender ist und beim Stehen keinen schmutzigen Satz absondert. Auch Wasserschildkröten und Fische, die in schwarzem Wasser lebten, sind schmackhafter als die gleichen Tiere aus Weißwasserflüssen oder -seen. Außerdem ist hervorzuheben, daß Moskitos an schwarzem Wasser in wesentlich geringerem Maße auftreten als an weißem. Am Rio Demini kann man sich der kleinen Pluns (*Simulium* sp., Tagesstechmücken) und der großen Carapanãs (*Anopheles*), letztere sind die gefährlichen Malariaüberträger, kaum erwehren. Der Unterlauf und ein Teil des Mittellaufes sind daher vollständig fieberverseucht.

Beide Arten des Wassers bewirken auch eine verschiedenartige Vegetation. Das Charakteristikum des Rio Demini sind die Igapés (Überschwemmungswälder mit hohen, dicht nebeneinanderstehenden Bäumen), zwischen denen es nur ganz selten eine Terra firme gibt. Auf den höheren Ufern des Aracá findet man dagegen vornehmlich niedrigen Buschwald. Als wichtigste Nutzpflanzen sind am Mittellauf des Demini die Seringueiras (Gummibäume — *Hevea brasiliensis* Muell. Arg.) zu erwähnen und am Aracá und seinen Nebenflüssen Piaçaba-Palmen (*Attalea funifera* Mart. e *Leopoldinia piassaba* Wal.). Eine wirtschaftliche Bedeutung haben auch die im Mündungsgebiet des Demini und am Unterlauf des Aracá auftretenden Kastanienwälder. Die Kastanie, oder genauer, die Kastanie von Pará (*Bertholletia excelsa* H.B.K. — ihre Früchte sind in Deutschland als Pará-Nüsse bekannt), gilt ihrer hohen Krone wegen, mit der sie alle anderen Bäume überragt, als die Königin der Urwälder Amazoniens. Am unteren Aracá ist der Itaúba-Baum (*Silvia itaiuba* Pax.) von besonderer Wichtigkeit, da dieser das beste Nutzholz jener Gegend liefert. Schließlich sind noch einige weitere Baum- und Palmarten zu erwähnen, welche sowohl am Demini als auch am Aracá vorkommen:

a) Bäume: Imbaúba (*Cecropia palmata* Wild.), Angelin-amargoso (*Andira vermifuga* Mart.), Maçaranduba (*Mimusops* sp.), Embireira (*Anonaceae* sp.), Matamatazeiro (*Eschweilera matamata* Hub.), Taxizeiro (*Cesalpenaceae* sp.), Ingázeiro (*Inga* sp.), Abiurana (*Lucuma* sp.), Cajueiro (*Anacardium* sp.), Lucuma (*Lucuma*

macrocarpa Hub.), wilder Kakaobaum (*Theobroma* sp.), wilder Zitronenbaum (*Rubiaceae* sp.) und Zedern (*Meliaceae* sp.).

b) Palmen: Açaí (*Euterpe oleracea* Mart.), Bacaba (*Oenocarpus distichus* Mart. oder *Oenocarpus bacaba* Mart.), Buriti (*Mauritia vinifera* Mart.), Buçu (*Manicaria saccifera* Gaertn.), Curuá (*Attalea speciosa* Mart.), Inajá (*Maximiliana regia* Mart.), Patauá (*Oenocarpus bataua* Mart.), Paxiúba (*Iriartea exorrhiza* Mart.), Pupunha (*Guilielma speciosa* Mart.), Tucumã (*Astrocaryum* sp.) und Ubim (*Geonoma* sp.).

Die beiden Flüsse haben viele Windungen und fließen in den Sommermonaten, Oktober—März, verhältnismäßig träge. Ihr Wasserstand ist in dieser Zeit außerordentlich niedrig, so daß zahlreiche Sandbänke hervortreten. Am Demini ist die Farbe des Sandes gelblich, leuchtend weiß dagegen am Aracá. Die Durchschnittsbreite des Demini beträgt an seinem Unter- und Mittellauf 200—300 m, die des Aracá 300—400 m. Hieran mag es liegen, daß auf alten Karten der Aracá fälschlich als Hauptfluß bezeichnet wird; doch der Lauf des Demini ist wesentlich länger. In den Mittel- und Oberläufen der genannten Flüsse treten Stromschnellen auf, deren Überquerung oft mit Lebensgefahr verbunden ist.

Der zwischen den Flüssen liegende Raum stellt eine jener Inselberglandschaften dar, die für den Bereich des mittleren und oberen Rio Negro so charakteristisch sind. Kegel-, kuppen- oder kanonenförmige Granitberge, die sich einzeln oder gelegentlich auch gruppenweise in Form von kleinen Gebirgsstöcken oder kurzen Bergzügen bis zu 400 m erheben, bilden einen auffälligen Kontrast zu der mit dichtem Urwald bewachsenen Ebene. Ihre verhältnismäßig flachen Gipfel und die sanft geneigten Schuttkegel am Fuße sind ebenfalls dicht bewaldet. In mittlerer Berghöhe treten aber steile, glatte, von zahlreichen Regenfurchen wie kanneliert aussehende Granitwände zutage.

Morphologisch gehören diese Erhebungen einem Typus an, den Passarge in seinem Kalahari-Werke[7]) und an anderer Stelle[8]) behandelt und nach Bornhardt als Inselberge definiert hat. Diese Granitberge im Rio Negro-Gebiet wurden bereits von Spruce treffend beschrieben[9]). Nach Brandt, der sich eingehend mit der Morphogenese isolierter Granitberge befaßte, ist ihr kegelförmiges Aussehen auf einen „Abschälungsvorgang" von periklinal strukturierten Granitfalten zurückzuführen[9]).

Infolge der Äquatornähe ist es in diesem Gebiet zwar sehr heiß, feucht und schwül, aber trotzdem nicht unerträglich. Denn wegen des hohen Feuchtigkeitsgehalts der Luft gibt es hier z. B. keinen Hitzschlag und keinen Sonnenstich. Auch nachts kann man recht gut schlafen, da die Temperatur dann stets um einige Grade sinkt und mit einer erfrischenden Brise verbunden ist. Die Temperatur der Luft beträgt tagsüber 32—36° und nachts 24—28°, während die des Wassers meist zwischen 29—32° liegt.

Auf Grund der Menschenarmut, die hier herrscht, gibt es in den Wäldern sehr viel Wild und Vögel, dazu kommt in den Flüssen der Reichtum an Wasserschildkröten, Kaimanen und Fischen, von denen nachstehend einige Spezies aufgezählt werden:

a) Säugetiere: Gefleckter Jaguar (*Felis onca* L.), Schwarzer Jaguar (*Panthera onca* L.), Puma (*Felis concolor*), Maracajá (*Felis pardalis* Nerw.), Tapir (*Tapirus americanus* Brisn.), Reh (*Cervidae* sp.), Wildschwein (*Pecari tajacu*), Capivara (*Hydrochoerus hydrochaeris* Erxl.), Paca (*Coniculus paca* L.), Cutia (*Dasyprocta aguti* L.), Gürteltier (*Dasypodidae* sp.), Faultier (*Bradypus* sp.), Ameisenbär (*Myrmecophaga* sp.), Affen: Brüllaffe (*Alouatta* sp.), Cuxiú-negro (*Chiropotes satanas* Humb.), Cuntá (*Ateles paniscus* L.), Macaco-da-noite (*Aotus infulatus*) etc., Seekuh (*Trichechus inunguis* Desmarct) etc.

b) Vögel: Mutum (*Crax* sp.), Urumutum (*Crax* sp.), Mutum-cavalo (*Mitu mitu* L.), Jacamim (*Psophia crepitans* L.), Cujubim (*Pipile pipile cujubi* Pelz.), Jacú (*Penelope* sp.), Japim (*Cacicus cela* L.), Inambu (*Crypturellus* sp.), Inambu-relógio (*Crypturellus strigulosus* Temm.), Tucano (*Rhamphastos*

[7]) Passarge, 1904a.
[8]) Passarge, 1904b.

[9]) Spruce, 1908, S. 383.
[9]) Brandt, 1917, S. 32ff.

sp.), Arara vermelha (*Ara macao* L.), Arara amarela (*Ara ararauna* L.), Papagaio moleiro (*Amazona* sp.), Papagaio curica (*Amazona* sp.), Garça branca (*Casmerodius albus egretta* Gm.), Gavião-real (*Thrasaetus harpyia* L.), Gavião-caipira (*Hypomorphnus urubitinga urubitinga* Gm.), Urubus (*Cathartes foetens*, *Cathartes aura* etc.) etc.

c) Wasserschildkröten: Tracajá (*Emys* sp.), Cabeçuda (*Podocnemis dumeriliana*) etc.

d) Landschildkröten: Jabuti (*Testudo tabulata* Woelb.) etc.

e) Kaimane: Jacaretinga oder Jacaré-de-óculos (*Caiman sclerops* Schneid.) etc.

f) Fische: Aracu (*Leporinus copelandi* Steind.), Piranha (*Pygocentrus* sp. und *Serrasalmus* sp.), Pirarucu (größter Süßwasserfisch, erreicht eine Länge bis über 3 m; gehört zur Familie der Knochenzüngler (*Osteoglossidae*). Die harte Zunge dient Indianern und Weißen als Reibebrett), Piraíba (*Brachyplatystoma filamentosa*), Surubim (*Platystoma* sp.), Jandiá (*Sciluridae* sp.), Mandi (*Rhamdia* sp.), Curimatã (*Prochilodus* sp.), Pescada (*Gadus* sp.), Dourado (*Salminus brevidens*), Tambaqui (*Characinidae* sp.), Mandubi (*Auchenipteridae* sp.), Anujá (*Trachycoristes* sp.), Cuiácuiá (*Oxidorus niger* Vall.) etc.

Auch Schlangen treten in großer Zahl auf:

a) Ungiftige Schlangen: Sucurija (*Eunectes murinus*), Jibóia-vermelha (*Epicrates cenchris*) etc.

b) Giftschlangen: Surucucu (*Lachesis muta* L.), Cascavel (*Crotalus terrificus terrificus*), Jararaca (*Lachesis* sp.), Jararacuçu (*Bothrops jararacussu* Lacerda), Cobra-coral (*Elaps corallinus* Wind.) etc.

II. Die zivilisierten Bewohner des Demini-Aracá-Gebietes

Bei der zivilisierten Bevölkerung, welche an den Unter- und Mittelläufen lebt, handelt es sich um eine Mischung von Indianern, Weißen, Negern und Mulatten, die als Gummisammler, Palmfasersammler, Holzfäller, Fischer und Pflanzer ihr Leben fristen.

Gummisammler arbeiten ausschließlich im Flußgebiet des Demini, Palmfasersammler und Holzfäller nur in der Aracá-Region. Pflanzer, Fischer und einige ambulante Kaufleute sind an beiden Flüssen auf der Terra firme anzutreffen. Während die Gummisammler am Demini familienweise in großen Abständen voneinander leben, die Entfernungen betragen 10—20 km und mehr, haben sich die Holzfäller und Palmfasersammler am Aracá in kleinen Siedlungen zusammengeschlossen.

Am Rio Demini befindet sich kurz unterhalb der Cachoeira (Stromschnelle) Anatsinaua der Indianerschutzposten „Ajuricaba" (Abb. 1). Von der Mündung bis dorthin benötigt man in einem kleinen Boot mit Außenbordmotor, vier PS, sechs Tagesreisen. Auf dieser langen Strecke zählt man nur zwei Dutzend Familien. Vor 50 Jahren waren die Ufer am unteren Drittel stärker besiedelt als heute. Doch Malaria und eine furchtbare Beri-Beri Epidemie, 1907/08, rafften die Mehrzahl der Bewohner dahin. Nach dem großen Urwaldbrand, der im Jahre 1926 am Demini wütete, besserte sich der Gesundheitszustand vorübergehend. In neuester Zeit fährt einmal im Jahr ein Motorboot des Nationalen Malariadienstes den Demini und Aracá hinauf, und man spritzt die Palmstrohhütten der Bewohner mit DDT aus. Aber trotzdem fordert die Malaria noch immer ihre Opfer. Häufig führt sie auch zu einem langen Leberleiden; vor allem mangelt es an jeglichen Medikamenten. Eine zweite Geißel ist die Tuberkulose, deren Ursache, außer dem feuchten, heißen Klima, wohl auf die kraftlose und einseitige Ernährung zurückzuführen ist. Diese besteht in vorwiegendem Maße aus Maniokmehl, kleinen Fischen, gesalzenem, an der Sonne getrocknetem Fleisch des Pirarucu, gesalzenem Wildschweinfleisch und in wesentlich geringerem Umfang aus Vögeln und Wild, denn zum Jagen fehlt den Männern im allgemeinen die Zeit. Hinzu kommt,

daß für die Gummi- und Palmfasersammler Obst und Gemüse nahezu unbekannte Genüsse sind. Infolge des engen Zusammenlebens der einzelnen Familien und der mangelnden Hygiene bleiben auch die Kinder von der Tuberkulose nicht verschont. Außerdem ist eine gefährliche Augenentzündung zu erwähnen, die oft bis zur Erblindung führt. Diese entsteht dadurch, daß aus den Palmstrohdächern der Hütten, in denen sich viele Insekten befinden, ständig ein feiner Staub herunterrieselt und den in ihren Hängematten schlafenden Menschen in die Augen dringt. Auch eine infektiöse Hautkrankheit, wobei sich helle Flecke auf der Haut bilden, ist weit verbreitet. Häufig kommen Wurm- und Darmkrankheiten vor, ebenfalls Syphilis. Bemerkenswert ist schließlich noch, daß Erwachsene und Kinder sehr schlechte Zähne haben. Der Grund hierfür dürfte auch wieder in der einseitigen Ernährung zu suchen sein, denn die freien Waldindianer, welche ihre Mahlzeiten abwechslungsreicher gestalten, verfügen alle über ein vorzügliches Zahnmaterial. Die Sterblichkeit der Kinder ist am höchsten, danach kommt die der Frauen, von denen, da es ja keinerlei ärztliche Hilfe gibt, verhältnismäßig viele den Tod im Kindbett erleiden.

Eine Tagreise von dem Indianerschutzposten entfernt steht die letzte Hütte eines Gummisammlers, während der Posten selbst die äußerste Station der Zivilisation darstellt. Oberhalb desselben beginnt das Gebiet der Indianer. Zahlreiche, der Wissenschaft bisher völlig unbekannte Stämme führen hier noch ein Leben wie vor der Entdeckungszeit. Sie sind sehr kriegerisch, so daß es oft zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen ihnen kommt. Ihre Malokas befinden sich meist weit ab vom Flußufer, tief im Inneren der Urwälder. Gelegentlich besuchen einige den Posten, um sich hier Geschenke, d. h. Messer, Beile, Töpfe, Glasperlen usw. abzuholen. Mit der zivilisierten Bevölkerung am Demini treten sie nie in Berührung.

Das Postenpersonal besteht aus 12 Männern, unter ihnen mehrere reinblütige, zivilisierte Tukano-Indianer, die hier ein entbehrungsreiches, schweres und gefährliches Leben führen. Bevor sie in den Indianerschutzdienst eintraten, mußten sie sich verpflichten, im Umgang mit den freien Indianern stets die Ideale, von dem Gründer dieser großartigen Organisation, Marschall Cândido Mariano da Silva Rondon, aufgestellte Devise zu beherzigen: „Morrer se preciso for, matar nunca!" („Sterben wenn nötig, töten nie!") Ihre einzigen Verbindungen zur Außenwelt sind eine Funkstation und das Motorboot der Inspetoria dos Serviço de Proteção aos Índios in Manaus, welches ihnen ein- bis zweimal im Jahre Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände bringt sowie Geschenke für die Indianer.

Neben der Betreuung indianischer Besucher hat das Postenpersonal auch dafür zu sorgen, daß die Angehörigen freier Indianerstämme nicht von unerfreulichen Elementen der Zivilisation, in Gestalt von Goldsuchern und anderen Abenteurern, ausgebeutet und schlecht behandelt werden. Der Schutz aller freien Waldindianer ist in Brasilien gesetzlich verankert. Danach darf kein Zivilisierter ohne Erlaubnis der Direktion des Serviço de Proteção aos Índios in Rio de Janeiro[*]) Indianerstämme aufsuchen. Die Posten stellen also gleichsam polizeiliche Organe im Urwald dar. Es gehört aber auch zum Aufgabenbereich des Personals, daß sie für den eigenen Lebensunterhalt Pflanzungen anlegen, wo sie Mais, Reis, süße Kartoffeln, Bananen, Mandioca, Bohnen, Tabak, Zuckerrohr usw. anbauen. Zusätzlich betreiben sie Jagd und Fischfang.

Da am Araçá die Lebensbedingungen günstiger und die Arbeiten der Plantagen (Palmfasersammler) einträglicher sind als die der Gummisammler, ist hier die Bevölkerung viermal so stark wie am Demini. Die Indianerregion beginnt an der Cachoeira dos Índios (Abb. 1 u. 5). Einen Indianerschutzposten gibt es am Rio Araçá aber noch nicht.

[*]) Der Serviço de Proteção aos Índios ist eine Abteilung des Ministério de Agricultura.

III. Die ethnische Zugehörigkeit der Surára und Pakidái

Schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts haben bedeutende Forscher, u. a. Alexander von Humboldt, Robert Schomburgk, Jean Chaffanjon und Theodor Koch-Grünberg, nördlich und westlich des Raumes zwischen Rio Branco, Uraricuera, Serra Parima und Rio Negro, bei einigen Gruppen der Xiriána[1]) und Waiká ethnographische und teilweise sprachliche Studien unternommen, die 1954/55 durch Otto Zerries und Meinhard Schuster eine Erweiterung und Vertiefung fanden, besonders hinsichtlich der Waiká[2]) (Waika) im Einzugsgebiet des oberen Orinoco[3]). Ihre Arbeit wurde von nordamerikanischen Missionaren unterstützt, welche schon seit mehreren Jahren mit den genannten Indianern in Verbindung stehen und diese Gelegenheit benutzen, um auch selbst völkerkundliche Untersuchungen durchzuführen[4], [5]). Außerdem ist der Italiener Alfonso Vinci zu erwähnen, der 1953—1955 in Südvenezuela weilte und dort mit Xiriána- und Waiká-Gruppen zusammentraf[6]).

Über Berührungen mit Eingeborenen im Inneren jener ausgedehnten Region zwischen Rio Branco und Serra Parima, die Coudreau noch für nahezu menschenleer hielt[7]), lediglich westlich vom Rio Branco, zwischen dem unteren Mucajaí und dem unteren Catrimani, lebten seiner Ansicht nach einige Indianergruppen „mal connus et redoutés"[8]), haben bislang nur Georges Salathé und Donald Holdridge berichtet[9]). Der erstere gibt von den am Oberlauf des Catrimani lebenden Karimé-Indianern einen kurzen Abriß ihrer materiellen Kultur, nebst einem Wörterverzeichnis[10]), während letzterer seine Besuche in der Xiriána (Shiriana)- und Waiká (Uaika) Maloka beschreibt, die sich 1932 noch am Demini, bzw. einem Nebenarm, befanden[11]).

Nach Durchsicht der Forschungsberichte von Zerries[12]) [13]) und Schuster[14]) sowie an Hand von Vergleichen mit ethnographischen Angaben und Wörterlisten, die Salathé bei den Karimé[15]), Vinci bei den Shiriana, Waika und Samatari[16]) und Koch-Grünberg bei den von

[1]) X wird wie sch ausgesprochen.

[2]) Wenn die Surára und Pakidái den Stammesnamen der Waiká, ihrer ärgsten Feinde, aussprechen, so betonen sie stets das letzte a.

[3]) Zerries, 1956a.

[4]) Barker, 1953.

[5]) Finney, 1957.

[6]) Vinci, 1956.

[7]) Coudreau, H. A., 1887, S. 155.

[8]) Coudreau, H. A., 1887, S. 147 und Karte V.

[9]) Der Raum zwischen Rio Branco, Rio Uraricuera, Serra Parima und Rio Negro sowie das Gebiet östlich des Rio Branco gelten seit langem als gefährlich, weil, wie bereits Alexander von Humboldt und Robert Schomburgk berichteten, mehrere hier lebende Stämme den Weißen, aber auch benachbarten Indianern gegenüber eine sehr feindliche Haltung einnehmen sollen. Da die Gummisammler, Palmfasersammler usw. am Demini, Aracá und den anderen Flüssen meist nicht über den Mittellauf hinaus vordringen und schon gar nicht die flußfernen Gebiete aufsuchen, fühlen sich die Indianer nur selten in ihrem Bereich gestört. Die nachstehend aufgeführten Vorfälle, welche sich noch in den letzten 30 Jahren hier ereigneten, bestätigen aber, daß die Feindschaft seitens einiger Stämme weiter besteht und jederzeit zu neuen Gewalttaten führen kann:

1908: Surára-Indianer raubten während eines Überfalls auf eine Siedlung von Palmfasersammlern am Rio Aracá zwei weiße Frauen und ein Mädchen.

1941: Jaú-Indianer beschossen am oberen Demini die Brasil.-Venez. Grenzkommission und zwangen dieselbe zur Umkehr; zwei Angehörige der Kommission wurden durch Pfeilschüsse schwer verwundet.

1945: Fünf amerikanische Offiziere wurden von den Aimiri-Indianern am Rio Jauaperi durch Pfeilschüsse getötet. Sie waren mit einem Motorboot den Fluß hinaufgefahren, um hier Indianer zu filmen. Der brasilianische Begleiter, welcher als einziger entkam, gab später an, daß die Indianer das Surren der Kamera unangenehm empfanden und die Amerikaner mehrfach zur Rückkehr aufgefordert hätten.

1946: Die Aimiri-Indianer überfielen den Indianerschutzposten am Rio Jauaperi und töteten 10 Mann des Personals.

[10]) Salathé, 1931/32.

[11]) Holdridge, 1933.

[12]) Zerries, 1956a.

[13]) Zerries, 1956b.

[14]) Schuster, 1956a.

[15]) Salathé, 1931/32.

[16]) Vinci, 1956.

ihm als isoliertsprachig bezeichneten Xiriána (Schiriana)-Gruppen und einigen Waiká (Waika) aufgenommen hatten[19] [20], konnte festgestellt werden, daß die untersuchten Verbände zu einer verhältnismäßig einheitlichen Kulturgruppe gehören und sich auch sprachlich nur leicht durch dialektische Abweichungen voneinander unterscheiden (s. Anhang.)[21]. Wie stark ihre Zusammengehörigkeit ist, sieht man bereits daran, daß sich die Surára und Pakidái als Yanonámi bezeichnen und die Waiká und Xiriána nach Zerries und Schuster als Yanoáma[22] [23].

Doch auch Angehörige der Aramamesterí, Karanaterí, Puscheweterí und selbst der Xiriána, die ich in den Malokas der Surára und Pakidái als Ehefrauen, Besucher sowie als Gefangene antraf, erklärten, daß sie Yanonámi seien. Außerdem zählte mir der Surára-Häuptling Hewemão weitere 42 Stämme zwischen Catrimani und Rio Negro auf[24], befreundete und feindliche, wobei er darauf hinwies, daß diese ebenfalls einbezogen werden müssen.

Danach, und auf Grund der sprachlichen und kulturellen Verwandtschaft, dürfte es angebracht sein, Yanonámi bzw. Yanoáma als neue Bezeichnung für die Sprach- und Kulturgruppe jener kleinwüchsigen und hellfarbigen Indianer des nördlichen Amazoniens in die südamerikanische Völkerkunde einzuführen. Den bisherigen Untersuchungen zufolge bewohnen sie einen verhältnismäßig geschlossenen Raum, der im Osten und Süden vom Rio Branco bzw. dem Rio Negro begrenzt wird, sich jedoch nach Norden und Westen über den Uraricuera resp. die Parima-Kette ausdehnt.

Über die ethnische Zusammengehörigkeit dieser Bevölkerung kann kein Zweifel mehr bestehen. Auch Koch-Grünberg war schon der Ansicht, daß es sich bei den Xiriána (Schiriana) und Waiká (Waika) „nicht um zwei verschiedene Stämme, sondern nur um zwei Abteilungen eines großen Volkes handelt"[25] [26]. An gleicher Stelle spricht der Forscher aber auch die Vermutung aus, worin ihn Ansichten von Nachbarstämmen bestärkten, daß die Waiká nur eine Unterabteilung der Xiriána darstellen, „mit denen sie entweder friedlich zusammen oder in erbitterter Feindschaft leben"[27] [28]. Ihre Abgeschlossenheit gegenüber anderen Stämmen ist nach Ourique „ein Beispiel der instinktiven Vorsicht der Rasse gegen ihre eigene Entartung und ihren Untergang"[29].

Bedeutsam ist nun in diesem Zusammenhang der Hinweis des Surára-Häuptlings, wonach es innerhalb des „Yanonámi-Volkes" zwei mächtige Stämme gibt, erstens die Xiriána, deren Selbstbezeichnung „Harateri" lautet, und zweitens die Waiká, welche sich aber ständig befehden. Alle kleineren Stämme stehen entweder auf seiten des einen oder anderen, sind diesen aber gleichzeitig tribut- und kriegsdienstpflichtig[30]. Die Surára und Pakidái, so erklärte mir der Häuptling weiter, seien Verbündete der Xiriána und erhalten im Tausch gelegentlich Tongefäße, Tonteller, Bogen, Pfeile, Hängematten, Körbe, Gürtel und Oberarmschmuck[31].

[19] Koch-Grünberg, 1913, S. 459—458; 1923a, S. 184 ff.

[20] Koch-Grünberg, 1928, S. 300—308.

[21] Schon Loukotka und Rivet wiesen die Verwandtschaft von einigen dieser Sprachen nach und faßten sie unter dem Oberbegriff „Širiana-Sprachfamilie" zusammen, wozu sie die Širiana, Karimé, Waika und Pusárakzá rechnen. (Loukotka, 1942, S. 8/9; Rivet et Loukotka, 1952, S. 1140).

[22] Zerries, 1956a, S. 187.

[23] Schuster, 1958a, S. 115/16.

[24] Becher, 1956.

[25] Koch-Grünberg, 1921, S. 224.

[26] Koch-Grünberg, 1923a, S. 290.

[27] Ourique, 1926, S. 24.

[28] In bezug auf die Xiriána erwähnt auch schon Koch-Grünberg dieses Vasallenverhältnis (Koch-Grünberg, 1921, S. 226), und Métraux weist ebenfalls darauf hin. (Métraux, 1948, S. 861).

[29] Von den Surára und Pakidái wird die Töpferei überhaupt nicht ausgeübt, und ihre selbstverfertigten Bogen, Pfeile, Hängematten usw. sind von minderer Qualität als die der Xiriána.

IV. Geschichtliche Daten

Gegenwärtig leben die Surára in den Wintermonaten (Regenzeit), April—September, an der Cachoeira dos Índios (Abb. 2 u. 3), am oberen Rio Aracá und die Pokidói in Taraquá, an einem rechten Nebenarm des mittleren Demini. Die Sommermonate (Trockenzeit), Oktober—März, verbringen dagegen beide Stämme gemeinsam in einer großen, offenen Maloka, welche den Surára gehört, in der Urwaldregion zwischen den Flüssen Demini und Aracá. Diese Maloka liegt 70 km nordöstlich von der Cachoeira dos Índios entfernt und etwa 200 km östlich vom Quellgebiet des Orinoco.

Koch-Grünberg hat auf seiner Karte zu dem Werk „Vom Roraima zum Orinoco" weder den Rio Demini noch den Rio Aracá eingetragen und bezeichnet diese Region als „Unbekanntes Gebiet". Auch in seinen Ausführungen bemerkt er, „das ganze große Gebiet zwischen Rio Negro, Rio Branco und Uraricuéra ist bis heute unerforscht"[108]). Desgleichen weist Baldus darauf hin, daß in diesem Raum „noch Überraschungen auf den Suicher unbekannter Stämme warten"[109]).

Durch João Barbosa Rodrigues hatten Demini und Aracá zum erstenmal Eingang in die Literatur gefunden, doch er schrieb nicht Demini, sondern Demeruc[110]), und der Rio Aracá wurde von ihm als Uaraca bezeichnet[111]).

Bezüglich des Namens Demini darf angenommen werden, daß sich die Endung „ini", den sprachlichen Untersuchungen Koch-Grünbergs zufolge[112]), von dem arawakischen Wort „eni" = Fluß, Wasser, ableitet. Diese Annahme findet eine Bestätigung durch zahlreiche, sehr alte Scherbenfunde, die ich auf der völlig menschenleeren Terra firme an Ufernähe des Demini machte. Es handelt sich dabei um gelblichgraue Scherben, die mit Spirallinien, Mäanderen und anderen Geflechtmustern verziert sind und den Tongefäßen gleichen, die Koch-Grünberg von Arawakstämmen beschrieben hat[113]).

Daß ich nur Scherben fand, hängt sicher mit der von Koch-Grünberg beschriebenen Sitte der Arawaken zusammen, derzufolge alle Tongefäße einer verstorbenen Person zerschlagen werden müssen, da sonst der Totengeist die Hinterbliebenen der Verwandten bestrafen würde[114]).

Damit wäre auch die Vermutung von Koch-Grünberg bestätigt, daß einst Arawakstämme von Westen und Südwesten her in das Gebiet zwischen Rio Branco und Orinoco eingedrungen waren, welches von einer alten, in ganz primitivem Zustand lebenden Bevölkerung bewohnt wurde. Die Arawaken sollen später von den Karaiben unterworfen worden sein, welche ihrerseits an den streitbaren Xirianá und Waikí einen kräftigen Widerstand fanden[115]). An einer anderen Stelle schreibt derselbe Forscher sodann: „Am Mereweri und oberem Orinoco wohnen Karaiben zusammen mit Arawaken, während der obere Uraricuéra und die Parimakette ganz in der Hand der alkaqkyben Schiriana und Waika sind"[116]). Auch ich traf im Demini-Aracá Gebiet weder Karaiben-, noch Arawakstämme an.

Auf einer von Nimuendajú gezeichneten Stammeskarte jener Gegend[117]) werden mit der Angabe des Jahres 1874 Xirianá als Bewohner des Rio Demini angegeben. Auch Rodrigues berichtet, daß Angehörige dieses Stammes am Ende des 19. Jahrhunderts sowohl an den Ufern jenes Stromes, als auch an seinen Nebenflüssen Cuiúnas und Mamanbu lebten; von hier aus hätten sie ihre Streifzüge bis zum Catrimani ausgedehnt[118]).

[108]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 283.

[109]) Baldus, 1939a, S. 294.

[110]) Auf damaligen Karten findet man ebenfalls die Bezeichnung Demeruy.

[111]) Rodrigues, 1885, S. 136, 148.

[112]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 23.

[113]) Koch-Grünberg, 1909a, S. 1237f.f und Abb. 152—155.

[114]) Koch-Grünberg, 1909a, S. 132.

[115]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 156b.

[116]) Koch-Grünberg, 1902, S. 133.

[117]) Diese Karte ist im Besitz der wissenschaftlichen Abteilung des Serviço de Proteção aos Índios in Rio de Janeiro.

[118]) Rodrigues, 1885, S. 136.

Heute lebt nur noch eine zivilisierte Xirianá-Familie als Pflanzer am unteren Demini, die jedoch mit ihren ursprünglich lebenden Stammesangehörigen keinerlei Beziehungen mehr hat. Diese Familie, deren Angehörige ausschließlich portugiesisch sprechen, erklärte mir, daß die Gegend des Demini seit alter Zeit das Land der Xiriána gewesen sei. Wegen häufiger Überfälle seitens der Waiká hätten sie sich aber in die äußeren Gebiete zurückgezogen. Ihre letzte Maloka am Demini wäre 1934 von einem Waikástamm überrumpelt worden. Es ist dieselbe Stelle, wo sich heute der Indianerschutzposten „Ajuricaba" befindet, am rechten Ufer des mittleren Demini gelegen, kurz unterhalb der Cachoeira Austríaca*) **). 1939 gaben aber auch die Waiká diese Maloka auf und zogen zum Rio Mapulan, einem linken Nebenfluß des oberen Demini. Hier wurden sie Anfang des Jahres 1956, z. Z. meines Aufenthalts unter den Suréra, von einem Xirianástamm überfallen und vernichtet. Suréra-Krieger erzählten mir, daß alle Waiká-Männer getötet und die Frauen und Mädchen als Gefangene mitgeschleppt worden seien.

Als Bewohner des Rio Araçá hat Nimuendajú auf der schon erwähnten Stammeskarte dieser Gegend (s. S. 7), mit der Angabe des Jahres 1874, die Bubuzum, einen Arawáktamm, eingetragen. Hierzu bemerkte der Suréra-Häuptling, daß jener Stamm auch den Eigennamen Pooturí führt und ein Feind der Suréra, Pahiáiá, Xiriána usw. wäre; gegenwärtig lebe er im Quellgebiet des Araçá.

Nach Aussagen älterer Palmfasersammler am Araçá erschienen seit Ende des vergangenen Jahrhunderts bis Ende der 20er Jahre unseres Jahrhunderts keine Indianer an diesem Fluß. Während der Monate Oktober und November des Jahres 1927 sahen Palmfasersammler auf dem Weg zu ihren Arbeitsplätzen erstmalig kleine und verhältnismäßig hellhäutige Indianer im Urwaldlichtlicht verschwinden. Im Dezember 1927 und Januar/Februar 1928 wurden die Siedlungen mehrere Male von Indianern überfallen, doch den Palmfasersammlern gelang es stets, dieselben in die Flucht zu schlagen. Am Vormittag des 28. Juni 1928 erfolgte ein weiterer Überfall, wobei zwei Frauen von Gummisammlern und ein 12jähriges Mädchen geraubt wurden. Nach dieser Entführung erfolgte kein neuer indianischer Überfall. Erst 16 Jahre später, im Januar 1944, erschienen sechs Indianer, doch diesmal in friedlicher Absicht. Sie nannten sich Suréra und wollten Gegenstände der Zivilisation eintauschen. Später gaben sie auch zu, daß ihr Stamm die früheren Überfälle durchgeführt hätte. Auf Fragen nach den beiden geraubten Frauen und dem Mädchen erklärten sie, daß diese gestorben seien. Von den

*) Hier besuchte 15-Jährige 1931 die Xiriána. (Hödinger, 1933, S. 386).

**) Auf Grund einer Information, welche Nimuendajú 1927 in Manaus von einem Mann namens Domingos Campos erhielt, sollen arawáksprechende Indianer am Demini Xiriána genannt worden sein (Nimuendajú, 1955, S. 130/31). Hierzu lassen sich allerlei Fragen hinzufügen, die noch einer Lösung bedürfen. So könnte es also einen Arawáktamm dieses Namens gegeben haben, denn die Scherlen, welche ich am Demini fand, sind auch der Name dieses Flusses, deuten darauf hin, daß hier einst Angehörige jener Sprachgruppe lebten. Es wäre aber auch möglich, daß sich Arawákgruppen nach dem Unterwerfung durch die Xiriána mit letzteren zusammenschlossen. Andererseits ist es nicht ausgeschlossen, daß einzelne Xiriána die Arawáksprache angenommen haben, und schließlich bleibt noch die Vermutung offen, daß die von Domingos Campos erwähnten Indianer nicht mit den eigentlichen Xiriána identisch sind, sondern nur von der Cabocla-Bevölkerung so genannt wurden.

In der Literatur haben sich die zwei Stammesbezeichnungen „Xiriána" (Angehörige der Arawák-Sprachfamilie) und „Xirianá" (selbständige Sprachfamilie) (Loukotka, 1968, S. 8, 24, 32, Ribeiro, 1957, S. 90) zwar bereits eingebürgert. Trotzdem neige ich zu der Ansicht, daß es sich bei den Xiriána und Xirianá um ein und denselben großen, weitverbreiteten Yanomámistamm handelt. Die materielle und geistige Kultur der Xiriána, mit denen die Suréra und Pahiáiá verbündet sind (diese und die Xiriána, welche ich bei ihnen traf, selbst, besonders grundsätzlich das erste ob, stimmt nämlich vollständig mit jener Shoroás, die Koch-Grünberg „Schiriánä" nennt. Letzterer weist auch in einer Arbeit darauf hin, daß „Schiriánä" die Selbstbezeichnung sei, „Schiriachäna" dagegen ein Name, den ihnen ihre Nachbarn und Todfeinde, die „Maquéritáwa", gaben. (Koch-Grünberg, 1913, S. 454). Es sei auch noch erwähnt, daß es sich bei der Bezeichnung „Shiriána" nach Vinci um ein Makuxí-Wort handeln soll. (Vinci, 1956, S. 107).

Palmfasersammlern wurde ihnen ihre bisherige feindliche Haltung nicht nachgetragen, denn diese waren froh, daß sie jetzt ohne Furcht vor den Indianern der Arbeit nachgehen konnten.

Die Surára halten fest an ihren alten Sitten und Gebräuchen und besuchen die Palmfasersammler nur dann, wenn sie Messer, Beile, Töpfe usw. eintauschen wollen. Nach Angaben des Häuptlings der Surára werden sie von den Xiriána zu dem Tauschverkehr mit den Palmfasersammlern gezwungen, denn alle erhaltenen Gegenstände müssen sie diesen abliefern (s. auch S. 74/77): die Xiriána selbst treten nie mit zivilisierten Bewohnern in Berührung.

Im August des Jahres 1942 wurde der 1940 gegründete Indianerschutzposten am Rio Demini erstmalig von einigen Pakidái aufgesucht. In größeren Abständen erfolgten bis heute weitere Besuche verschiedener Familien dieses Stammes. Aber auch sie kommen im Auftrage der Xiriána und müssen jenen alle Geschenke übergeben.

Hieraus ist zu ersehen, daß sich seit 1948 nichts geändert hat, als Métraux, basierend auf Angaben von Koch-Grünberg und anderen Forschungsreisenden dieser Gegend, mit voller Berechtigung schrieb: „The Shirianá are very warlike people who succeeded in dominating several weaker tribes"[69].

V. Körperliche Beschaffenheit

Bezüglich der körperlichen Beschaffenheit stimmen die Surára und Pakidái überein. Ihre Körperhöhe liegt unter der mittleren Rassengröße, denn die Männer sind nur 1,50—1,60 m und die Frauen 1,40—1,50 m groß. Beide Geschlechter haben weiche, aber muskulöse Körperformen, jedoch häufig einen vorgewölbten Unterleib und oft verhältnismäßig dünne Beine. Da sie immer barfuß gehen, haben ihre Füße die Fähigkeit behalten, beim Erklettern von Baumstämmen als Greiforgane zu dienen, und die Zehen sind nicht so zusammengepreßt wie bei zivilisierten Menschen, welche ständig Schuhe tragen. Auffällig ist der beträchtliche Abstand zwischen der großen Zehe und der zweiten (Abb. 14)[70]. Ihre Hautfarbe ist sehr hell, fast weiß. Die Stirn des dolichocephalen Kopfes ist oft flach. Bemerkenswert sind ihre breiten Nasen mit den gering nach oben gerichteten Nasenlöchern; die Nasenwurzel ist dagegen schmal. Der mongoloide Einschlag zeigt sich deutlich an den hervorspringenden Backenknochen und den schräg gestellten dunkelbraunen, beinahe schwarz wirkenden Augen. Zwischen den gering aufgeworfenen Lippen eines nie zu großen Mundes schimmern stets zwei Reihen gesunder Zähne. Ihre schönen, ganz glatten Haare sind von einem sehr dunklen Braun. Alle haben volles Haupthaar, verlieren es aber im Alter. Eine Glatzenbildung tritt jedoch nicht auf, das Haar wirkt dann so, als wäre es ganz kurz über dem Kopfe abgeschnitten. Bei einzelnen Männern sprießt eine dünne Bartbehaarung beiderseits der Lippen und am Kinn; gelegentlich zupfen sie die Barthaare aus. Ihre übrige Körperbehaarung ist auf die Schamgegend beschränkt. Frauen zupfen sich die Schamhaare aus, desgleichen Augenbrauen und Wimpern. Junge Mädchen haben meist schön geformte, halbkugelige, feste Brüste, die jedoch nach dem ersten Kind erschlaffen und herunterhängen, obgleich die Frauen dann oft noch nicht einmal das Alter von 18 oder 19 Jahren erreicht haben.

Diese Beobachtungen finden Parallelen durch die Beschreibungen, welche Alexander von Humboldt von den Waihá (Guaicas) und Guaharibo gibt. Er bezeichnet sie auch als Stämme „von weißlicher Hautfarbe und sehr kleinem Wuchs". Er fügt aber hinzu „die Kleinheit der Guaicas und die Weiße der Guaharibos,

[69]) Métraux, 1948, S. 861.

[70]) Hierauf hat auch schon Crevaux hingewiesen, und zwar bezüglich der Oyampí-Indianer in Französisch Guayana: „Le pouce fortement écarté regarde toujours en dedans, tandis que le troisième, le quatrième et le cinquième sont tournés en dehors." (Crevaux, 1880, S. 76 und Abb., links).

die P. Caulin Guaharibos blancos nennt, seien im gleichen Maße übertrieben worden"[1]). Die von Alexander von Humboldt gemessenen Guaicas hatten „im Durchschnitt 4 Fuß 7 Zoll bis 4 Fuß 8 Zoll (nach altem franz. Maß)"[2]), also etwa 1,52—1,55 m. Dieselbe Körperhöhe gibt auch Koch-Grünberg von den Waiká (Waika) an, die er in Motomotó am Uraricuera traf und welche er ebenfalls als sehr hellhäutig bezeichnet[3]). An anderer Stelle schreibt Koch-Grünberg: „Die Schiriana und Waika von Motomotó waren kleine Leute, im Durchschnitt etwa 1,52 m hoch. Bei keinem überstieg die Körperhöhe 1,55 m .... Ältere Leute hatten aufgetriebene Bäuche und dürre Beine .... Die von Natur fast durchweg häßlichen Menschen wirkten noch abstoßender durch den Mangel jeder Körperpflege"[4]). Ähnlich, aber noch abfälliger äußerte sich Chaffanjon über die Guaharibos: „Petits et chétifs, des membres grêles, un estomac démesurément gonflé, des cheveux longs et sales, une physionomie bestiale, leur donnent un aspect repoussant. Ils sont absolument nus; deux hommes ont la barbe longue et clairsemée; leur teint est plus clair que celui de tous les Indiens que j'ai encore rencontrés; ils n'ont pour toute arme qu'un bâton"[5]). Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch Zerries bei etwa 40 erwachsenen Waiká einen Durchschnittswert von 151,5 cm für Männer und 142 cm für Frauen feststellte[6]).

Aus den Vergleichen ist zu ersehen, daß die Surára und Pakidái von derselben körperlichen Beschaffenheit sind wie die Guaharibo, Xiriána und Waiká[7]). Erstaunlich ist es daher, daß Chaffanjon und Koch-Grünberg die untersuchten Indianer als so auffallend häßlich bezeichnen. Die verwandten Surára und Pakidái sowie die Waiká im Einzugsgebiet des oberen Orinoco verkörpern zwar auch einen für uns fremden Typus (s. Abb. 9—24 und Abb. bei Zerries, 1959), aber bestimmt keinen derart abstoßenden.

VI. Technologie und materielle Kultur

1. Hausformen

Den Surára und Pakidái sind vier verschiedene Hausformen bekannt. Die einfachste und wohl ursprünglichste, welche aber gegenwärtig nur noch bei den Streifzügen im Urwald als Nachtquartier für jeweils eine Familie Verwendung findet, hat Ähnlichkeit mit einem Windschirm (Abb. 4). Sie wird folgendermaßen konstruiert: Vorn werden ein oder zwei 2—2,50 m lange Stützen, im Abstand der Länge einer Hängematte, in den Boden gesteckt, etwa drei Meter dahinter befinden sich in etwas weiterem Zwischenraum zwei 1—1,50 m lange, schwächere Stützen. Die oberen Enden werden durch Stangen miteinander verbunden; als Bindematerial dient Cipó-titica (eine Lianenart). Statt der hinteren Stützen bindet man die Stangen auch häufig an zwei ein Stück auseinanderstehenden Bäumen an. Darüber werden 12—15 dünnere Stangen in Querrichtung gelegt und darauf 4—6 in Längsrichtung. Es ergibt sich dadurch ein mehr oder weniger steiles Gerüst, welches die Form eines Pultdaches hat. (Abb. 4). Hierauf legt man Palmblätter, so daß die Hütte einen sicheren Schutz gegen den Regen gewährt; selbst die schwersten tropischen Gewitter können den schlafenden Indianern darunter nichts anhaben. Die Hängematten befestigt man in Dreiecksform um das in der Mitte brennende Feuer, bei größeren Familien hängen auch oft zwei Hängematten übereinander.

[1]) A. von Humboldt, 1860, IV, S. 113ff.
[2]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 295.
[3]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 304.
[4]) Chaffanjon, 1889, S. 308—311.
[5]) Zerries, 1959a, S. 186.
[6]) Erst kürzlich erschien von dem gleichen Verfasser eine Arbeit „Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien", welche durch ausgezeichnetes Bildmaterial ergänzt wird. (Zerries, 1959, S. 31—41).

Die Hütten der einzelnen Familien werden, wenn der ganze Stamm wandert, stets im Kreis um die im Zentrum stehende Häuptlingshütte aufgestellt, nachdem vorher der Urwald schnell etwas gerodet wurde. Der Abstand von Hütte zu Hütte beträgt 5—8 m.

Genau die gleiche Konstruktion bekegra auch Salathé für die Karinā[29]), Zerries für die Waikā[30]) und Koch-Grünberg für die Xirianá (Schirianá) am oberen Uraricapará; doch letzterer bezeichnet jene pultdachartige Hütte als Wetterschirm[31]). Dieser Name ist aber nicht zutreffend, denn ein echter Wetterschirm, auch Windschirm genannt, berührt auf einer Seite den Boden. Bei der geschilderten Bauweise und ebenfalls auf Koch-Grünbergs Zeichnungen ruht jedoch das Dach überall auf Stützen. Auch die kreisförmige Anordnung der Hütten wird schon von Koch-Grünberg erwähnt. Dazu äußert der Gelehrte die Vermutung, daß es sich hierbei nur um ein flüchtiges Lager handelt[32]), was ich jetzt, hinsichtlich der Surára und Pakidái, bestätigen kann. Dagegen sagen Koch-Grünberg, Salathé und Zerries nichts über eine im Zentrum stehende Hütte aus. Diese fehlt aber bei den Surára und Pakidái niemals. Als Grund hierfür gaben mir die genannten Indianer an, daß der darin schlafende Häuptling gegen feindliche Überfälle geschützt werden soll. Nachts müssen außerdem jeweils zwei Krieger das Lager bewachen.

An den Wanderwegen der Surára und Pakidái im Gebiet zwischen den Flüssen Demini und Aracá findet man zahlreiche solche verlassenen Lager. Sie werden aber nie ein zweites Mal als Nachtquartier benutzen, obgleich die Konstruktion oft noch sehr gut erhalten ist und nur die Dächer mit frischen Palmblättern bedeckt werden müßten.

Eine Ausnahme bildet das Lager Xiwari, welches sich 35 km südlich von der Cachoeira das Índios am oberen Aracá befindet. Drei-

[29]) Salathé, 1931/32, S. 298—300 und Fig. 1 und 2.
[30]) Zerries, 1958, S. 184.
[31]) Koch-Grünberg, 1903a, S. 300 und Taf. 43 b und c.
[32]) Koch-Grünberg, 1903a, S. 300 und Taf. 43 a.

viertel des Kreises, der einen Durchmesser von 28 m hat, wird von 20 der beschriebenen kleinen Hütten eingenommen, während eine 7 m lange und 5 m hohe gleichartig konstruierte Behausung das übrige Viertel ausfüllt. In der Mitte des Kreises steht, wie üblich, die Häuptlingshütte. Um das Lager herum sind Roças (Waldrodungen) angelegt, wo Bananen, Pupunha-Palmen, Maniok, süße Kartoffeln, Yuca und Tabak angepflanzt werden. Hier halten sich die Surára in jedem Jahr zwischen den Monaten Oktober und Dezember auf. In der großen Hütte werden dann stets zwei Monate lang zwei junge Männer im Alter von etwa 20 Jahren von dem Häuptling und seinem Bruder als Medizinmannsgehilfen ausgebildet (s. S. 671).

Die zweite Hauptform ist eine große, offene, fast kreisförmige Maloka, welche in einem Tal zwischen drei kurzen Bergzügen liegt, 70 km nordöstlich von der Cachoeira das Índios und etwa 100 km südlich vom Quellgebiet des Orinoco (Abb. 5). Hierbei handelt es sich um eine Konstruktion (s. Fig. 1), die bisher noch nie für südamerikanische Indianer belegt worden ist. Sie wird in der Trockenzeit von den Surára und Pakidái gemeinsam bewohnt. Wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, hat sich diese Hauptform aus den kreisförmig angeordneten kleinen Hütten, die als Nachtquartier dienen, entwickelt. Das beschriebene Lager Xiwari zeigt schon deutlich die Übergangsform.

Um eine Fläche von 52 m Länge und 46 m Breite sind drei ca. 6 m hohe, gebogene Windschirme aufgestellt (Abb. 6) und ein zum Innenraum hin offenes, rechteckiges Haus mit Giebeldach. Die Länge des größten Windschirmes beträgt 74,40 m und die der beiden anderen 28,60 m bzw. 25,40 m. Das rechteckige Häuptlingshaus ist 9,70 m lang. Vier Eingänge, mit einer jeweiligen Breite von 8 m; 6,80 m, 6,30 m und 2 m, führen in das große, offene Rund. Ein Hauptor Eingang, der jedoch nur 1 m hoch und 50 cm breit ist, befindet sich innerhalb des größten Windschirmes. Außerdem ist zu erwähnen, daß zwischen dem Häuptlingshaus und dem 24,80 m langen Windschirm noch eine 4 m lange rechteckige offene Giebeldachhütte steht, der Hahnenstall (Abb. 7).

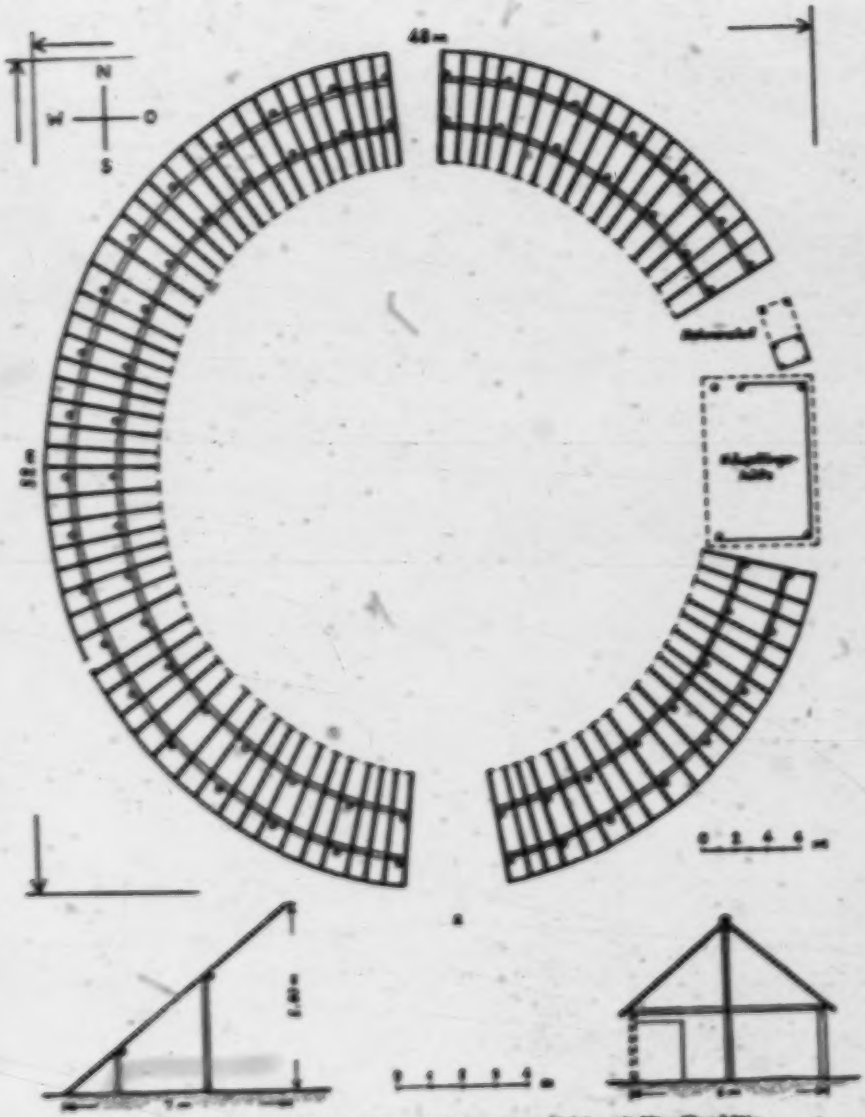


Fig. [illegible] Grundriß und Querschnitt der [illegible] mit Häuptlingshütte

Die drei Windschirme werden folgendermaßen errichtet: Zum Innenraum hin sind in unregelmäßigen Abständen 3,30—3,60 m hohe Pfosten aufgestellt. Dahinter, in einem Abstand von 2,60 m, stehen kleinere Pfosten, die ca. 1,20 m hoch sind. Die vorderen und hinteren Pfosten werden durch Leisten verbunden, die man ungefähr 1 m nach oben hinauswagen läßt. Zur Befestigung dient auch hier Cipó-titica, eine Lianenart. Im Abstand von 50—70 cm werden über diese Leisten 31—35 dünnere Querleisten gelegt, wodurch eine Windschirmkonstruktion entsteht. Im Gegensatz zu der oben beschriebenen pultdachartigen Hütte handelt es sich diesmal um echte, wenn auch besonders große Windschirme, denn der Boden wird auf einer Seite berührt. Die Tiefe beträgt ca. 7 m und die Höhe des Daches bis zu 6 m. Als Dachbelag verwendet man die Blätter der Ubim-Palme (*Geonoma* sp.), die „Ziegel" Amazoniens. Auch die Gummisammler, Palmfasersammler, Pflanzer und Holzfäller benutzen als Dach- und Wandbelag diese Blätter, deren Haltbarkeit 4—5 Jahre beträgt.

Die Ubim-Palme, welche im Demini-Aracá Gebiet sehr häufig auftritt, erreicht nur eine Höhe von 1,50—2 m. Die Blätter haben eine Länge von 80 cm bis 1 m und eine Breite von 25—30 cm. Das Sammeln derselben ist recht anstrengend und erfordert 4—5 Stunden schwere Arbeit. Sie werden abgeschlagen oder abgebrochen und zunächst haufenweise übereinandergelegt. Hat der Indianer genug Blätter zusammen, säubert er im Urwald einen kleinen rechteckigen Platz im Abstand von etwa 4 m. In dieser Entfernung steckt er auf beiden Seiten je drei 1 m hohe sich direkt gegenüberstehende Stöcke in den Boden. Diese werden mit Lianen verbunden. Danach werden über die drei Lianenstreifen jeweils Haufen von 8—10 Blättern nebeneinandergelegt. Ist das Ende erreicht, schichtet der Indianer auf die Zwischenräume erneut Haufen von 8—10 Blättern, doch diesmal mit dem Stiel nach der entgegengesetzten Seite. In der gleichen Weise verfährt er noch mehrmals, bis schließlich alle gesammelten Blätter schön säuberlich haufenweise übereinander liegen. Danach zieht er auf der einen Seite die drei Stöcke heraus und rollt jetzt die Blätter mit den drei Lianenstreifen, auf denen sie liegen, wie einen Teppich zusammen. Die Enden der Lianen werden dann fest angezogen und ineinandergesteckt. Um den Ballen wird noch ein Tragband aus Embira geschlungen, und hierauf trägt der Indianer die 60—70 kg schwere Last mit dem Kopf oder der Brust, im letzteren Falle verläuft das Tragband über der Brust und den beiden Oberarmen, 30—40 Minuten oder mehr durch den unwegsamen Urwald bis zu seiner Maloka. Der Schritt, den die Indianer dabei anschlagen, ist so schnell, daß ich, obgleich ohne Last, regelmäßig Mühe hatte, ihnen zu folgen.

In der Behausung angekommen, verarbeitet man nun die Blätter am gleichen oder folgenden Tag zu rechteckigen Matten, die als Dachbelag dienen sollen, wobei die Frauen helfen. Bei dieser Technik beeindruckt die Zweckmäßigkeit und der indianische Erfindergeist.

Über einen Stengel der Paxiúba-Palme (*Iriartea exorrhiza* Mart.) werden 60—100 Ubimblätter, mit der Rückseite nach oben, nebeneinandergelegt, und zwar in der Weise, daß gerade noch das Blattende oberhalb des Paxiúbastengels liegt, während der lange Stengel des Ubimblattes darüber hinausragt. Jedes Ubimblatt besteht übrigens aus 3—4 V-förmigen Seiten. Von rechts wird nun damit begonnen, die Blätter zu einem festen Bestand ineinanderzufügen. Der untere Teil der rechten V-förmigen Seite wird eingeschlagen. Danach wird der lange Ubimstengel umgeknickt, um den Paxiúbastengel geschlungen, rechts vom Blatt nach oben geführt und dann über das Blatt nach links gelegt. Mit den anschließenden Blättern wird in der gleichen Weise verfahren. Das Stengelende des letzten linken Blattes wird durch ein um den Paxiúbastengel geschlungenes Lianenstück befestigt, oder einfach dadurch, daß man diesen Stengel ausnahmsweise nach rechts umbiegt und unter die anderen Blätter schiebt. Damit ist ein Pano (rechteckige Matte) fertig, der im allgemeinen eine Länge von 5—8 m hat und eine Breite von einem halben Meter. Je nach der Länge des Windschirmes werden nun 80—100 oder mehr solcher Panos

im Abstand von 30—50 cm ziegelartig übereinander auf das Dachgerüst gelegt und mit Lianen befestigt.

Unter diesen Windschirmen leben die Familien, eine neben der anderen. Die räumliche Ausdehnung jeder Familie beträgt 3—4 m. In der Mitte brennt das Feuer, welches Tag und Nacht unterhalten wird. Rechts und links davon hängt je eine Hängematte, für den Mann und die Frau (Abb. 29). Bei größeren Familien werden die Hängematten dreieckförmig um das Feuer herum aufgehängt, und wenn nötig, auch übereinander. Im letzteren Falle schläft die Hauptfrau stets unten und der Mann oben, während die zweite Frau und die größeren Kinder, oder die Großmutter, in den Hängematten auf der gegenüberliegenden Seite des Feuers liegen. Über und hinter den Hängematten sind die Gebrauchsgegenstände, Bogen, Pfeile, Köcher, Messer, Körbe usw., am Dachgerüst befestigt. Die meisten Familien haben außerdem ganz im Hintergrunde ein etwa 1 m hohes quadratisches oder rechteckiges $^1/_2$ bis höchstens 1 m langes Holzgerüst aufgestellt, welches mit 30—50 cm hohen Seitenwänden versehen ist, in dem die jungen Hunde schlafen, das sogenannte Hundebett (Abb. 30). Ob letztere Vorrichtung eigenständig ist oder früher einmal von Karaibenstämmen übernommen wurde, konnte bisher nicht festgestellt werden. Nach Angabe des deutschen Franziskanerpaters Protasius Frikel aus Santarem sind ähnliche Hundebetten auch bei Karaibenstämmen am Rio Trombetas in Gebrauch[28]).

Die Häuptlingshütte verdankt ihre Entstehung offensichtlich dem Vorbild von Hütten der Pflanzer, Gummi- und Palmfasersammler. Sie hat einen rechteckigen Grundriß, die Breitseite ist zum Hof hin gerichtet und auf dieser Seite auch offen. Die Länge beträgt 9,70 m, die Breite 6 m und die Höhe, genau wie die der Windschirme, ca. 6 m. In der Mitte stehen vier 5 m lange Pfosten, vorn und hinten je vier kleinere, deren Höhe je 2,55 m beträgt. Durch Querbalken sind die kleinen Pfosten miteinander verbunden, außerdem führen Horizontalleisten zu den hohen Pfosten, wodurch ein Giebeldach gebildet wird. Darüber liegen wiederum kleine, dünne Querleisten, auf denen, genau wie bei den großen Windschirmen, Panos, die rechteckigen Palmblattmatten, befestigt sind. In der gleichen Weise hat man auch die hintere Wand und die beiden Seitenwände mit Panos versehen. Zwischen den beiden Enden der Vorderseite sind drei $^1/_2$ m hohe Stangen befestigt, die häufig als Sitzgelegenheit benutzt werden. An der rechten Schmalseite befindet sich der Eingang, welcher 1 m breit ist. In der Mitte der Hütte brennt das Feuer, und im Dreieck herum hat man die Hängematten befestigt, in denen der Häuptling, seine beiden Frauen und die Kinder schlafen. An den Querbalken und am Geflecht der hinteren Wand hängen alle Gebrauchsgegenstände.

Rechts neben dem Häuptlingshaus steht noch eine kleine, offene Hütte, welche 4 m lang, 2 m breit und 6 m hoch ist. Auch hier hat das Dach eine Giebelform und ist ebenfalls mit Panos aus Ubimblättern bedeckt. Unter dem Dach befindet sich ein Lattenverschlag, ca. 1,60 × 2 m, der als Hahnenstall Verwendung findet.

Vom architektonischen Standpunkt aus stellt diese offene, nahezu kreisförmige Konstruktion, in der allerdings die Häuptlingshütte und der Stall für die Hühne zwei später eingefügte Fremdkörper bilden, eine unübertreffliche Bauweise dar, gerade für dieses heiße, tropische Gebiet. Die Kreisform verhindert das Eindringen von Wind, und auch der Regen kann den im toten Winkel unter den Dächern lebenden Familien nichts anhaben. Außerdem herrscht ständig eine angenehme frische Luft, so daß auch beim Verlassen dieser Maloka keine Erkältungsgefahr besteht. Stämme oder Gruppen, die in geschlossenen Malokas leben, sind Erkältungskrankheiten viel leichter ausgesetzt, wenn sie das warme Gemeinschaftshaus verlassen und in die kühle Morgen- oder Nachtluft hinaustreten. Diese Maloka der Surára darf wohl als eine der ältesten und ursprünglichsten Bauformen südamerikanischer Indianer angesehen werden. Um das Gemeinschaftshaus herum hat man Pflanzungen angelegt (Abb. 37), die sich z. T. bis in die Mitte der Bergabhänge erstrecken.

[28]) Persönliche Angabe von P. Frikel anläßlich des XXXI. Int. Amerik. Kongr. in São Paulo, 1954.

Als dritte Hausform lernte ich an der Cachoeira dos Índios am oberen Aracá eine 10 m hohe, geschlossene, kreisförmige Maloka mit Giebeldach kennen. Die Surára erklärten mir, daß diese Bauweise bei den Xiriána üblich sei. Eine Beschreibung davon gibt es aber bisher auch noch nicht.

Der Bau wird, wie bei der offenen Maloka, von allen Männern des Stammes unter Leitung des Häuptlings in Gemeinschaftsarbeit durchgeführt. Ich hatte das Glück, diese Konstruktion in allen Phasen mitzuerleben. Zuerst wird ein Stück des Urwaldes, auf dem die Maloka errichtet werden soll, gesäubert. Die Männer beginnen damit, die kleinen Bäume und Sträucher umzuschlagen und die Wurzeln derselben herauszuziehen. Hierauf gehen sie an das Fällen der großen Bäume. Doch bevor jeweils zwei Männer mit ihren Äxten die Arbeit an einem Baum beginnen, klettert ein Mann hinauf und befestigt dicht unterhalb der Krone eine sehr lange Liane. Ist danach der Baum soweit eingekerbt, daß er zu fallen droht, ziehen ihn drei bis vier Männer mittels der Liane zu Boden und springen, während der Baum fällt, rasch zu Seite. Sind alle Bäume geschlagen, werden die Wurzeln mit Hilfe von Terçados (große Buschmesser) und den Händen ausgegraben. Andere Männer ziehen inzwischen das auf dem Boden wachsende Gestrüpp heraus. An den folgenden 2—3 Tagen werden im Urwald Bäume gefällt, welche als Baumaterial dienen sollen. Hierauf mißt der Häuptling, unterstützt von zwei oder drei Männern, mittels einer Liane, einen kreisrunden Platz ab. Anschließend beginnt der Bau, welcher bereits nach acht Tagen die nachstehend aufgeführte Konstruktion zeigt: Beiderseits von drei 10 m hohen Mittelpfosten, die den Dachfirst bilden, stehen im Halbkreis je vier Pfosten, deren Höhe 8 m beträgt. In einem weiteren Abstand sind um die genannten Pfosten 21 kleine Pfähle, je 5 m hoch, kreisförmig in den Boden gerammt. Sowohl die hohen, als auch die mittleren und kleinen Pfosten sind jeweils durch zwei Querleisten an den oberen Enden und 2 m darunter miteinander verbunden. An den Querleisten der 21 Außenpfosten sind außerdem zahlreiche Horizontalstäbe befestigt, wodurch die Hauswand gebildet wird. Von den oberen Querleisten der kleinen Pfosten verlaufen über die der mittleren Pfosten, die als Stützen dienen, bis zu denen der großen Pfosten 69 Horizontalstangen, die das Dachgerüst tragen sollen. An den beiden Schmalseiten der drei hohen Mittelpfosten sind zwischen den aufliegenden Horizontalstangen orgelförmig je 11 dünne Stöcke angebracht und bilden die beiden Giebelfronten. Als Bindematerial wird auch hier ausschließlich Cipó-titica verwandt. Rechts an der vorderen und links an der hinteren Breitseite ist je ein kleiner nur 1 m hoher und 1 m breiter Eingang. Nach der Fertigstellung des Gerüstes (Abb. 8) werden auf das Dach die Panos (rechteckige Matten aus den Blättern der Ubimpalme) wieder schindelartig übereinandergelegt und an den Sparren befestigt. Es ist die gleiche Technik, wie sie schon bei der Konstruktion der großen, offenen Maloka beschrieben wurde. Den oberen Teil der beiden Giebelseiten läßt man offen, damit Licht in das Innere des Hauses eindringen und der Rauch abziehen kann. Auch die Wände werden vollständig mit Panos bedeckt, und vor die Eingänge werden mittels Lianen zurückschlagbare Palmblattmatten gehängt. Im Inneren des Hauses bleibt die Mitte frei, zur Veranstaltung von Festen und Tänzen, während die Familien, in der gleichen Form wie in der offenen Maloka, verhältnismäßig dicht an der Wand wohnen, eine Familie neben der anderen. Für den Häuptling und seine Angehörigen ist an der zum Fluß gelegenen Seite ein besonders großer Platz reserviert.

Erstaunlich ist an dieser Hausform die Tatsache, daß der Grundriß kreisförmig ist, während das Dach eine Giebelform hat. Für Häuser mit kreisförmigen Grundriß ist sonst das Kegeldach charakteristisch, wie es Olga Coudreau[88]) und Koch-Grünberg[89]) für Karaibenstämme belegt haben. Dabei werden ein oder höchstens zwei Mittelpfosten verwandt. Koch-Grünberg erwähnt zwar auch einen Bau mit drei und schreibt dazu: „Werden die beiden Mittelpfosten weiter auseinandergesetzt oder statt zwei Mittelpfosten drei oder mehr verwendet,

[88]) Olga Coudreau, 1903, S. 122.

[89]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 18 und Taf. 2 (1a, 1b, 2a, 2b).

so verlängert sich der Dachfirst, und der kreisrunde Grundriß geht allmählich in einen elliptischen über"[26]).

Bei der von mir geschilderten Bauweise bleibt aber der kreisförmige Grundriß trotz der drei Mittelpfosten erhalten. Nach Koch-Grünberg verdanken die Giebeldächer und Hütten mit elliptischem Grundriß und anderen von Viereckform" offensichtlich europäischem Einfluß ihre Entstehung"[27]). Hierin stimme ich mit dem genannten Forscher vollständig überein und glaube daher, daß diese von den Surára konstruierte Maloka, die sie dem Gemeinschaftshaus der Xiriána nachbildeten, in Wirklichkeit aus der karaibischen Kegeldachhütte hervorgegangen ist, während das Dach eine Entlehnung aus dem Bereich der Zivilisation (Palmstrohhütten der Caboclos) darstellt. Darauf weist auch die Konstruktion der Häuptlingshütte innerhalb des Kreisumfanges der großen, offenen Maloka hin, welche ebenfalls ein Giebeldach enthält (s. S. 14). Bemerkenswert ist jedoch, daß die Maloka der Surára eine Höhe von 10 m hat, während die von Koch-Grünberg erwähnten Rundhütten eine Höhe zwischen 4.20—5.37 m aufweisen[28]). Meine Frage, warum die Surára in der Serra eine offene und an der Cachoeira dos Índios am oberen Aracá eine geschlossene Maloka bewohnen, wurde mir dahingehend beantwortet, daß es in der höhergelegenen, kühleren Region zwischen Demini und Aracá so gut wie keine Moskitos gibt, jedoch am Flußufer des Aracá verhältnismäßig viele. Diese Begründung ist sehr einleuchtend, denn in den geschlossenen indianischen Gemeinschaftshäusern halten sich keine Stechmücken. Sie scheuen das Halbdunkel und den Rauch der ständig brennenden Feuer.

2. *Brücken*

Boote werden von den Surára und Pakidái nicht verwandt. Wenn sie auf ihren schmalen Urwaldpfaden, die für unsere Augen kaum erkennbar sind, an Bäche gelangen, so waten sie einfach hindurch. Handelt es sich um breitere Bäche, die in der Regenzeit Hochwasser führen, oder sind deren Ufer steil abfallend, so wird einfach ein Baumstamm als Steg darübergelegt. Zur Überquerung kleinerer Flüsse, wie z. B. des Rio Deminisinho, eines linken Nebenflusses des oberen Aracá, der 1 km hinter der Cachoeira dos Índios in denselben mündet, bedienen sich die Surára sogar einer regelrechten Brücke. An der Übergangsstelle beträgt die Breite des Rio Deminisinho 38 m, und zu beiden Seiten befinden sich 8 m hohe Steilufer. Die Brücke, welche hier während der Sommerzeit, in der das Flußbett verhältnismäßig flach ist, gebaut wurde, besteht aus zwölf 12—14 m langen gekreuzten Baumstämmen, die in das Flußbett gerammt wurden. Über die Kreuzungsstellen hat man jeweils zwei nebeneinanderliegende dünnere Stämme gelegt und mit Lianenumwicklungen befestigt. An den überstehenden Enden der Tragpfosten bilden Lianen eine Art Geländer. Da sie aber sehr locker durchhängen, können sie kaum einen Halt geben. Zur Sicherung der Brücke hat man beide Enden noch zusätzlich mittels Lianen an dicken Bäumen verankert. Hierdurch wirkt die Konstruktion auf den ersten Blick wie eine Hängebrücke. Da sie aber 1 m höher ist als die Ufer, sind an beiden Seiten kleine 60 cm breite Sprossenleitern angebracht und mit Lianenbindungen befestigt.

Während ich beim Überqueren dieser und anderer Baumstammbrücken stets mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um das Gleichgewicht zu halten, schritten die Indianer, Männer, Frauen und Kinder, immer mühelos darüber hinweg, selbst dann, wenn sie viel Gepäck trugen. Dies mag wohl damit zusammenhängen, daß sie ihre Füße beinahe gar nicht auswärts stellen, so daß man dieselben fast für parallel halten kann (Abb. 17)[29]).

[26]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 22 und Taf. 2 (4).
[27]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 22.
[28]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 21.

[29]) Ähnliche Angaben liegen von Crevaux bezüglich der Otana (Rukuien, Roucouyennes) vor. Der Forscher suchte bereits nach den Ursachen und glaubte, dieselben im Buchen zu finden. Auch die weißen Frauen, so sagte er, gehen mehr als die Männer mit nach innen gewetzten Füßen, weil ihr Becken breiter ist. Wegen der Fußstellung schließt er deshalb auch auf ein breiteres Becken bei den Indianern. (Crevaux, 1883, S. 255).

Diese Brücken stellen kein Novum dar, denn in ähnlicher Form werden sie bereits von Alexander von Humboldt vom Raudal de Guaharibos erwähnt[30]). Eine geradezu klassische Beschreibung dieser bei den Guaharibo beobachteten Bauweise liefert Chaffanjon: „Enfin, vers les quatre heures et demie du soir, nous trouvons une espèce de lac avec un rayol, à l'extrémité duquel quelques branches, régulièrement placées en travers du courant, attirent notre attention; plantées entre les anfractuosités des rochers, elles forment passerelle. Pour les constructions de cette espèce, les Indiens attendent que la rivière soit très basse. Ils recherchent des ramures ou de jeunes fûts, d'une seule venue, comme ou en recontre beaucoup dans la forêt. La grosseur varie entre 12 à 15 centimètres de diamètre, la longueur diffère suivant la profondeur de l'eau. Les piquets que nous examinons ne dépassent pas 4 mètres de longueur, ils sont, ainsi que toutes les branches, ou cassés ou brûlés; aucun ne porte trace de hache ou de couteau. Les supports en X, disposés de distance en distance, ont les bras réunis par des traverses, tant à la partie inférieure qu'à la partie supérieure. Le tout est solidement fixé avec des lianes très résistantes. Pour mieux assujettir les supports plantés dans quelque anfractuosité ou entre les roches, on les relie aux arbres de la rive, ce qui leur donne l'aspect d'un pont suspendu. Les Indiens marchent sur les deux traverses inférieures et se servent de la supérieure comme d'une rampe"[31]). Weiterhin werden solche Brücken von Koch-Grünberg für die Taulipáng belegt[32]) und von Zerries für die Waiká[33]).

3. *Jagd- und Kriegswaffen nebst Zubehör*

Für Jagd- und Kriegszüge verwenden die Surára und Pakidái, genau wie die meisten anderen Urwaldnomaden Südamerikas, sehr große Bögen — *hátonahí* — und Pfeile — *xeréha* (Abb. 12).

Die Bögen, sogenannte einfache Bögen, da sie jeweils nur aus einem Stück bestehen, werden aus dem schweren, schwarzen Holz der Pupunha- oder Chontapalme (*Guilielma speciosa* Mart.) gearbeitet und haben Längen zwischen 2,03—2,12 m. Ihre Gewichtsspannkraft beträgt 32 kg und die Spannlänge 71 cm[34]). Durch eine nicht zu starke, aber gleichmäßige Krümmung erhalten sie ein symmetrisches Aussehen. Während die äußere Seite flach ist, hat die innere eine abgerundete Form, so daß der Querschnitt, welcher in der Mitte 2—2½ cm beträgt, halbkreisförmig erscheint. Beide Enden laufen spitz aus (Fig. 2 i).

Bezüglich der Herstellung ist zu sagen, daß man den Bogenstab heute mittels Axt und Terçado (großes Buschmesser)[35]) zunächst roh zuhaut. (Steinbeile, die man vielleicht früher einmal dazu verwandte, habe ich nicht vorgefunden). Anschließend bearbeiten ihn die Männer mit einem kleinen Messer, welches sie ebenfalls eintauschen. Zum Glätten verwendet man die innere Kante des Eckzahnes von einem Wildschweinunterkiefer und die rauhen Blätter der Curatella (*Cecropia pellata*), wodurch der Bogen ein schönes, glänzendes Aussehen erhält.

Die Sehne — *penahitábe* —, welche aus dreisträhnig nach rechts gedrehten Curauá (*Bromeliaceae*)-Faserschnüren besteht, wird jeweils mit einfacher Schlinge an den Bogenenden befestigt. Will man den Bogen nachspannen, muß die Sehne stärker zusammengedreht werden, wodurch sie sich verkürzt.

Der beschriebene Bogen läßt sich sofort in die typischen Bogenformen Guayanas einordnen, welche Métraux wie folgt charakterisiert: „Guiana bows were generally convex on the belly while the back or outer surface was concave or flat"[36]). Nach Meyers Klassifikation würde er wegen seines halbkreisförmigen Querschnitts

[30]) A. von Humboldt, 1860, IV, S. 111, 112, 119.
[31]) Chaffanjon, 1889, S. 311 und Abb. S. 309.
[32]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 78 und Abb. 6.
[33]) Zerries, 1954b, S. 73.

[34]) Diesbezügliche Vergleiche mit Bögen anderer südamerikanischer Stämme sind aus Rankes Tabelle zu ersehen. (Ranke, 1903, S. 347).
[35]) Sie erhalten diese Gegenstände im Tausch von Piaçabeiros (Palmfasersammlern) und als Geschenke vom Personal des Indianerschutzpostens Ajuricaba am mittleren Demini.
[36]) Métraux, 1949, S. 232.

zum nordbrasilianischen Bogentypus gehören; auf Grund des Materials jedoch zur Peru-Gruppe, da es sich ja nicht um rotbraunes, glattes Leguminosenholz handelt, sondern um solches der Pupunhapalme[67]). Auch P. Schmidt widmet dieser „umgekehrten Form des Flachbogens" einen größeren Abschnitt und zählt schon folgende Stämme nördlich des Amazonas auf, wo sie vorkommt: „Kanamare am Rio Jurua, Trio, Ojana, Makusi, Wapisiana, Uaupe, Porohoto, Paase (Kinderbogen), Siriana am Rio

[67]) Meyer, o. J., S. 31.

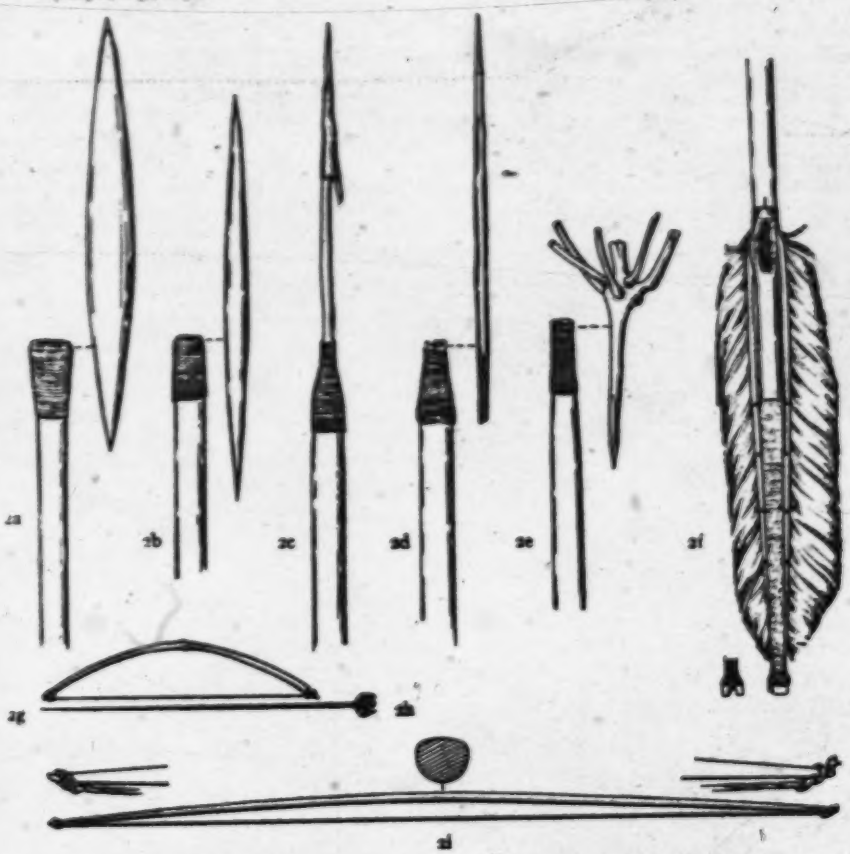


Fig. 2a Pfeilspitze, breit, lanzettförmig, aus Bambus
Fig. 2b Pfeilspitze, schmal, lanzettförmig, aus Bambus
Fig. 2c Pfeilspitze mit Widerhaken
Fig. 2d Hölzerne Pfeilspitze mit Giftbehälter
Fig. 2e Gegabelte hölzerne Pfeilspitze
Fig. 2f Pfeilfederung
Fig. 2g Knabenbogen
Fig. 2h Knabenpfeil
Fig. 2i Bogen mit Querschnitt und Sehnenbefestigung

Uraricapara, Motomoto[68]). Auf Grund der Beschreibungen und Abbildungen, die Koch-Grünberg von dem Xiriána-Bogen gibt[69]), stimmt dieser mit dem der Surára und Pakidái nahezu überein, bis auf die Tatsache, daß ersterer an den Enden abgesetzt ist. Dadurch werden die Aussagen der von mir untersuchten Indianer bestätigt, welche erklärten, daß sie Bogen dieser Art und die Kenntnis, sie selbst herzustellen, von den Xiriána erhielten. Auf meine Frage, warum ihre Bögen am Ende aber nicht abgesetzt sind, gab man mir die Auskunft, daß die Xiriána diese Abweichung fordern. Im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte befinden sich zwei Xiriána-Bögen, welche von Koch-Grünberg gesammelt wurden (12.25:29; 12.25:31). Es sind aber verhältnismäßig kleine Exemplare, denn sie haben nur eine Höhe von 1,92 bzw. 1,82 m. Ein Bogen der Xamatári vom Rio Maiá, einem linken Nebenfluß des Rio Cauaboris, der sich ebenfalls im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte befindet (Sammlung Boeldecke, 56.15:4) und zwei Meter hoch ist, hat genau die gleiche Form wie die der Surára und Pakidái, d. h. ohne abgesetzte Enden. Das ist nicht verwunderlich, denn die Xamatári sind nach Aussage des Surára-Häuptlings Hewemão gleichfalls Trabanten der Xiriána (s. S. 6). Schließlich ist noch zu erwähnen, daß dieselbe Bogenform auch für die Waiká in Venezuela belegt ist[70]).

Die Pfeile — *zerika* —, deren ganze Länge zwischen 2—2,12 m beträgt (Schaftlänge: 1,89—1,94 m; Gewicht: 60—90 g[71]) [72]), werden aus Pfeilrohr — *zerokahe* — hergestellt, daß von den Surára und Pakidái in der Nähe ihrer Malokas am oberen Araçá, bzw. am mittleren Demini angebaut wird. Alle fünf von ihnen verwandte Pfeilarten haben die gleiche Fiederung — *jaromakik* —, welche aus zwei halben schwarzen Schwungfedern des Mutum (*Crax* sp.) — *parari* — besteht. Man legt sie in der Weise an das Rohr, daß sie abwechselnd die obere und die untere Seite der Fahne zeigen. An mehreren Stellen des Handendes werden sie durch jeweils zwei Fäden der festen Umwicklung aus Bromeliafasern — *pemakassirakama* — gehalten. Innerhalb dieser Umwicklung, die das schwache Rohr gegen den Eindruck der Bogensehne stärken soll, steckt am Rohrende außerdem ein kleiner, mit Harz befestigter Holzstift, der in seinem verdickten äußeren Teil eine Einkerbung hat, welche auf die Bogensehne aufgesetzt wird. Hierdurch soll verhindert werden, daß das Rohr beim Abschnellen des Pfeiles splittert. Das obere Ende des Federschaftes ist in eine zweite, schmälere Umwicklung eingebunden, in welcher zwischen den beiden halben Pfeilfedern häufig noch zwei schwarze Mutumfederchen als Schmuck stecken (Fig. 2 f).

Die beschriebene Fiederung gehört nach der Klassifizierung von Meyer zum Typ der Guayanafiederung[73]). Für die Xiriána bezeugt sie Koch-Grünberg[74]), und man kann sie auch an den Pfeilen erkennen, die der Forscher für das Hamburgische Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte mitgebracht hat (Sammlung Koch Grünberg, 12.25:33—42). Daß die Xamatári diese Fiederung ebenfalls verwenden, zeigen die im gleichen Museum befindlichen Pfeile der Sammlung Alfred Boeldecke (56.15:5—7) und die Zeichnungen von Vinci[75]), außerdem ist sie nach Salathé bei den Karimé anzutreffen[76]).

Erstaunlich groß ist die Variationsbreite der Pfeilspitzen, von denen es bei den Surára und Pakidái folgende fünf verschiedenen Typen gibt:

1. *Kenland* — Es ist eine breite, lanzettförmige Bambusspitze von 25—28 cm Länge; deren

[68]) P. Schmidt, 1913, S. 1030.

[69]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 311 und Taf. 47 (1 und 2a, b, c, d).

[70]) Schuster, 1958b, S. 17.

[71]) Diese Maße bestätigen Weules Feststellung, welcher sagte, daß der Pfeil nach Länge, Form und Gewicht dem Bogen entsprechen müsse, um eine gewisse Treffsicherheit zu gewährleisten. (Weule, 1899, S. 6).

[72]) Dienbezügliche Vergleiche mit anderen südamerikanischen Stämmen sind aus der Tabelle von Ranke zu ersehen. (Ranke, 1903, S. 347).

[73]) Meyer, o. J., S. 9.

[74]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 311 und Taf. 47 (4, 7, 8).

[75]) Vinci, 1956, S. 146, Fig. 2.

[76]) Salathé, 1931/32, S. 300 und Fig. 3 und 4.

beide Enden spitz auslaufen; die Breite in der Mitte beträgt 3—4 cm. Die obere Seite ist abgerundet und die untere, gleichmäßig etwas ausgehöhlt, manchmal auch mit schwarzen Punkten bemalt. Sie wird in den ein wenig gespaltenen und mit Bromeliafasern fest umwickelten Pfeilschaft hineingesteckt (Fig. 2a). Da die Pfeile mit dieser großen Spitze besonders durchschlagskräftig sind, werden sie vorwiegend für die Jagd auf Tapire und Jaguare verwandt; außerdem benutzt man sie bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Jeder Surára- und Pakidái-Mann führt stets 2—3 solcher Reservespitzen in seinem Köcher bei sich.

Gleichartige Spitzen fand Salathé bei den Karimé[77]) und Vinci bei den Xamatári[78]) vor. Außerdem sind sie für letztere Indianer noch durch ein Exemplar im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte belegt. (Sammlung Alfred Boeklecke, 56.15:5. Länge: 23 cm, Breite in der Mitte: 3 cm. An der unteren ausgehöhlten Seite ist diese Spitze mit einer schwarzen, schlangenförmigen Linie bemalt).

Die von Koch-Grünberg untersuchten lanzettförmigen Bambusspitzen der Xiriána haben dagegen eine etwas abweichende Form. Hier laufen nicht, wie bei den Surára, Pakidái, Karimé und Xamatári, beide Enden spitz aus, sondern das eine Ende ist verdickt, ausgehöhlt und wird, mit Bromeliafasern umwickelt, auf einen dem Pfeilrohr eingefügten Holzschaft aufgesetzt[79]). Drei solcher Xiriána-Pfeilspitzen der Sammlung Koch-Grünberg im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte haben zudem die respektablen Längen von 34 cm (12.25:37) und 35 cm (12.25:34—35).

Da die Surára und Pakidái nach eigenen Angaben ihre lanzettförmige Bambusspitze von den Xiriána entlehnt haben, ist der erfolgte Wandlungsprozeß recht bedeutsam, weil ja die Spitze nicht mehr auf einen Holzschaft aufgesetzt, sondern direkt in das Pfeilrohr hineingesteckt wird.

Außerdem werden durch Zerries[80]) und Schuster[81]) lanzettförmige Bambusspitzen für die Waiká belegt, doch es ist aus dem Text nicht ersichtlich, ob es sich um die Art der Surára, Pakidái usw. handelt oder um die der Xiriána.

Wie stark Längen und Befestigungsmöglichkeiten solcher Bambusspitzen bei südamerikanischen Indianern variieren, zeigen die zusammenfassenden Untersuchungen von Meyer[82]) und Métraux[83]) sehr deutlich.

2. *Rahahé* — Hierbei handelt es sich um eine schmälere lanzettförmige Bambusspitze, welche in gleicher Weise wie die Kantaná in das mit Bromeliafasern umwickelte Pfeilrohr hineingesteckt wird (Fig. 2 b). Die einzelnen Spitzen sind 20—22 cm lang und in der Mitte 1,5—2 cm breit. Hiermit werden Wildschweine, Wasserschweine (Capivara), Rehe, Pacas und Cutias (s. S. 2) erlegt. Es ist bemerkenswert, daß solche schmalen Bambusspitzen in der Literatur bisher noch keine Erwähnung fanden.

3. *Kantarim* — Spitze mit Widerhaken, hergestellt aus einem doppelspitzigen Knochenstück vom Cuatá (*Ateles paniscus L.*). Derselbe ist am oberen Ende eines im Pfeilrohr steckenden Holzschaftes mittels einer Umwicklung aus Bromeliafasern, die zusätzlich noch mit Pech überzogen ist, parallel angeschnürt (Fig. 2 c). Mit dieser in Südamerika sehr weit verbreiteten Pfeilspitze werden von den Surára und Pakidái Vögel und Fische geschossen.

Nach der Klassifizierung von Métraux gehört sie zum zweiten Haupttyp der im tropischen Urwaldgebiet Südamerikas vorkommenden Pfeilspitzen[84]). Meyer erwähnt, daß sie in Guayana gebräuchlich ist, aber auch im westlichen Brasilien und bei den Karajá[85]). Innerhalb der Yanomámi-Gruppe sind sie noch für die Xiriána[86]), Karimé[87]), Xamatári[88]) und Waiká[89]) [90]) belegt. Im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte befinden sich

[77]) Salathé, 1931/32, S. 299/300 und Fig. 3b.
[78]) Vinci, 1956, S. 145 und 146, Fig. b.
[79]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 312 und Taf. 47 (5, 8).
[80]) Zerries, 1956b, S. 131.
[81]) Schuster, 1958b, S. 17.
[82]) Meyer, o. J., S. 18, 19, 25, 27, 30, 36, 37, 47, 48, 49 und Tafeln I, 11, 13; II, 16; III, 14; IV, 8, 15.
[83]) Métraux, 1949, S. 236/37 und Fig. 64.
[84]) Métraux, 1949, S. 237.
[85]) Meyer, o. J., S. 18.
[86]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 312 und Taf. 47 (7).
[87]) Salathé, 1931/32, S. 300 und Fig. 3c.
[88]) Vinci, 1956, S. 144 und 146, Fig. c.
[89]) Zerries, 1956b, S. 131.
[90]) Schuster, 1958b, S. 17.

übrigens drei Xiriána-Pfeile mit dieser Spitze (Sammlung Koch-Grünberg, 12.25:39—41) und ein Pfeil der Xamatári (Sammlung Boeldecke, 56.15:6).

4. *Ranaká* — Gegabelte Holzspitze eines Vogelpfeils, Länge: 12—15 cm. Das Material liefert ein Baum — *paioérimá* —, der unzählige solcher Gabelungen aufweist. Der untere Teil des Stiels ist zugespitzt und steckt in dem mit Bromeliafasern umwickelten Pfeilrohr (Fig. 2 e). Für diese Pfeilspitze gibt es bisher nur bei den Waiká eine Parallele.[31a])

5. *Unamú* — Hölzerne Pfeilspitze mit Giftüberzug. Ein dünner, zugespitzter Stab aus dem harten Holz der Pupunha-Palme, von 22—24 cm Länge, wird mit Pfeilgift überzogen, wodurch er ein schwarzes Aussehen erhält. Das hintere Ende steckt man in das mit Bromeliafasern umwickelte Pfeilrohr (Fig. 2 d). Solche Giftpfeile dienen ausschließlich der Affenjagd, da diese auf den hohen Bäumen lebenden Tiere sonst schwer zu erlegen sind. Nach den Aussagen von Gewährsleuten der Surára und Pakidái schießen sie vergiftete Pfeile niemals auf Menschen ab.

Andere Yanonámi-Stämme, die ebenfalls Giftpfeile verwenden, sind die Xiriána[31b]), Karimé[32]) und Waiká[33]) [34]). Außerdem befindet sich ein Giftpfeil der Xamatári im Besitz des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte (Sammlung Boeldecke, 56.15:7).

Métraux schreibt bezüglich der Giftpfeile: „Poisoned arrows were not so widely used by the Indians as is commonly assumed from the exaggerated accounts of the Spanish conquistadors. Curare, which is the most deadly poison known to the Indians, is prepared by relatively few tribes though it is traded throughout wide regions"[35]). Bei Karaibenstämmen in Guayana sind Giftpfeile, die mit einem Bogen geschossen werden, nicht sehr häufig anzutreffen, denn sie sind lediglich durch Richard Schomburgk für die Makuxí belegt[36]) und durch de Goeje für die Trio[37]). Hierzu muß jedoch bemerkt werden, daß viele Karaiben, wie z. B. die Arekuná-Taulipang, kleine Giftpfeile mit einem Blasrohr schießen; diese Waffe ist den Surára und Pakidái unbekannt.

Pfeilgifte:

Wie mir meine Surára-Gewährsleute berichteten, verwenden sie drei Giftarten von verschiedener Stärke, welche sie jedoch alle mit dem generellen Namen — *mamokérimawnápe* — bezeichnen. Dieser Name ist fast gleichlautend mit dem der Waiká, welche nach Zerries das Pfeilgift — *mamokerdi* — nennen[38]).

Das stärkste Gift soll aus der Milch eines Baumes gewonnen werden, welcher in der Sprache der Surára — *patomá* — heißt. Dieser Baum wurde mir nicht gezeigt; er wüchse, so sagte man mir, nur in einer weit entfernten Gegend. Zur Herstellung eines angeblich schwächeren Giftes bedient man sich der Milch des — *tototé* — (*Strychnos toxifera*).

Gleich nach der Gewinnung läßt man die jeweilige Milchart in einem Tongefäß aufkochen. Dadurch erhält sie ein schwarzes Aussehen und wird anschließend mittels eines Holzstäbchens, welches mit Baumwolle umwickelt ist, auf die Pfeilspitzen gestrichen. Zur Aufbewahrung derselben verwendet man besondere Taschen — *kanabó* —, die aus Blättern der Açaípalme (*Euterpe oleracea* Mart.) angefertigt und mit Lianen genäht werden. Von dem Gift selbst bleibt nie etwas zurück.

Man sagte mir noch, daß von den Stämmen, die mit den Xiriána verbündet seien, nur die Surára mit der Zubereitung dieser beiden Giftarten vertraut wären. Alle befreundeten Indianer, selbst die Xiriána, würden daher ihre Giftpfeile von ihnen eintauschen. Allerdings, so betonte der Surára-Häuptling Hewemão, wüßten auch die verhaßten Waiká Pfeilgifte zu bereiten, die sie vor allem dazu benutzen, um auf Menschen zu schießen. Letztere Angabe findet durch Zerries eine Bestätigung[39]).

[31a]) Barker, 1953, S. 464.
[31b]) Koch-Grünberg, 1923, S. 312.
[32]) Salathé, 1931/32, S. 301 und Fig. 5a.
[33]) Zerries, 1956b, S. 151.
[34]) Schuster, 1958b, S. 17.
[35]) Métraux, 1949, S. 242.
[36]) Richard Schomburgk, 1847, S. 428.
[37]) de Goeje, 1906, S. 15; Taf. V, Fig. 10—12; Taf. XI, Fig. 22.
[38]) Zerries, 1956b, S. 151.
[39]) Zerries, 1956b, S. 151.

Die dritte Pfeilgiftart ist am schwächsten. Sie wird aus dem Schnupfpulver — *ejerud* — hergestellt (s. S. 88/89), indem man dieses mit Wasser anrührt und aufkochen läßt. Diese Methode soll auch den Pakidái und Xirianá bekannt sein.

An den Giftzubereitungen konnte ich leider nicht teilnehmen, denn außer dem Häuptling

Fig. 3 Haltung beim Bogenschießen

und seinem Bruder sind sie nur noch wenigen älteren Männern bekannt und werden sogar vor allen übrigen Stammesangehörigen streng geheimgehalten. Bei den spärlichen Angaben hierüber handelt es sich daher lediglich um mündliche Aussagen.

Knabenbogen:

Der Knabenbogen — *hasad* — ist 80—90 cm lang und besteht aus einem gebogenen Zweig des Paiobrinó-Baumes, der auch das Material für die Vogelpfeilspitzen liefert. Die Arme sind, wie bei allen Zweigbögen, verschieden lang, so daß sich eine unsymmetrische Form ergibt, was die Treffsicherheit beeinträchtigt. Dies ist aber ohne Bedeutung, da es sich ja lediglich um einen Spielbogen für kleinere Knaben handelt. An beiden Seiten ist der Bogenstab zugespitzt und abgesetzt, zur Aufnahme der Sehne — *pehelíhe* —, welche aus einer Liane (*Cipó-tíhica*) hergestellt wird. (Fig. 2 g).

Knabenpfeile:

Rukumaçik lautet der Name des 80—90 cm langen, dünnen Knabenpfeils, den die Väter aus dem Holz der Inajápalme (*Maximiliana regia* Mart.) — *hawzimaçi* — herstellen. Die Fiederung — *jawonahik* — besteht aus zwei kleinen halben Mutumfedern, die am Schaft mit einem Baumwollfaden festgebunden sind. Statt einer besonderen, aufgesetzten Pfeilspitze ist hier der Pfeil nur etwas zugespitzt (Fig. 2 h); die Bezeichnung dafür lautet — *peimaçihendmu* —.

Trageweise und Handhabung von Bogen und Pfeil, Schußweite:

Im Urwald tragen die Surára und Pakidái ihre Bogen und Pfeile in der Regel mit einer oder beiden Händen in Längrichtung über dem Kopf, gelegentlich aber auch auf der rechten oder linken Schulter.

Beim Schießen wird der Bogen mit der linken Hand in senkrechter Lage gehalten. Der Pfeil liegt links vom Bogen zwischen Daumen und Zeigefinger. Das Pfeilende hält der Mann zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und spannt gleichzeitig mit den zweiten Gliedern dieser Finger die Sehne (Fig. 3); gelegentlich nimmt er auch noch das zweite Glied des Ringfingers hinzu, wenn der Schuß verstärkt werden soll. Hierbei handelt es sich um eine Form, welche nach Morse als „Mediterranean release" bezeichnet wird. Diese Anwendung ist auch für Eskimostämme und sibirische Völker belegt[209]), aber noch nie für Indianer Südamerikas. Von den Stämmen am Alarý gibt Koch-Grünberg an, daß hier die Männer das Pfeilende mit Daumen und Zeigefinger der

[209]) Morse, 1885, S. 12—13 und Fig. 8 und 9.

rechten Hand halten, während sich die übrigen drei Finger einfach wider die Handfläche drücken[202]). Auch die Yurukare halten den Pfeil mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, und die drei übrigen Finger dienen ihnen zum Spannen des Bogens[203]). Diese letztgenannten Formen scheinen in Südamerika am gebräuchlichsten zu sein, aber eine genaue Feststellung kann leider nicht getroffen werden, da die Angaben hierüber zu gering sind. Mit Recht klagte daher schon Friederici: „Über die Art, den Bogen zu fassen, zu spannen, zu zielen und den Pfeil zu entsenden, sind die Nachrichten leider nur sehr spärlich; die wenigen vorhandenen sind nicht von der Art, daß man Regeln aus ihnen ableiten könnte"[204]). Soll der Pfeil nach oben geschossen werden, so wird die Sehne bei gerade vorgestrecktem linken Arm mit der rechten Hand bis vor das rechte Auge gezogen (Abb. 13). Linkshändige Schützen sind mir nicht begegnet. Koch-Grünberg erwähnt einen solchen und bemerkt dazu, daß man ihm versichert hätte, es würde viele davon geben[205]). Bei den Mosquito-Indianern in Mittelamerika scheint die Linkshändigkeit sogar besonders ausgeprägt zu sein, denn Sapper beigt ihre typische Handhabung von Bogen und Pfeil mit der Photographie eines linkshändig schießenden Mosquito-Knaben[206]).

Die besten Schußleistungen, welche ich mit Männern und Knaben ausprobierte, lagen bei ersteren zwischen 40—50 m, wobei leere Benzinkanister mit der aufgesetzten großen lanzettförmigen Pfeilspitze glatt durchschossen wurden, und bei letzteren zwischen 8—10 m. Aber selbst auf eine Entfernung von 100 m trafen die meisten Männer noch das Ziel; die Durchschlagskraft war jedoch stark vermindert. Diese Zahlen decken sich nahezu mit den nach der Literatur zusammengestellten Angaben von Friderici[207]). Einige Krieger konnten auch indirekt schießen, was folgender Versuch beweist, den ich mit Hewemão, dem Häuptling der Surára, seinem jüngeren Bruder Kurikajwö, dem Surára-Mann Brakaiwö und dem Kriegshäuptling der Pakidái, Pwiñiwö, durchführte. Ich legte drei weiße Blätter, Din-Format, hintereinander auf den Boden, deren Entfernungen zum jeweiligen Schützen 30, 28 und 26 m betrugen. Die genannten Männer schossen nun nacheinander drei Pfeile in die Luft (einen mit großer lanzettförmiger Spitze, einen mit kleiner lanzettförmiger Spitze und einen mit Knochenspitze), und jeder traf, meist sogar die Mitte des Blattes. Diese indianische Fähigkeit, auch Ziele mittels indirektem Beschuß zu erreichen, wurde schon von Friederici hervorgehoben und durch Quellenangaben belegt[208]).

Ich beobachtete aber auch, daß nicht alle Männer gleich gute Schützen sind, obwohl sie ja von Kindheit an in ständigem Umgang mit Bogen und Pfeil stehen. Desgleichen erweckte der Gebrauch unserer Gewehre, mein Diener Mateus und ich führten je eine Schrotflinte, Kal. 20, bei uns, nur bei einigen Männern Interesse. Die oben genannten drei Surára und der Pakidái, außerdem noch mehrere andere Krieger wußten aber schon nach ganz kurzer Zeit genauso gut damit umzugehen wie mit Bogen und Pfeil.

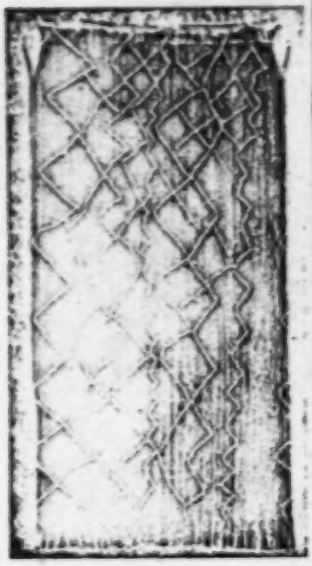
Ähnliche Feststellungen traf Koch-Grünberg während seiner Reisen, denn er schreibt: „Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß jeder Indianer ein vollendeter Jäger sei. Auch unter diesen Menschen sind Gaben und Neigungen ungleich verteilt..."[209]).

Zu erwähnen ist noch, daß Bogen und Pfeile das wertvollste Privateigentum jedes Mannes darstellen und auch bei allen magischen und religiösen Handlungen (Krankenkuren, Festen, Tänzen usw.) eine große Rolle spielen. Weiterhin sind die Waffen beliebte Tauschobjekte und ehrende Geschenke, welche die Surára und Pakidái gelegentlich von den Xiriána erhalten oder diesen bei Besuchen überreichen (s. S. 6, 74/75). Auch jeder Jüngling, der ein Mädchen heiraten will, muß vorher für seinen Schwiegervater in spe einen Bogen und fünf verschiedene Pfeile

[202]) Koch-Grünberg, 1909, S. 104 und Abb. 58.
[203]) von Helten, 1877, S. 111.
[204]) Friederici, 1907, S. 329.
[205]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 73.
[206]) Sapper, 1903, S. 34.
[207]) Friederici, 1907, S. 326.
[208]) Friederici, 1907, S. 329.
[209]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 50.

anfertigen. Stirbt ein Krieger, so werden seine Waffen mit ihm verbrannt, damit er sie bei seiner Reise zum Mond und dortselbst verwenden kann (s. S. 72).

Bevor die Surára und Pakidái von den Xiriána den großen umgekehrten Flachbogen übernahmen, so erklärte man mir, kannten ihre Vorfahren nur den Zweigbogen. Danach würde



a

b

Fig. 4a—b
Bambusköcher und Abreibung des Ritzmusters

dieses heutige Kinderspielzeug ein „survival" darstellen. Die Waiká, so berichtet Zerries, hätten eine Überlieferung, derzufolge ihnen in alter Zeit Bogen und Pfeile sogar völlig fehlten. Die Kriege wären damals nur mit Keulen ausgetragen worden. Er fand auch einige Exemplare vor und beschreibt sie als lange, flache Schwertkeulen, „*himo*" genannt, die man aus dem Holz der Pupunhapalme anfertigt[109]). Außerdem erwähnt er lange Holzstangen, mit denen noch heute lokale Konflikte ausgetragen würden, was ihn an die Zweikämpfe der Botokuden erinnert[110]) [111]). Bei den von mir untersuchten Indianern habe ich zwar weder Stangen noch Keulen bemerkt[112]), wohl aber eine Zwischenform, nämlich Stöcke aus Pupunha-Holz von 1,30—1,40 m Länge, welche an einem Ende etwas verdickt sind und deren Name ebenfalls — *himo* — lautet. Hiermit führen die Männer aus bestimmten Anlässen Stockduelle durch[113]), die denen der Guayakí ähneln[114]); von den Stockkämpfen der Botokuden[115]) weichen sie jedoch stark ab. Trotzdem treten zwischen den Stangen, bzw. Keulen der Waiká und den Stöcken der Surára und Pakidái deutliche Parallelen hervor, einmal wegen des ähnlichen Verwendungszweckes und zum anderen durch die gleichlautenden Namen. Es ist daher anzunehmen, daß Stange und Stock sehr ursprüngliche Waffen darstellen, woraus bei den Waiká, vermutlich durch äußere Einflüsse, die Keule entwickelt wurde.

Köcher:

Ein wichtiges Zubehör für die Jagd- und Kriegswaffen bilden die 32—40 cm langen Bambusköcher — *tóra* —, die einen Durchmesser von 4—5 cm besitzen. Meist sind sie mit eingeritzten schlangenförmigen Linien und Zickzackmustern verziert (Fig. 4a, 4b).

Jeder Jäger und Krieger trägt den Köcher, in dem sich stets einige mit Palmblättern umwickelte vergiftete Pfeilspitzen und mehrere große sowie kleine lanzettförmige Bambusspitzen befinden, an einer Halsschnur und läßt ihn auf den Rücken herabhängen, damit er beim Spannen des Bogens nicht hindert.

[109]) Zerries, 1956a, S. 185.
[110]) Zerries, 1956a, S. 184.
[111]) Zerries, 1954b, S. 75.
[112]) Auch bei den Xiriána entdeckte Koch-Grünberg keine einheimischen Keulen. (Koch-Grünberg, 1923a, S. 313).
[113]) Becher, 1959, S. 162 ff.
[114]) Baldus, 1939, S. 113.
[115]) Prinz zu Wied-Neuwied, 1820, S. 368—370.

Köcher von gleicher Form und dieselbe Tragweise findet man auch bei den Waiká, wie aus einer Aufnahme von Zerries zu ersehen ist[116]). Außerdem besitzt das Hamburgische Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte solch einen Köcher, jedoch ohne Verzierung, von den Xamatári (Sammlung Boeldecke, 56.15:32).

4. *Feuerzeug*

An jedem Surára- und Pakidái-Köcher ist oben und unten mittels einer Schnur aus Baumwolle oder Curauá (Bromeliafaser) das Quirlfeuerzeug — *borórokík* — festgebunden, welches jeweils aus dem lanzettförmigen Herd — *pandíbaquakík* — und zwei Bohrstäben — *ikirupekík* — besteht (Fig. 5). Beide Teile werden aus dem weichen Holz des wilden Kakaobaumes — *porórod* — angefertigt, genau wie bei den Waiká[117]). Koch-Grünberg belegt solch ein Quirlfeuerzeug für die Xiriána[118]), jedoch ohne Erwähnung des Materials. An einem Exemplar, welches er für das Hamburgische Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte mitgebracht hat (Sammlung Koch-Grünberg, 12.25:124), kann man aber feststellen, daß es sich dabei ebenfalls um Holz des wilden Kakaobaumes handelt. Von Köchern sagt er gar nichts aus und scheint also keine vorgefunden zu haben. Auch sonst fand ich in der Literatur noch keine Parallele für die sehr praktische Verbindung von Köcher und Feuerzeug[119]). Dabei ist sie durchaus naheliegend, denn wenn die Surára- und Pakidái-Männer bei Kriegs- und Jagdzügen abends nicht mehr in die Maloka zurückkehren können, haben sie unterwegs die Möglichkeit, innerhalb von drei bis vier Minuten ein Feuer zu entfachen. Dies geschieht, indem der Mann im Hocksitz mit einem Fuß den Herd auf dem Boden festhält und mit

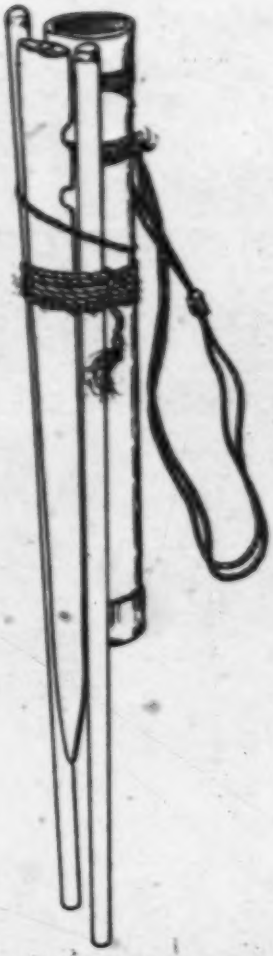


Fig. 5 Bambusköcher mit angebundenem Quirlfeuerzeug

den flachen Händen quirlt (Abb. 31). Die Löcher des Herdes werden mittels eines Messers aus dem scharfen Zahn des Cutia (*Dasyprocta aguti* L.) (s. S. 54) vorgebohrt und mit einer

[116]) Zerries, 1958c, S. 179, Abb. 6.
[117]) Schuster, 1958b, S. 17.
[118]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 311.
[119]) Daß sie aber auch bei den Xamatári bekannt ist, beweisen zwei Gegenstände jenes Stammes im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte (Sammlung Boeldecke, 56.15:32 und b), und vermutlich ist bei den Waiká das Feuerzeug ebenfalls am Köcher befestigt. Genaue Angaben von Zerries und Schuster stehen darüber noch aus.

kleinen seitlichen Rinne verbunden. Durch das Quirlen wird das Loch erweitert. Es löst sich ein feiner Staub, der langsam zu rauchen und zu glimmen beginnt und durch die Rinne auf einen schon vorher daneben gelegten Zunder fällt (trocknes Gras, Laub oder trockne Bambussplitter), welcher rasch Feuer fängt. Vorsichtig bläst der Mann darauf, und kurze Zeit später lodert eine Flamme empor. Doch hierzu gehört sehr viel Übung und Geschicklichkeit; häufig hat er nach dem Quirlen Blasen an den Händen. Diese Art der Feuererzeugung ist in Südamerika am weitesten verbreitet[129]). In ihren Malokas wird das Feuer von den Surára und Pakidái konserviert.

5. *Zwirnen und Spinnen*

Zur Herstellung von Fäden und Bindfäden werden die Blattfasern einer Bromeliacee, Curauá[131]) und Baumwolle verwandt, letztere jedoch erst seit neuerer Zeit.

Während die Curauá-Fasern auch heute noch meist von Männern und nur gelegentlich von Frauen mit der rechten Hand gegen den rechten Schenkel, zum Knie hin, zu rechtsgedrehten Fäden verarbeitet werden[132]), wird zur Herstellung von Baumwollfäden eine Spindel verwandt, womit jedoch eine Linksdrehung verbunden ist. Die Behandlung der Baumwolle — *xinarí* —, angefangen vom Pflücken, über Trocknen und Bleichen, Entfernen der Kerne, Lockern und Auseinanderzupfen, bis zum Spinnen, ist Frauenarbeit.

Die Spindel — *xinarikā* — besteht aus einem 30—35 cm langen, glatt bearbeiteten Stöckchen — *rukú* —, oft wird hierfür auch eine Palmblattrippe verwandt, an deren oberem Ende ein kleiner Widerhaken — *ukohend* — aus demselben Material mit einem Baumwollfaden befestigt ist. Der scheibenförmige Wirtel — *tauhard* —, von Männern aus Knochen oder Holz angefertigt, wird von unten auf das Stöckchen gestreift und sitzt in der Mitte desselben. Damit er nicht abgleiten kann, wenn die Frau ihre Spindel in vertikaler Stellung hält, befindet sich unterhalb des Wirtels eine Baumwollumwicklung.

Aus der Beschreibung ist zu ersehen, daß es sich um eine für Guayana typische Abart der „Bakairispindel" handelt. „Nur in Guayana und am Amazonenstrom", so schreiben Frödin und Nordenskiöld in ihrer Untersuchung „Über Zwirnen und Spinnen bei den Indianern Südamerikas" „finden wir die mit Haken versehenen Spindeln, die sich übrigens von den übrigen Bakairispindeln nur dadurch unterscheiden, daß der Spinnwirtel nahe der Mitte des Stöckchens sitzt (Abb. 40)"[133]).

Doch in zwei anderen Punkten weichen die Spindeln der Surára und Pakidái etwas ab, denn bei ihnen ist das Stöckchen unten nicht verdickt, und der Wirtel wird durch eine Baumwollumwicklung gehalten.

Hierfür gibt es bisher nur eine Parallele, und zwar handelt es sich dabei um eine Quechua-Spindel[134]). Die Spindel der Karimé scheint auf Grund der Zeichnung in Salathés Aufsatz denen der Surára und Pakidái zu gleichen[135]). Leider gibt Salathé nicht an, ob der Wirtel durch eine darunter angebrachte Umwicklung oder vielleicht durch Harz oder Wachs seine Lage behält, wie es z. B. bei den Spindeln der Chama und Pauserna der Fall ist[136]). Damit erschöpfen sich schon die Vergleiche hinsichtlich der Befestigung des Wirtels durch Umwicklung, Holz oder Wachs, so daß sich hierüber noch keine Schlüsse über Ursprung und Verbreitung ziehen lassen.

Während ich mit den Surára und Pakidái zusammenlebte, konnte ich feststellen, daß viele Frauen die Deckel meiner leeren Puderdosen und Hautcremeschachteln bevorzugt als Wirtel

[129]) Nordenskiöld, 1924, S. 118—125 und Karte 13.

[131]) Auch Koch-Grünberg bezeugt die Verwendung dieses Materials für nordwestbrasilianische Stämme. (Koch-Grünberg, 1910, S. 210).

[132]) Fäden, die nicht mit der Spindel gesponnen werden, sind bei den meisten südamerikanischen Stämmen rechtsgedreht. Es gibt jedoch Ausnahmen, denn bei einigen Völkerschaften des nordwestlichen Südamerika kommen überwiegend linksgedrehte Fäden vor, und in Guayana sowie im Gran Chaco treten sowohl rechts- als auch linksgedrehte Fäden auf. (Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 50).

[133]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 24.

[134]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 26/27.

[135]) Salathé, 1931/32, S. 305, Fig. 14.

[136]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 26/27.

gebrauchten, und die Verbandwatte, welche ich bei mir führte, wurde von ihnen lieber gesponnen als ihre angebaute Baumwolle, weil die daraus gewonnenen Fäden, so sagten sie, fester und haltbarer wären.

Gesponnen wird in folgender Weise: Mit zurückgeschlagenem Unterschenkel sitzt die Frau auf einem dünnen Baumstamm. Die zur Verarbeitung vorgerollte Baumwolle hängt über ihrer linken Schulter, und von dort wird der Faden mit den Fingern der linken Hand weitergeleitet. Die Spindel, an deren Widerhaken sie den Faden befestigt hat, rollt sie zunächst in horizontaler Lage mit der flachen rechten Hand auf dem etwas gespreizten rechten Oberschenkel, wobei sie die Hand vom Knie aus schnell aufwärts bewegt. Dadurch erhält der Faden eine Linksdrehung. Hierauf läßt sie die Spindel in vertikale Lage zwischen die Beine fallen und auf dem Boden rotieren.

Diese Methode gehört zur Variation I des Sakaïrispinnens[107]), welche für die Stämme Guayanas außerordentlich charakteristisch ist und in ähnlicher Weise von Koch-Grünberg[108]), Frödin-Nordenskiöld[109]), Im Thurn[110]) und Roth[111]) beschrieben wird.

Die gesponnenen Fäden wickelt man zu runden Knäueln zusammen, welche in dieser Form mit als Tributzahlung für die Xirianá verwendet werden (s. S. 74/75) und auch sonst belebte Tauschobjekte darstellen, genau wie bei den Arekuná-Taulipang und ihren Nachbarn[112]).

Sowohl die Baumwolle, die Spindel als auch die Technik, links zu spinnen, ist vermutlich von Karaibenstämmen über die Xirianá zu den Surára und Pakidái gelangt. Daß Baumwolle und Spindel ein Importgut darstellen, wird durch die Technik des Linksdrehens besonders deutlich, weil ja mit dem ursprünglichen Material, den Curuná-Fasern, die Fäden stets rechts gedreht werden. Im Thurn weist schon darauf hin, daß es in Guayana vor allem Karaiben sind, welche Fäden aus Baumwolle spinnen, und er glaubt, daß sie auch die Baumwolle und die Spindel mitbrachten, als sie in Guayana einwanderten[113]). Letztere Annahme ist allerdings noch nicht bewiesen, denn am oberen Rio Negro traf Koch-Grünberg auch Karaibenstämme an, welche weder die Baumwolle, noch die Spindel kannten. Auf eine diesbezügliche Anfrage von Frödin und Nordenskiöld antwortete er in einem Briefe wie folgt: „Es ist mir vollkommen rätselhaft, warum die Indianer am oberen Rio Negro keine Baumwolle zum Spinnen anpflanzen und keine Spindeln haben. Es wäre wichtig zu untersuchen, wie weit dieses Fehlen der Spindeln Rio Negro abwärts und in seine Nebenflüsse reicht, die ja vom Curicuriary abwärts ethnographisch noch fast völlig unbekannt sind"[114]).

Innerhalb der Yanomámi-Gruppe ist die Baumwolle und das Spinnen außer den Xirianá, Surára und Pakidái aber auch den Pumbewetéri, Arumamoteri und Karawatéri bekannt, von denen ich Angehörige in den Malokas der Surára und Pakidái traf, desgleichen den Karimá[115]) und den Waikí, welche nach Schuster vermutlich durch die karaibischen Makiritare mit der Baumwolle bekannt wurden[116]).

6. *Tracht und Schmuck*

a) Hüftschnüre und Gürtel

Von 4. Lebensjahr ab tragen beide Geschlechter ständig eine Hüftschnur — akawazi —, welche von Frauen, gelegentlich aber auch von Männern aus Curuná-Fasern, dem ursprünglichen Material (s. S. 26), oder aus Baumwolle angefertigt wird. Bei ersterer sind jeweils zwei Strähnen rechts- und bei letzterer linksgedreht. Die alte Technik der Rechtsdrehung bei Verarbeitung von Curuná-Fasern wurde also trotz Übernahme der Baumwolle beibehalten. Es gibt aber noch einen weiteren bedeutsamen Unterschied. Während nämlich die Hüftschnur aus Baumwolle gewissermaßen die Alltagstracht

[107]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 34 und 46.
[108]) Koch-Grünberg, 1921a, S. 86.
[109]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 32 und 38.
[110]) Im Thurn, 1883, S. 262.
[111]) Roth, 1929, S. 23 und Tafe. I und II.
[112]) Koch-Grünberg, 1921a, S. 86.

[113]) Im Thurn, 1883, S. 263.
[114]) Frödin und Nordenskiöld, 1918, S. 01, Fußnote 1.
[115]) Salathé, 1931/32, S. 305 und Fig. 14.
[116]) Schuster, 1956b, S. 18.

darstellt, wird diejenige aus Curauá-Fasern gegenwärtig fast nur für zeremonielle Zwecke angelegt.

Alle männlichen Surára und Pakidái binden mittels der Hüftschnur den Penis nach oben, was in der Weise geschieht, daß sie vor dem Anlegen derselben eine Schleife knoten und die Vorhaut hindurchziehen.

Mit der Hüftschnur fühlen sich diese Indianer bekleidet und legen dieselbe daher niemals ab, auch nicht beim Schlafen oder beim Baden. Als ich einmal mit dem Kriegshäuptling der Pakidái, Poeihiwó, auf der Jagd war, passierte es ihm, daß seine Hüftschnur riß. Sofort trat er schamhaft hinter den nächsten Baum und knüpfte sie wieder zusammen. Hinterher erklärte er mir, daß es der gröbste Verstoß gegen die guten Sitten wäre, ohne Hüftschnur herumzulaufen. Die Frauen würden dann ihr Gesicht verhüllen und laut schreien. Nie dürfe sich daher ein Mann mit herunterhängendem Penis zeigen, und ein geradezu fluchwürdiges Verbrechen wäre es, welches durch Schläge geahndet wird, wenn er seine Glans den Augen der Frauen und Mädchen preisgibt.

Hieraus ist zu ersehen, daß bei den Surára und Pakidái die Hüftschnur im allgemeinen, denn auch die Frauen und Mädchen verwenden sie, ohne damit etwas zu verdecken, und das Hochbinden des Penis im besonderen mit Anstandsgefühlen in Verbindung gebracht wird[117]). Damit kann ich eine Ansicht bestätigen, welche schon Ehrenreich bezüglich der bedeckten Glans penis bei den Xingú-Indianern vertritt[118]), die jedoch weder von Karl von den Steinen[119]) noch von Koch-Grünberg[120]) geteilt wird. Nach Auffassung dieser beiden Gelehrten, aber auch Nordenskiöld[121]) und Krickebergs[122]), soll durch das Hochbinden des Penis die Glans vor eindringenden Insekten, Dornen usw. geschützt werden. Diese Annahme ist für die Surára und Pakidái höchstens von sekundärer Bedeutung, denn die unbedeckte weibliche Vagina ist ja durch eindringende Insekten gleichermaßen bedroht. Aber auch magische Vorstellungen, womit Karsten[123]) das Hochbinden des Penis begründen will, treffen für die von mir untersuchten Indianer nicht zu. Naheliegender wäre daher schon jene zweite von Karl von den Steinen geäußerte Vermutung, worin er diese Sitte in unmittelbare Beziehung zum Geschlechtsleben bringt und hervorhebt, daß sie den gleichen Zweck wie die Zirkumzision haben könnte: „Nicht daß die Oeffnung erweitert würde; es liegt vielmehr eine gymnastische Behandlung der Phimose vor anstatt einer operativen. Dehnen sie denn nicht die Haut, die die Andern zerschneiden? Schaffen sie nicht Raum innen, wo ihn die Andern nach außen schaffen? Am wenigsten kann dies für das Abklemmen des Praeputiums mittels der Hüftschnur bezweifelt werden, was, wie bereits erwähnt, die älteste Form zu sein scheint, da sich die Hüftschnur überall erhalten hat. Mit dem Stulp wurde die Haut stark vorgezerrt. Bei Jünglingen zeigte sie sich häufig wund und abgeschürft. Der Europäer läßt zu enge Schuhe vom Schuster auf den Leisten schlagen, im innern Brasilien aber, wo man nur fertige importierte Ware kauft, findet ein Mann der guten Gesellschaft gar nichts darin, in Lackschuhen zu erscheinen, die er sich mit ein paar festen Schnitten erweitert hat. Sein Messer verhält sich zum Leisten, wie der beschneidende Splitter oder Dorn zur Hüftschnur"[124]). Außer dem bezeugten Schamgefühl kann diese Annahme durchaus als zweiter Grund zutreffen. Man hätte dann gleichsam eine Parallele zu den Mädchen, welche ja bereits nach Vollendung des ersten Lebensjahres durch die Mutter mit dem Finger defloriert werden, wobei ausdrücklich gesagt wird, daß dies geschieht, um den späteren Geschlechtsverkehr zu erleichtern (s. S. 63).

Aber auch bei anderen Yanonámi-Stämmen wird die Hüftschnur aus Pflanzenfasern oder Baumwolle von beiden Geschlechtern verwandt,

[117]) Als Tragvorrichtung für Gebrauchsgegenstände, wie es z. B. Baldus bei den Tapirapé sah (Baldus, 1945, S. 87/88), wird die Hüftschnur niemals verwandt, weil ja dann leicht die Gefahr besteht, daß sie reißt.

[118]) Ehrenreich, 1890, S. 86.

[119]) Karl von den Steinen, 1894, S. 195.

[120]) Koch-Grünberg, 1910b, S. 89.

[121]) Nordenskiöld, 1922, S. 94.

[122]) Krickeberg, 1921, S. 231.

[123]) Karsten, 1926, S. 151/52.

[124]) Karl von den Steinen, 1894, S. 199.

und die Männer binden damit ebenfalls den Penis nach oben. Diese Feststellung konnte ich bei Angehörigen der Xirián, Pauhewetorí und Arumamotorí treffen, welche als Eindrucer, bzw. Besucher in den Häusern der Surára und Pakidái weilten. Auch das gefangene Karamatorí-Mädchen Nikerumá trug stets eine Hülsschnur und erklärte mir, daß dieselbe für ihren Stamm charakteristisch sei und die Männer ebenfalls das Glied darumwickeln. Desgleichen weisen Zerín[108]) sowie Hübner[109]) darauffhin, daß die Waiká eine Hülsschnur zum Hochbinden des Gliedes verwenden, und nach Aussage des letztgenannten Verfassers auch die Xirián. Ein weiterer Beleg liegt sodann für die Karimá vor[110]).

Im Anschluß an P. Schmidt[111]) und Nordenskiöld[112]) untersuchte ich diese merkwürdige Sitte schon in meiner Arbeit „Gürtel und Hülsschnüre südamerikanischer Naturvölker" und fand sie für 33 Stämme bezeugt, wozu jetzt noch sechs weitere kommen, die Surára, Pakidái, Pauhewetorí, Arumamotorí, Karamatorí und Karimá. Es ist sogar zu vermuten, daß bei allen Stämmen, bzw. Gruppen, die zur ethnischen Einheit der Tanoanoni gehören, das Membrum nach oben gebunden wird. Da unter den Puno- und Tukano-Stämmen sowie unter den Mahé dieser Brauch ebenfalls verbreitet ist und drei San Agustín-Statuen das prähistorische Vorkommen bewiesen[113]), hebt sich der Nordwestliche Südamerikas eindeutig als Kern- und wahrscheinlich Ursprungsgebiet dieser sehr alten Sitte ab. Die Karaiben- und Arawakstämme, welche den bisherigen Forschungen zufolge erst später in Guayana einwanderten, pflegen ihn dagegen, mit Ausnahme der Yanapery[114]), gar nicht, und die Tupí empfinden das Hochbinden des Penis sogar als verabscheuungswürdig und lächerlich[115]) [116]) [117]).

[108]) Zerín, 1936, S. 184.
[109]) Hübner, 1907, S. 231 und Fig. 11.
[110]) Schmidt, 1931/32, S. 305.
[111]) P. Schmidt, 1913, S. 1057.
[112]) Nordenskiöld, 1924, S. 147/48.
[113]) Preuss, 1929, I, S. 70; II, Tafa. 1: 33 (1); 64 (1).
[114]) Hübner, 1907, S. 231.
[115]) Nimuendajú, 1914, S. 302/60.
[116]) Becher, 1951, I, S. 186/87; II, Tab. und Karte Nr. 18. [117]) Becher, 1955, S. 124/25.

Bei festlichen und zeremoniellen Anlässen binden Männer, Frauen und Kinder vom 4. Lebensjahr ab über die Hülsschnur noch einen Baumwollgürtel — apé —[118]), welcher warm stets offen ist. In der Regel werden die Gürtel von Frauen hergestellt; Jungmänner können sie jedoch selbst anfertigen.

Es handelt sich zwar um die für Guayana typischen Schmuckgürtel[119]) [120]), welche aber durch Umwickelungen, resp. Querbindungen sie von den bekannten Formen etwas abweichende Aussehen erhalten.

Fig. 60
Männergürtel, Detail

Fig. 61
Männergürtel, Schema

Alle Männer- und Knabengürtel sind rollenförmig und haben eine Länge von 70—80 cm, bzw. 40—50 cm. Der Durchmesser bei ersteren beträgt 4—5 cm und bei letzteren 2—3 cm. Die Anfertigung ist sehr einfach, denn um zwei in den Boden gerammte hölzne Stäbe, deren Abstand die Länge des Gürtels bestimmt, wird ein langer Baumwollfaden solange herumgewickelt, bis man schließlich eine dicke Lage gewinnt. Diese wird dann einfach mit einem dünnen Faden von Baumwolle oder Curaná-Fasern im

[118]) Es ist der gleiche Name mit dem auch die baumwollenen Hängematte bezeichnet wird.
[119]) Becher, 1951, I, S. 184.
[120]) Becher, 1955, S. 138.

Fig. 7a
Jünglingsgürtel, Detail

Fig. 7b
Jünglingsgürtel, Schema

Abstand von 1,5—2 cm bei Männergürteln und 0,5—1 cm bei Knabengürteln fest umwickelt, wodurch Erhebungen und Rillen entstehen. Bevor der Gürtel von den Stäcken abgestreift wird, führt man durch die Öffnungen jeweils eine kleine zwei bis fünfzehnfädig gedrehte Schnur aus Baumwolle oder Curaua-Fasern und knotet mittels der beiden 3—5 cm langen Enden eine Schlaufe. Diese zwei Schlaufen werden vom Träger vorn, über dem Unterleib, ineinandergeschoben und gewährleisten durch die Knoten den Halt des Gürtels (Fig. 6 a u. b, Abb. 25). Nach der Fertigstellung werden auf diese Gürtel mit Urucu, wozu man sich eines Stäbchens bedient, schlangenförmige Linien, Kreise oder Punkte gemalt; häufig färbt man sie aber auch gänzlich rot.

Bei den Waiká fand Zerries die gleichen Männergürtel vor[109], und aus den Photographien in anderen Publikationen dieses Verfassers läßt sie erraten, daß sie in derselben Weise wie bei den Suréra und Paikóli gefertigt werden[110] [111].

[109] Zerries, ropfm, S. 182.
[110] Zerries, ropfb, farbiges Umschlagbild und Photogr. auf S. 163 unten links.
[111] Zerries, ropfb, Taf. VI, oben.

Außer den Männer- und Knabengürteln gibt es bei den Suréra und Paikóli noch eine in Flechttechnik hergestellte spezielle Art für Jünglinge. Die Anfertigung beginnt in der oben beschriebenen Art. Doch nach Erhalt der Baumwollfäden wird dieselbe in zwei gleichmäßig dicke Bündel geteilt, die man abwechselnd im Abstand von 1—1,5 cm fest umwickelt. Der Gürtel besteht also aus zwei dünnen nebeneinanderliegenden Baumwollfäden von je 2 cm Durchmesser (Fig. 7 a u. b). Hinderschürze und Tragweise entsprechen den Männer- und Knabengürteln, desgleichen die Bemalung.

Frauen- und Mädchengürtel zeichnen sich durch eine breite, flache Form aus. Die Längen bewegen sich zwischen 55—70 cm und die Breiten zwischen 6—8 cm für Frauengürtel und 35—45 cm, bzw. 4—5 cm für Mädchengürtel. Zur Herstellung benutzt man auch hierfür wieder zwei Stäcke, um welche die Baumwollfäden geschlungen werden. Die gewonnene Lage wird in 6—8 gleichmäßig dicke Bündel geteilt, von denen man jedes in der auf Fig. 8a—c dargestellten Weise mittels eines Baumwollfadens umschlingt und so die Bündel der Kettfäden zusammenhält. Die Längsfäden werden also durch Querbindungen nebeneinander gehalten. Der Abstand zwischen diesen Einschlägen beträgt bei den Gürteln junger Frauen und Mädchen 2,5—3 cm und bei denen alter Frauen 0,5 cm. Auf diesen Unterscheidungsmerkmal wurde ich stets aufmerksam gemacht. Hinderschürze und Tragweise stimmen auch hier mit den Männergürteln überein, ebenfalls die Bemalung mit Urucu, welche auf der äußeren Seite angebracht wird. Infolge ihrer Breite lassen sich diese Gürtel viel besser bemalen als die der Männer. Am häufigsten sieht man schlangenförmige Linien, gelegentlich werden Kreise dazwischen gesetzt, manchmal besteht die Bemalung auch nur aus Kreisen, oder aus Kreisen und Punkten (Fig. 9 a—c; Fig. 10 a—d); es gibt aber auch Gürtel, die vollständig rot gefärbt sind.

Xirdáu-Frauen, die mit Suréra- und Paikóli-Männern verheiratet sind, tragen die gleichen Gürtel, ebenfalls die kleine Gebangana der Suréra, Mikurenná, vom südlichen Stamme der

Fig. 5a–b Teil eines Frauengürtels

Fig. 5c Teil eines Frauengürtels, Schema

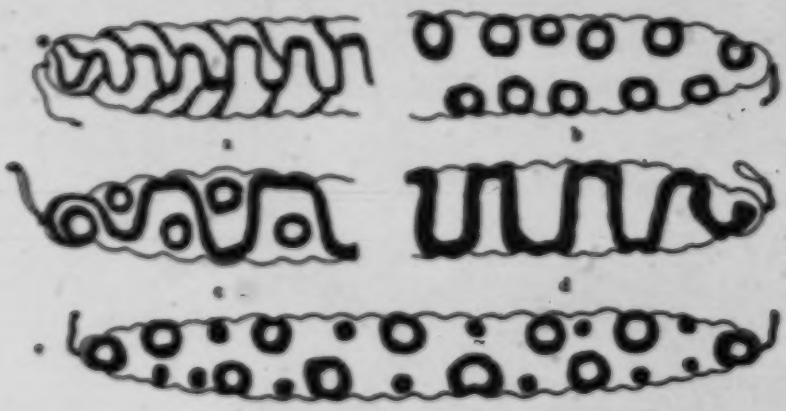


Fig. 6a–d Verschiedene Bemalungen von Frauen- und Mädchengürteln

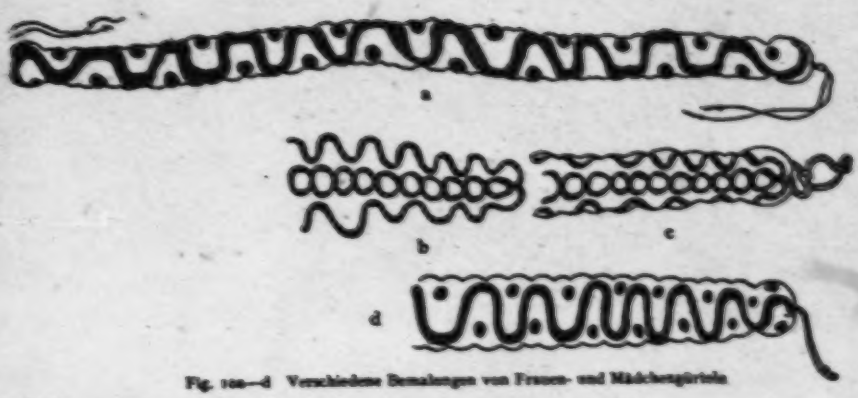


Fig. 100—d Verschiedene Bemalungen von Frauen- und Mädchengürteln

Karanateri (Abb. 17 u. 18). Als ich sie nach dem Namen ihrer Gürtel fragte, gaben sie mir die mit dem Surára- und Pakidái-Wort übereinstimmende Bezeichnung — *ayö* — an.

Dasselbe Wort nannten mir die Puscheweteri-Frauen, obgleich deren Gürtel eine etwas abweichende Form haben[107]). Sie sind 60—70 cm lang und bestehen lediglich aus einer dicken Lage Baumwolle, die man etwas zusammengedreht hat. Es handelt sich also um einen ganz charakteristischen Schnurgürtel, d. h. ohne Umwicklungen oder Querbindungen. An einer Bindeschnur ist aber noch ein 22—26 cm langes Fransenschürzchen befestigt. Zur Herstellung desselben legt man sechzig bis neunzig 14—18 cm lange Baumwollschnüre über die Bindeschnur. Anschließend wird, von links beginnend, das nach vorn hängende Ende der ersten Schnur mit dem nach hinten hängenden der zweiten einmal verknotet und fest zusammengedreht, danach das vordere Ende der zweiten mit dem hinteren Ende der dritten Schnur usw. Die herabhängenden Fransen haben eine Länge von 7—9 cm und sind, damit ein fester Halt gewährleistet ist, unterhalb der Bindeschnur noch je einmal mit einem dünnen Baumwollfaden umwickelt. Beim Tragen des Gürtels sitzt dann das Fransenschürzchen direkt über der Schamgegend (Abb. 15). Diese Gürtel, einschließlich der Schürzchen, sind in der Regel mit Urucu gefärbt. Hervorzuheben ist noch, daß jüngere Puscheweteri-Frauen die beiden Enden des Schürzchens meist mit kleinen an einem Faden befestigten Federn des Tucano (*Rhamphastus* sp.), Mutum (*Crax* sp.) und Anambé azul (*Cotinga cayana* L.) schmücken. Ältere Puscheweteri-Frauen haben dagegen an den Schürzchenenden stets acht bis zwölf 2—3 cm lange und an einer Seite durchbohrte Muschelschalen hängen, die beim Laufen der Trägerinnen zusammenschlagen und ein leises klirrendes Geräusch hervorrufen (Fig. 11).

Genau den gleichen Gürtel mit Fransenschürzchen belegt Salathé für die Karimé-Frauen, und aus seinen Angaben ist weiter zu ersehen, daß ihn auch die Männer tragen, allerdings ohne Schambedeckung[108]).

Zu erwähnen ist sodann, daß einige Surára-Frauen, dem Vorbild ihrer Puscheweteri-Schwestern folgend, an einer Bindeschnur ihres geflochtenen Gürtels ebenfalls solch ein Fransenschürzchen befestigt haben. Hieraus läßt sich die Vermischung zweier Kulturelemente einmal besonders deutlich erkennen.

Schließlich verwenden die Surára noch einen Kindergürtel — *yanhé* —, der jeweils vom Vater

[107]) Ich sah sie bei den Frauen jener Stämme, welche mit Surára- und Pakidái-Männern verheiratet sind.

[108]) Salathé, 1931/32, S. 305 und Fig. 130, b.

Fig. 11 Frauengürtel einer älteren Pusshewateri-Frau, mit durchbohrtem Muschelschalen

aus dem Fell des Maracajá (*Felis pardalis* Neuw.) — *yaé* — angefertigt wird. Diese Gürtel haben eine Länge von 30—35 cm und eine Breite von 2—2,5 cm. Ein Ende ist durchbohrt, zur Aufnahme einer dünnen Bindeschnur aus Baumwolle oder Curaná-Fasern. Um das andere Ende wird die Schnur mehrfach herumgewickelt und dann verknotet (Fig. 12). Auch dieser Gürtel wird so getragen, daß er vorn offen ist. Nur hin und wieder legt man ihn kleinen Jungen und Mädchen zwischen 1—3 Jahren an, die ja in jenem Alter noch nicht einmal die Hüftschnur tragen (s. S. 27), um deren körperliche Kräfte und das Wachstum zu fördern.

Fig. 12 Kindergürtel aus dem Fell des Maracajá (*Felis pardalis* Neuw.)

Aus den obigen Beschreibungen der baumwollenen Schnurgürtel ist zu ersehen, daß sie trotz gewisser Abweichungen in bezug auf Technik und Tragweise den entsprechenden Gürteln der Xiriána und mehrerer Karaibenstämme Guayanas ähneln. So dient den Xiriána-Männern ein Bündel rotgefärbter Baumwollschnüre als Hüftgürtel, worunter sie das Praeputium des hochgeschlagenen Penis klemmen[166]). Arekuná-Männer tragen häufig einen geflochtenen Schnurgürtel aus Baumwolle, der zusammengedreht eine wurstförmige Gestalt annimmt. Dieser Gürtel, im Aussehen auch den Menschen- und Affenhaargürteln in Guayana gleichend[167]) [168]), wird von Martius[169]), Richard Schomburgk[170]) und Koch-Grünberg[171]) erwähnt. Ule zeigt seine Tragweise an Hand einer Abbildung von zwei Arekuná-Männern[172]). Man erkennt daran, daß ihnen der Gürtel zur Befestigung ihres Schamschurzes dient, worauf ebenfalls Appun hinweist[173]). Außerdem ist der baumwollene Schnurgürtel für die männlichen Makuxí belegt[174]) und für die Maiongkong, wo er von Männern[175]) und Frauen[176]) getragen wird.

Aber auch der geflochtene, breite, flache Frauengürtel der Surára und Pakidái findet bei den Makuxí, wo ihn allerdings Männer anlegen, ein Vorbild. Roth beschreibt die Art und Weise seiner Herstellung wie folgt: „The Makusi will plait a thick cotton cord upon two arrow thicks, and when completed will bend it twice upon itself in three equal parts and, by sewing, maintain it in this position to form what is now a broad flat belt"[177]). Die benachbarten Wapixana-Männer (Aruaken) tragen übrigens einen sehr ähnlichen Gürtel und befestigen daran eine zwischen den Beinen hindurchgezogene Schambinde[178]).

Da die Surára und Pakidái mit den Makuxí viele Kriege führten, der Vater des Surára-Häuptlings Hewemão soll sogar von einem Makuxí-Krieger getötet worden sein, so wäre es durchaus möglich, daß sie von diesem Karaibenstamm die Form des geflochtenen, breiten, flachen Gürtels übernahmen, dann aber nicht als Männer-, sondern als Frauenkleidung verwandten.

Auch das für die Pusheweterí- und Karimé-Frauen so typische Fransenschürzchen ist sicher karaibischen Vorbildern nachgeahmt worden, die es allerdings ihrerseits von Aruaken entlehnt haben könnten, denn Farabee bezeugt dasselbe ja ebenfalls für Wapixana- und Mapidian-Mädchen[179]). Nach Roth bindet man jungen Makuxí- und Wapixana-Mädchen anläßlich ihrer ersten Menstruation einen gewebten, rotgefärbten Gürtel um, dessen unterer Rand gefranst und noch zusätzlich mit drei herabhängenden Quasten versehen ist. Er bezeichnet dieses Kleidungsstück als „apron belt"[177]). Für die Maiongkong ist gleichfalls ein gefärbter und mit Fransen versehener Gürtel belegt[178]) [179]), der

[166]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 306.
[167]) Becher, 1951, S. 99ff. und S. 115ff.
[168]) Becher, 1955, S. 84ff. und S. 97ff.
[169]) Martius, 1867, S. 622/23.
[170]) Richard Schomburgk, 1848, S. 239.
[171]) Koch-Grünberg, 1917, S. 41.
[172]) Ule, 1913, S. 283, Abb. 2.
[173]) Appun, 1871, II, S. 307.
[174]) Koch-Grünberg, 1917, S. 77.
[175]) Rice, 1928, S. 220, Abb.
[176]) Stevens, 1926, S. 401, Abb.
[177]) Roth, 1924, S. 440.
[178]) Farabee, 1918, S. 29.
[179]) Farabee, 1918, Taf. XXIX, A.
[177]) Roth, 1924, S. 437.
[178]) R. H. Schomburgk, 1841, S. 215.
[179]) Richard Schomburgk, 1847, S. 102/103.

Roth zufolge dem oben erwähnten Schürzengürtel gleicht[180]). Als Koch-Grünberg Xiriána-Frauen mit einem Fransenschürzchen bekleidet sah[181]), gab ihm dies zu der Vermutung Anlaß, daß sie vielleicht die alte Tracht der Maiongkong (Yekuaná)-Frauen übernommen und bewahrt haben. So schreibt er: „Auch sie sind diesen Indianern sicherlich nicht ursprünglich eigen, denn einige trugen das Schürzchen oben am Bauch, andern war es bis halb zu den Knien herabgerutscht"[182]).

Die vergleichenden Untersuchungen lassen erkennen, daß die Baumwollgürtel der Surára, Pakidái und Pusheweteri von außen, d. h. durch Karaiben direkt, oder über die Xiriána[183]) mit der Baumwolle zu ihnen gelangten. Doch bezüglich der Tragweise und des Verwendungszweckes erfolgte ein Wandlungsprozeß, der sehr aufschlußreich ist. Als ich nämlich auf Grund von Literaturangaben in meiner Dissertation allen Beweggründen nachgegangen war, welche die südamerikanischen Naturvölker veranlaßt haben könnten, Gürtel und Hüftschnüre umzubinden, sah das Resultat folgendermaßen aus: „Es ließ sich nachweisen, daß der Schmuckgedanke nur eine sekundäre Rolle spielt ebenso wie das magische Motiv. Das Schamgefühl ist als Ursache völlig auszuschalten, und auch Belege für ein sexuelles Reizmittel fehlen. Dagegen zeigen die Untersuchungen, daß Gürtel und Hüftschnüre vorwiegend den Zweck haben, die Genitalorgane gegen Insekten, Dornen usw. zu schützen (als Haltevorrichtung für den hochgelegten Penis, das Uluri, der Schamschürze usw.)"[184]) [185]).

Auf Grund meiner Feldforschungen bin ich jedoch hinsichtlich der Surára, Pakidái, Pusheweteri, Aramamesteri, Xiriána und Karauateri zu abweichenden Schlüssen gelangt. Ein Schutz der Genitalorgane scheidet für die Frauen dieser Stämme vollständig aus, und für die Männer ist er höchstens von zweit-, wenn nicht gar drittrangiger Bedeutung. Die dünne Hüftschnur gewährt ihnen in der Tat die gleiche äußere Sicherheit wie den zivilisierten Menschen das Kleidungsstück. Obwohl damit, abgesehen von der Glans penis, nichts verhüllt wird, ruft das Fehlen derselben sofort ein Schamgefühl bei ihnen wach, welches sich allerdings von dem uns anerzogenen dadurch unterscheidet, daß es sich nicht auf die Nacktheit bezieht. Kleider, Hemden und Hosen, die ich als Geschenke mitgebracht hatte, zogen sie zum Scherz zwar einmal über, etwa so, wie wir uns für eine Karnevalsveranstaltung verkleiden; sie waren aber froh, wenn sie sich derselben wieder entledigen konnten. Doch nie zeigten diese Indianer in ihrem unverhüllten Zustand auch nur irgendwelche Scheu oder Verlegenheit vor mir, und als ich ihre Freundschaft gewonnen und sie von der Unschädlichkeit meines Photoapparates überzeugt hatte, ließen sich Männer, Frauen und Kinder in ungezwungener und natürlicher Stellung aufnehmen.

Im Gegensatz zu der bedeutungsvollen Hüftschnur sind die Gürtel der Surára und Pakidái ausgesprochene Schmuckgegenstände. Doch da man sie nicht nur zu Festen, sondern auch bei allen zeremoniellen Anlässen trägt, dürften magische Motive dabei ebenfalls eine Rolle spielen. Gleichzeitig sind sie ein Kennzeichen für bestimmte Stämme und Altersklassen. Von allen übrigen Gürteln südamerikanischer Indianer unterscheiden sie sich, gemeinsam mit den Männergürteln der Waiká[186]) [187]), dadurch, daß sie vorn offen sind und die Schamteile geradezu hervorheben. Somit scheinen sie einen eklatanten Beweis darzustellen für die Auffassung von Grosse[188]) und Westermarck[189]), welche die Gürtel als ein sexuelles Reizmittel ansehen, durch das der Blick auf die Schamteile gelenkt werden soll. Doch für die Surára und Pakidái

[180]) Roth, 1924, S. 444.

[181]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 305 und Tafn. 45, 48 (4, 5).

[182]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 305, Fußnote 1 und S. 306.

[183]) Nach Métraux haben die Xiriána ihre Bekleidung von den Karaiben übernommen (Métraux, 1948, S. 863).

[184]) Becher, 1951, S. 192.

[185]) Becher, 1953, S. 153.

[186]) Zerries, 1955b, farbiges Umschlagbild und Photogr. auf S. 663 unten links.

[187]) Zerries, 1954b, Taf. VI, oben.

[188]) Grosse, 1894, S. 96.

[189]) Westermarck, 1901, S. 195/96, 211.

trifft diese Hypothese trotz ihrer offenen Gürtel nicht zu, denn der nackte Körper übt auf sie keinen sinnlichen Reiz aus, sondern einzig und allein der Geschlechtsakt. Nach Krause soll bei den Karajá das Schamgefühl der Mädchen zur Ausbildung der Gürtelarten geführt haben. Als Beweis hierfür gibt er folgende Beobachtung an: „Frauen haben nie in unserer Gegenwart ihre Binde abgelegt oder gewechselt, und kleine Mädchen, denen ich ihren Gürtel abkaufte, gingen hinter die nächste Mattenwand, um dort einen neuen anzulegen, ehe sie mir den getragenen Gürtel brachten"[100]). Meine Erfahrungen bei den Surára und Pakidái waren bezüglich der Hüftschnüre die gleichen, bei Männern wie bei Frauen und Kindern, doch ihre Gürtel banden sie stets ohne Scheu ab und überließen sie mir gegen Tauschobjekte. Dies traf auch für die Puscheweterí-Frauen zu, woraus hervorgeht, daß ihre Fransenschürzchen nicht etwa eine Schambedeckung darstellen, sondern lediglich Verzierung. Außerdem binden sie ihre Gürtel ebenfalls nur zu festlichen Anlässen um.

Bei dem Kindergürtel aus dem Fell des Maracajá handelt es sich um ein Unikum. Zu bemerken ist jedoch, daß in Guayana, einem der südamerikanischen Hauptverbreitungsgebiete des Fellgürtels[101]) [102]), für die Männer der Makuxí[103]) und Waiwai[104]) Exemplare aus Jaguarfell bezeugt sind.

b) Brustschnüre

Die kreuzweise über Brust und Rücken geschlungene einfache Schnur — *xinarîkt* — und das gleichermaßen verwandte Schnurbündel — *xinarî* —[105]) stellen bei den Surára und Pakidái charakteristische Kleidungsstücke der Mädchen und Frauen dar. Bei letzteren verlaufen Schnur, bzw. Schnurbündel direkt unter den Brüsten und kreuzen sich über der Brusthöhle, so daß sie auf den ersten Blick wie eine Büstenhebe wirken; doch eine Anhebung der Brust ist damit nicht verbunden, denn sie sitzen ganz locker (Abb. 10).

Während die 1,50—1,60 m lange und aus zwei Fäden zusammengedrehte Frauenschnur, welche an den Enden verknotet ist, aus Curaná-Fasern oder Baumwolle hergestellt wird (die Länge der entsprechenden Mädchenschnur beträgt 1,20—1,40 m), handelt es sich bei den Schnurbündeln um Baumwollagen von 56—90cm Länge, die aus 60—80 Fäden bestehen und an einer Stelle zusammengebunden sind. Die dünneren Exemplare werden von jungen und die dickeren von älteren Frauen verwandt. Sowohl die Schnurbündel als auch die Schnur sind entweder vollständig rot gefärbt oder, wie z. B. erstere, im Abstand von 6—7 cm mit 1 cm breiten, roten Ringen versehen (Fig. 13a u. b), wozu man sich der Urucufarbe bedient. Ungefärbte Objekte nehmen mit der Zeit ein schmutzig-braunes Aussehen an, ähnlich wie die Hängematten, denn die rote Körperbemalung bleibt an der Baumwolle haften.

Die Brustschnur, welche den kleinen Mädchen vom 4. Lebensjahr ab hin und wieder umgebunden wird, soll dazu beitragen, daß sie später eine schön geformte Brust erhalten. Aber auch die jüngeren Frauen haben die Vorstellung, daß sie durch gelegentliches Tragen derselben ihre Brust konservieren können, vor allem dann, wenn die Schnur aus ursprünglichem Material, Curaná-Fasern, hergestellt wurde. Daneben betrachtet man die Brustschnur und das Schnurbündel, welches nur während der Feste und anläßlich zeremonieller Handlungen getragen wird, als Schmuckgegenstände und Abzeichen zweier Altersklassen.

Die Frauen der Xiriána, Puscheweterí, Aramamesterí und Karauaterí, welche ich in den Malokas der Surára und Pakidái antraf, trugen zwar ebenfalls solche Schnüre und Schnurbündel, bemerkten jedoch, daß sie innerhalb ihrer Stämme nicht verwandt würden. Dies erklärt auch, warum Koch-Grünberg solche Gegenstände nicht erwähnte, als er die Tracht der Xiriána (Schirianá) beschrieb. Bei den Arekuná-Taulipang sah er dagegen als Festschmuck bei Frauen und Männern lange Ketten

[100]) Krause, 1911, S. 208/09.
[101]) Becher, 1951, I, S. 82; II, Tab. und Karte Nr. 4.
[102]) Becher, 1955, S. 72.
[103]) Farabee, 1924, S. 61.
[104]) Farabee, 1924, Taf. XXX.
[105]) Dieser Name ist identisch mit dem Wort für Baumwolle.

13a

13b

Fig. 13a—b
Brustschnurbündel der Frauen
(Detail und Schema der Bemalung)

aus weißen Perlen und braunen Samen, die sie sich in vielen Windungen kreuzweise über Brust und Rücken geschlungen hatten[196]) [197]). Abgesehen von dem zusätzlich verwandten Schmuckmaterial unterscheiden sich diese Ketten von den oben beschriebenen Schnüren und Schnurbündeln noch durch ihre Tragweise, denn sie reichen viel weiter nach unten.

Man gewinnt daher den Eindruck, daß es sich bei der von den Surára- und Pakidái-Frauen verwandten Brustschnur aus Curauá-Fasern um einen sehr ursprünglichen Gegenstand handelt, aus dem wahrscheinlich erst nach Einführung der Baumwolle das Schnurbündel entwickelt wurde. Dieses wiederum könnten Karaibenstämme, vielleicht während kriegerischer Berührungen, entlehnt haben, und bei ihnen wandelte es sich dann in eine lange Schmuckkette. Jene ist zwar auch kreuzweise geschlungen, doch der ursprüngliche Sinngehalt, die Verschönerung der Brustform, ging verloren, was auch daraus zu entnehmen ist, daß bei den Arekuná-Taulipang selbst Männer solch eine Schmuckkette umbinden.

c) Arm-, Puls- und Beinschnüre

Vom 4. Lebensjahr ab tragen beide Geschlechter zeitweilig Oberarmschnüre, Frauen und Mädchen außerdem noch Puls- und Beinschnüre, die aus Curauá-Fasern oder Baumwolle angefertigt werden. Es ließ sich noch eindeutig feststellen, daß es sich bei den zweisträhnig nach rechts gedrehten Curauáfaserschnüren um die ursprünglichen Gegenstände handelt, während die zweisträhnig nach links gedrehten Baumwollschnüre jüngeren Datums sind. Außerdem war auch hier wieder zu beobachten, daß man der Pflanzenfaser eine kräftigende Wirkung beimißt.

So soll die Oberarmschnur — *xinarisinho* — eine größere Muskel- und Armkraft verleihen[198]). Die nur von Frauen und Mädchen verwandte Pulsschnur, ebenfalls *xinarisinho* genannt, kräftigt, so glaubt man, die Handgelenke und jene unterhalb der Knie getragene Schnur — *hukuá* — die Beine.

Als Schmuck für die Oberarme verwendet man aber neben der einfachen Schnur auch Schnurbänder — *nyõõmutimá* —, bei deren Formen es sich um genaue miniaturartige Wiedergaben der Gürtel handelt[199]), ein Novum

[196]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 37.
[197]) Koch-Grünberg, 1923b, Tafn. 15, 43, 61, 91, 92, 93, 98, 99, 100, 102 und 107.

[198]) Bemerkenswert ist es, daß die Curauáfaserschnur auch mit dem Wort *Xinarisinho* benannt wird, obgleich darin der Name für Baumwolle — *xinari* — enthalten ist.
[199]) In dem Wort — *nyõõmutimá* — ist der Name für Gürtel, *nyõ*, enthalten, dem man die Verkleinerungsform *ãmutimá* angehängt hat.

für Südamerika, denn Parallelen gibt es hierfür noch nicht. So haben die 20—22 cm langen Schnurbänder der Männer, deren Durchmesser 1,5—2 cm beträgt (Schnurbänder der Knaben: Länge: 12—15 cm; Durchmesser: 0,5—1 cm) dasselbe rollenförmige Aussehen wie ihre Gürtel (Fig. 14a u. b; Fig. 15a u. b) und werden von den Frauen in gleicher Weise angefertigt und bemalt, bzw. gefärbt (s. S. 29/30). Aber auch die breite, flache Form der Frauenbänder (Länge: 18—22 cm; Breite: 1—2,5 cm) stimmt, abgesehen von der geringeren Größe, vollständig mit den von ihnen getragenen Gürteln überein (Fig. 16a—c; Fig. 17), so daß ich hinsichtlich der Herstellung und Bemalung auf die Anfertigung der Frauengürtel verweisen kann (s. S. 30). Zu erwähnen ist noch, daß die Oberarmbänder jüngerer Frauen schmäler (1—1,5 cm) als die der älteren (2—2,5 cm) sind[300]).

Die vier Xiriána-Frauen, welchen ich in den Malokas der Surára und Pakidái begegnete, trugen die gleichen Oberarm-, Puls- und Beinschnüre sowie -bänder, desgleichen alle Puscheweterí- und Aramamesterí-Frauen, einschließlich des gefangenen Karauaterí-Mädchens. Letztere sagten aber aus, daß sie die Oberarmbänder erst hier angenommen hätten, denn in ihren Stämmen würden nur Oberarmschnüre verwandt.

Auch nach Koch-Grünberg umwickeln bei den Xiriána (Schirianá) die Männer ihre Oberarme mit langen, rotgefärbten Baumwollschnüren, während Frauen „schmale Bänder" benutzen, die sie aber so fest binden, daß man die Male auch beim Ablegen derselben sieht[301]). Die Frauen der Maiongkong-Yekuaná umschnüren ihre Oberarme in der gleichen straffen Weise[302]). Bezüglich der Arekuná-Taulipang schreibt Koch-Grünberg: „Zum Schmuck der Frauen gehören ferner breite Umwicklungen aus weißen Perlenschnüren unterhalb der Knie, um die Oberarme und die Handgelenke. Die Männer

Fig. 14a—b Oberarmschnurband der Männer

[300]) Eine ältere Pakidái-Frau trug übrigens ein 2½ cm breites, gewebtes Oberarmband. Sie bezeichnete es mir ebenfalls mit dem Namen *nyöðmutimá* und fügte hinzu, daß sie dasselbe von einer Xiriána-Frau erhalten hätte.

[301]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 305.

[302]) Koch-Grünberg, 1923b, Taf. 151, 152, 170, 171, 172.

Fig. 15a—b Oberarmschnurband der Jünglinge

Fig. 16a—c Oberarmschnurband der Frauen

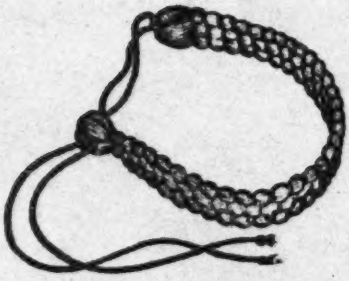


Fig. 17 Oberarmschnurband der Frauen

tragen den gleichen Perlenschmuck um die Handgelenke, bisweilen auch um die Fußgelenke, umschnüren aber die Beine unter den Knien mit weißen Baumwollschnüren, deren Enden lang herabhängen. Um die Oberarme tragen sie gewöhnlich nur eine Schnur weißer Perlen oder eine weiße Baumwollschnur oder an Festtagen eine runde Scheibe aus Schneckenschalen.... Die Umschnürungen an den Beinen werden von den jungen Mädchen aus Eitelkeit häufig so straff angezogen, daß die Waden prall hervortreten"[203]) [204]).

Diese alte Karaibensitte, welche schon den ersten Entdeckern als Besonderheit ins Auge fiel, ist auch den Surára und Pakidái bekannt, wird von ihnen aber als sehr häßlich empfunden und daher nicht nachgeahmt; bei den Frauen und Mädchen dieser Indianer sitzen die Beinschnüre stets locker.

d) Halsschnüre und -ketten aus ursprünglichem Material

Mit Halsschnüren und -ketten aus ursprünglichem Material sind keine Schmuck-, sondern magische Absichten verbunden.

So tragen junge Männer gelegentlich eine mit Urucu gefärbte zweisträhnig nach rechts gedrehte Curauáfaserschnur um den Hals, an welcher ein Wurzelstückchen der Tajá (*Colocasia antiquorum* und *Xanthosoma violaceum* Schott) — *kaurí* — befestigt ist. Hierbei handelt es sich um einen Liebeszauber (s. S. 111). Um denselben abzuwehren, verwenden verheiratete weibliche Stammesangehörige zwei Arten von Halsketten. Junge Frauen haben an ihrer mit Urucu gefärbten Schnur aus Curauá-Fasern zahlreiche Wurzelstückchen der Tajá — *kaurí* — festgebunden und ältere kleine Teilchen der Camarau (*Cipó* sp.) — *hií* — (s. S. 111).

e) Haartracht

Männer, Frauen und Kinder, nach Vollendung des dritten Lebensjahres, haben die gleiche rund um den Kopf geschnittene Haartracht — *mabdu* —, einschließlich der Tonsur — *kemóno* —. Das Ausrasieren derselben, aber auch das Schneiden der Haare gehört zu den Pflichten der Frauen, wozu sie sich eines gespaltenen und auf einer Seite geschärften Rohrstückes (Taquara — *Guadua* sp. —) bedienen (s. S. 55). Bei Festen, anläßlich magischer Handlungen und während der Kriegszüge wird die Tonsur mit Urucu bemalt.

Nach Angaben meiner Gewährsleute stellt dieselbe in erster Linie eine Markierung dar, um für die Stockduelle, welche von den Männern gelegentlich ausgetragen werden, den sichersten und widerstandsfähigsten Teil des Kopfes zu kennzeichnen[205]). Dadurch erklären sich auch die Narben, welche man fast bei allen Männern auf der Tonsur sieht. Doch auch bei weiblichen Stammesangehörigen sind sie vorhanden, denn wenn ein Ehemann seine Frau aus Gründen der Eifersucht schlägt, darf er ebenfalls nur diesen markierten Teil des Kopfes auswählen. Als weiteren, aber wohl mehr sekundären Grund, gab man mir an, daß durch den kurzen Haarschnitt und die Tonsur der Läuseplage leichter Einhalt zu gebieten wäre. Menschen mit langem Haar, so meinten sie, könnten sich vor Kopfläusen sicher nicht retten.

Auch in der Religion und Mythologie wird die Tonsur erwähnt. Poré, den Herrn des Mondes, stellt man sich nämlich als alten Mann mit langem weißen Bart und mit rotbemalter Tonsur vor (s. S. 91).

Wie bei zahlreichen anderen südamerikanischen Stämmen, ist die Tonsur auch ein charak-

[203]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 34.
[204]) Koch-Grünberg, 1917, Abb. 7, 8.

[205]) Becher, 1959, S. 165.

teristisches Merkmal aller kleinwüchsigen, hellhäutigen Indianer zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco, denn die Angehörigen beiderlei Geschlechts der Xiriána, Pusheweteri, Aramamesteri und Karauateri, denen ich begegnete, trugen sie gleichfalls[206]). Weiterhin ist sie für die Waiká[207]) [208]), Karimé[209]) und die Xiriána-Männer am Motomotó belegt[210]). Bezüglich letzterer hebt Koch-Grünberg hervor, daß es sich hierbei um eine männliche Haartracht handelt[211]). Im gleichen Werk beschreibt er dann noch die Tonsur einer Karaibenfrau: „Eine eigenartige Haartracht hatte die älteste Frau am Roroima. Bis auf einen schmalen Kranz längerer Haare rund um den Kopf, die an der Stirn in der üblichen Weise verschnitten waren, war das Haupthaar wie bei einer Mönchtonsur kurz geschoren. (Vgl. Bd. VI, Taf. 86). Den Grund für diese abweichende Haartracht konnte ich nicht in Erfahrung bringen"[212]). Erwähnenswert sind auch die Ausführungen, welche Alexander von Humboldt jener indianischen Haartracht widmet[213]).

f) Deformierender Gesichtsschmuck

Sowohl das männliche als auch das weibliche Geschlecht haben bei den Surára und Pakidái perforierte Ohrläppchen, — *nhimehakehá* — (Surára), — *nimukakuhá* — (Pakidái), eine Durchbohrung der Unterlippe — *kuzehahá* —, und die Frauen noch zusätzlich solche in den Mundwinkeln — *kashehá* —.

[206]) Die brasilianische Landbevölkerung bezeichnet alle Indianer mit Tonsuren als Coroados = Gekrönte. Baldus und Willems fordern jedoch mit Recht, den Gebrauch dieses Namens innerhalb der brasilianischen Völkerkunde zu vermeiden: „Coroado-Várias tribus de índios no Brasil, por exemplo, os Botocudos, Kaingang, Puri, Borôro, receberam do povo o nome de Coroados, devido ao modo de cortar o cabelo, se bem que êsse modo não fosse igual entre todas elas. Causou êste têrmo grande confusão na etnografia brasileira, razão pela qual deve ser abandonada." (Baldus e Willems, 1939, S. 67).

[207]) Koch-Grünberg, 1917, S. 198.

[208]) Zerries, 1954b, S. 73.

[209]) Salathé, 1931/32, S. 305.

[210]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 306.

[211]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 27.

[212]) A. von Humboldt, 1860, IV, S. 319.

Die Durchbohrungen erfolgen bereits im Säuglingsalter (s. S. 63). Den Männern dienen sie in erster Linie zum Anbringen von Federzieraten (s. S. 43). Doch als Ohrschmuck tragen sie auch manchmal 1—2 cm lange Rohrstückchen, von denen an einem oder zwei kurzen Perlenkettchen kleine dreieckige Silberbleche, blanke Silbermünzen oder besonders große Glasperlen herabhängen. Frauen verwenden diese Objekte ebenfalls mit besonderer Vorliebe. Ein typisch weiblicher Ohrschmuck sind die Zähne des Cutia (*Dasyprocta aguti* L.) — *tomendhe* —, welche den Männern als Messer dienen (s. S. 54). Damit sie nicht aus der Durchbohrung herausrutschen, klebt man an das hintere Ende ein Klümpchen Baumharz. Auch mit Blüten werden die Durchbohrungen der Ohrläppchen ab und zu geschmückt.

In den Perforationen der Unterlippe und beiderseits der Mundwinkel haben die Frauen hin und wieder feine Rohrstäbchen — *tunhabdere* — stecken von 15—17 bzw. 12—15 cm Länge. Bei Xiriána-Frauen, welche mit Surára- und Pakidái-Männern verheiratet sind, konnte ich beobachten, daß sie noch zusätzlich zwei 30—35 cm lange Rohrstäbchen im durchbohrten Nasenseptum — *huxibéha* — tragen (Abb. 16). Diese Durchbohrung, so wurde mir gesagt, bleibe nur den weiblichen Angehörigen dieses großen, mächtigen Stammes vorbehalten. Daher erklärt sich auch, daß die Perforationen der Pusheweteri- und Aramamesteri-Frauen vollkommen denen ihrer Surára- und Pakidái-„Schwestern" entsprechen, d. h. eine Durchbohrung der Nasenscheidewand fehlt. Dieselbe Feststellung trifft für Nikeromá, die kleine Gefangene vom feindlichen Stamm der Karauateri, zu.

Alle genannten Schmuckobjekte werden von den männlichen und weiblichen Trägern selbst angefertigt und gelten als persönliches Eigentum.

Durch Koch-Grünbergs Forschungen bei den Xiriána (Schirianá), Waiká (Waika) und verschiedenen Karaibenstämmen bietet sich mir ein reichhaltiges Vergleichs- und Ergänzungsmaterial. So schreibt der große Forscher bezüglich der Xiriána (Schirianá): „Nasenseptum,

Ohrläppchen und Unterlippe waren bei den Männern durchbohrt und bei vielen mit fast handlangen Rohrstäbchen verziert. Bei besonderen Gelegenheiten tragen sie auch einen Jaguarzahn in der Unterlippe.

Die Weiber hatten lange Rohrstäbchen in den durchbohrten Ohrläppchen, der Unterlippe und den Mundwinkeln. Drei schmale Rohrstreifen, nach beiden Seiten fächerförmig auseinanderstehend, zierten das Nasenseptum (Abb. 12)"[212]).

Hierdurch werden die Angaben meiner Gewährsleute bestätigt, welche besagten, daß eine Perforation des Nasenseptums charakteristisch für die Xiriána sei. Doch auch für die männlichen und weiblichen Waiká sind Nasen-, Ohr- und Unterlippenstäbchen, für die Frauen außerdem solche der Mundwinkel bezeugt[214]).

Bezüglich der Verwendung von Nasenstäbchen scheint es sich also um Vorrechte der beiden feindlichen „Großen" (s. S. 6) zu handeln, denn von den kleineren Verbündeten werden sie nicht benutzt.

Die anderen Durchbohrungen stimmen dagegen bei allen genannten Yanonámi-Stämmen überein, wobei hervorzuheben ist, daß man perforierte Mundwinkel nur bei Frauen findet.

Hinsichtlich der karaibischen Arekuná-Taulipang schreibt Koch-Grünberg: „Ohrläppchen und Unterlippe, bei manchen Männern auch das Nasenseptum sind durchbohrt"[218]). Demnach bleibt hier die Perforation der Nasenscheidewand nur Männern vorbehalten, und Durchbohrungen der Mundwinkel fehlen gänzlich. In den Ohrläppchen tragen aber männliche und weibliche Stammesangehörige ebenfalls kleine Rohrstäbchen, mit einem oder zwei herabhängenden kurzen Perlenkettchen, an denen Silbermünzen, halbmondförmige oder dreieckige Silberbleche befestigt sind[219]). Bei letzteren handelt es sich um dieselben Objekte, die ich als Schmuck bei den Surára und Pakidái vorfand (s. S. 40 und Abb. 9). Eine Übernahme von Karaiben, direkt oder indirekt, scheint in diesem Falle also wieder vorzuliegen. Auf meine Frage nach der Herkunft jener Schmuckgegenstände nannte man mir zwar die Xiriána, welche sie aber ihrerseits sicher auch nicht selbst angefertigt haben, denn sie wurden durch Klopfen und Schleifen aus brasilianischen Silbermünzen hergestellt, die heute gar nicht mehr im Umlauf sind. Außerdem wird schon seit Jahrhunderten das handwerkliche Können der Karaiben in bezug auf Gold-, Silber- und Kupferzierate gerühmt. So erwähnt bereits Gumilla Karaibenstämme in der Umgebung des Orinoco, die selbstverfertigte Platten aus Gold trugen[217]), und nach de Rochefort verwandten die Inselkaraiben Ohrgehänge aus glänzendem Kupfer[218]). Von den Makuxi-Männern werden halbmondförmige Silberbleche benutzt, diese tragen sie aber an einem Nasenstäbchen[219]).

Weiteres Vergleichsmaterial findet sich in der wertvollen Arbeit von Brigitte Menzel, „Deformierender Gesichtsschmuck südamerikanischer Naturvölker". Hierin wurde festgestellt, daß Ohrschmuck aus Metall besonders häufig in Nordwest-Amazonien sowie Guayana auftritt[220]) und auch Ohrschmuck aus Zähnen in starkem Maße für das Hochland von Guayana bezeugt ist[221]). Bezüglich des Mundwinkelschmuckes schreibt die Autorin: „Von einer Häufung im Quellgebiet des Ucayali reichen die Belege über das nordwestliche Amazonien bis nach Guayana; gesondert bleiben die Tapuya am Osthorn Südamerikas. Das Verteilungsbild deckt sich in wesentlichen Zügen mit den mehrfachen Durchbohrungen der Oberlippe (diese Teile gehen auch anatomisch sehr ineinander über) und lehnt sich deutlich an andine Vorbilder an"[222]). Die charakteristischen Mundwinkelstäbchen der Yanonámi-Frauen lassen sich zwar gut in dieses Verbreitungsgebiet einreihen, jedoch nicht im Zusammenhang mit Durchbohrungen der Ober-

[212]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 306.
[214]) Koch-Grünberg, 1917, S. 198—200.
[218]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 28.
[219]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 28, Taf. 3 (6).
[217]) Gumilla, 1745, I, S. 139.
[218]) de Rochefort, 1658, S. 289.
[219]) Im Thurn, 1883, S. 198, Fig. 2 und 4.
[220]) Menzel, 1957, S. 38 und Karte 14.
[221]) Menzel, 1957, S. 34.
[222]) Menzel, 1957, S. 33.

lippe, denn statt dieser wird hier die Unterlippe perforiert.

g) Tatauierung

Alle Frauen und Mädchen haben eine punktförmige Tatauierung über der Oberlippe, welche beiderseits des Mundes nach unten verläuft (Abb. 19 u. 24) und den Mädchen während der ersten Menstruation eingestochen wird (s. S. 66)[220]. Die Bezeichnung hierfür lautet bei den Surára — *narabakoxik* — und bei den Pakidái — *narabakoxibe* —. Diese Worte werden von dem Namen der Genipapo-Frucht — *narabá* — abgeleitet, deren Saft zum Einstechen der Punkte verwandt wird.

Aber auch für karaibische und aruakische Frauen Guayanas ist eine Stichtatauierung in der Mundgegend charakteristisch, und gelegentlich findet man sie sogar bei männlichen Karaiben. Sie gilt hier ebenfalls als Zeichen der Reife und hat meist eine magische Bedeutung. Die eingestochenen Muster weichen aber von denen der Surára und Pakidái vollständig ab. Bei den Makuxi bestehen sie aus zahlreichen kurzen, vertikalen Parallelstrichen, und die Arekuná-Taulipang bevorzugen Punkte, Striche und Angelhakenmuster[221]. Letztere Motive sind auch für die Frauen der Wapixana[222] [223] und weiterer Aruakstämme in Britisch Guayana sowie Surinam bezeugt[224] [225].

Auch bezüglich des Zeitpunktes der Tatauierung gibt es kleine Unterschiede. Die Surára und Pakidái führen sie während der ersten Menstruation durch, Arekuná-Taulipang und Makuxi dagegen kurz vor Eintritt derselben, und zwar in Verbindung mit der Ameisenmarter[226].

Als Farbstoff verwenden erstere den Saft der Genipapo-Frucht, letztere die Asche verbrannter Honigbienen[227]. Das ursprüngliche Instrument zum Stechen der Punkte war überall ein Palmstachel. Doch Koch-Grünberg sah bei den genannten Karaiben auch schon die Verwendung von zugespitzten Glasscherben[228].

Eine Entscheidung darüber, ob sich die Tatauierungen der Mundgegend bei den erwähnten Yanomámi-, Karaiben- und Aruak-Stämmen selbständig entwickelt haben, oder ob sie durch wechselseitige, bzw. äußere Einflüsse hervorgerufen wurden, kann noch nicht getroffen werden, obgleich Koch-Grünberg eine junge Xiriána-Frau sah, welche die Angelhaken- und Punkttatauierung der Arekuná-Taulipang in das Gesicht gemalt hatte[229]. Doch hierbei kann es sich um eine Ausnahme handeln, denn merkwürdigerweise stellte er bei den Xiriána keinerlei weiteren Tatauierungen fest.

Die Muster der Surára und Pakidái scheinen auch ursprünglicher zu sein als die Grundmotive der Karaiben und Aruaken in Gestalt von Angelhaken, welche eindeutig auf Entlehnungen seitens der Zivilisation hinweisen. Auch die Tatsache, daß bei den Karaibenstämmen Guayanas vereinzelte Männer und Knaben in der Mundgegend tatauiert sind, läßt auf eine Verflachung dieser Sitte schließen. Denn wahrscheinlich war sie ja früher auch dort nur Frauen vorbehalten, genau wie noch heute bei den Surára und Pakidái.

Abschließend ist noch auf P. Schmidt und Nordenskiöld zu verweisen, von denen bereits kurze zusammenfassende Untersuchungen über die Stichtatauierung in Südamerika vorliegen. Der erstgenannte Autor unterscheidet zwei Gruppen, welche Männern und Frauen, bzw. nur Frauen vorbehalten sind, und hält eine westliche Herkunft für wahrscheinlich[230]. Dem-

[220]) Diese Tatauierung findet sich auch bei den weiblichen Xiriána, Puseheweteri und Aramameteri, die mit Surára- und Pakidái-Männern verheiratet sind. Eine Ausnahme bildet die kleine Gefangene der Surára, Nikeromá, vom feindlichen Stamm der Karauateri. In ihrer Maloka, so versicherte sie mir, werden die Mädchen aber auch tatauiert. Doch sie war bereits vor Eintritt der ersten Regel in die Hände der Surára gefallen, und hier wurde die Tatauierung an ihr nicht vorgenommen. Falls sie aber später von einem Surára-Mann geheiratet wird, müßte ihr das punktförmige Muster noch nachträglich eingestochen werden.

[221]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 43; Taf. 12 (3—16).

[222]) Appun, 1871, S. 523.

[223]) Farabee, 1918, S. 82, Fig. 9.

[224]) Richard Schomburgk, 1847, S. 226.

[225]) Joest, 1893, S. 83 und Abb. a und b.

[226]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 128.

[227]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 43.

[228]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 305.

[229]) P. Schmidt, 1913, S. 1283/84.

gegenüber vertritt Nordenskiöld die Auffassung, daß die Stichtatauierung „ziemlich leicht an verschiedenen Orten hat erfunden werden können". Seine Verbreitungskarte zeigt eine Häufung dieser Sitte in nördlichen und zentralen Teilen Südamerikas[222]). Eine umfassende Arbeit über die Tatauierung südamerikanischer Indianer würde bestimmt gute und aufschlußreiche Ergebnisse zeitigen.

h) Bemalung

Die Körperbemalung, welche bei zeremoniellen Anlässen, Kriegs- und gelegentlich auch Jagdzügen zur Anwendung kommt, ist sehr einfach und kunstlos. Entweder sind es jene immer wiederkehrende Motive, wie schlangenförmige Linien, Kreise und Punkte[223]), welche man mal einzeln, mal vermischt aufträgt, oder der ganze Körper wird mit rotem oder schwarzem Farbstoff eingerieben.

Bei dem roten Farbstoff handelt es sich um Urucu — *nará* —, eine Paste, die aus den roten Beeren der Bixa orellana bereitet wird. Blaue Farbe liefern die Samen der Genipapo-Frucht (*Genipa brasiliensis*) — *uarabá* —, während man für die Schwarzfärbung den abgekratzten Ruß der Kochtöpfe benutzt, meist vermischt mit etwas Genipapo.

Die schlangenförmigen Linien, Kreise und Punkte werden mit den Fingern oder einem Holzstäbchen aufgetragen, und zur diffusen Färbung benutzt man ein kleines Baumwollknäuel.

Da auch Koch-Grünberg bei den Xiriána (Schirianá) nur eine ganz geringe Körperbemalung feststellte[224]), ist zu vermuten, daß dieselbe den drei genannten Yanonámi-Stämmen ursprünglich nicht eigen war, sondern auf karaibische Einflüsse zurückzuführen ist. Auch die nachstehenden Ausführungen Alexander von Humboldts deuten daraufhin: „Der Brauch", so schreibt der große Forscher, „den Körper zu bemalen, ist nicht bei allen Völkern am Orinoco gleich alt. Erst seit den häufigen Einfällen der mächtigen Nation der Caraiben in diese Länder ist derselbe allgemeiner geworden. Sieger und Besiegte waren gleich nackt, und um dem Sieger gefällig zu seyn, mußte man sich bemalen wie er und seine Farbe tragen. Jetzt ist es mit der Macht der Caraiben vorbei, sie sind auf das Gebiet zwischen den Flüssen Carony, Cuyuni und Paraguamuzi beschränkt, aber die caraibische Mode, den ganzen Körper zu färben, hat sich erhalten; der Brauch ist dauernder als die Eroberung"[225]).

i) Federschmuck

Federzierate — *pauxi* — werden nur von Männern getragen und zwar vorwiegend an den Oberarmen, doch gelegentlich auch in den Perforationen der Ohrläppchen und der Unterlippe.

Als Befestigungsvorrichtungen für den Oberarmschmuck dienen vor allem die Oberarmschnüre und -bänder, unter welche bei Kriegszügen und festlichen Anlässen vorn einzelne oder mehrere Schwanzfedern des Arara vermelha (*Ara macao* L.) — *pauxi aralexinã* — geklemmt werden sowie kleine Federbüschel. Letztere sind stets mit einer Schnur aus Baumwolle oder Curauá-Fasern an einem 7—9 cm langen Holzstäbchen festgebunden (Abb. 9 u. 14). Die nachstehende Aufzählung zeigt, welche Vögel als Federlieferanten für diese Objekte bevorzugt werden:

Pauxi maraxi — Oberarmschmuck aus den schwarz-weißen Federn des Cujubim (*Pipile pipile cujubi* Pelz.).

Pauxi koihoimão — Oberarmschmuck aus den schwarz-weißen Federn des Gavião-caipira (*Hypomorphnus urubitinga urubitinga* Gm.)

Pauxi parurihonomaibo — Oberarmschmuck aus weißen Brustfedern des Mutum (*Crax* sp).

Pauxi marahanã — Oberarmschmuck aus Federn des Arara amarela (*Ara ararauna* L.)

Pauxi xeraxeromão — Oberarmschmuck aus Federn des Papagaio moleiro (*Amazona* sp.) und des Papagaio curica (*Amazona* sp.).

Außer diesen Federbüschein, welche von oben in die Armschnüre, bzw. -bänder gesteckt

[222]) Nordenskiöld, 1918, S. 128—130 und Karte 19.

[223]) Mit diesen Motiven werden auch die Gebrauchsgegenstände bemalt.

[224]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 307.

[225]) A. von Humboldt, 1860, III, S. 92/93.

werden, gibt es auch Zierate, die hieran geknotet sind und nach unten hängen. Es handelt sich dann meist um mehrere kleine Federn von verschiedenen Vögeln, deren Kiele man mit einer Schnur aus Baumwolle oder Curauá-Fasern zusammengebunden hat:

Pauxi prukatöha — Herabhängender Oberarmschmuck aus Federn des Mutum (*Crax* sp.), Papagaio moleiro (*Amazona* sp.) und Tucano (*Rhamphastus* sp.).

Pauxi maraxiakosibe — Herabhängender Oberarmschmuck aus Federn des Cujubim (*Pipile pipile cujubi* Pelz.) und Tucano (*Rhamphastus* sp.).

Als wertvollster Schmuck dieser Kategorie sind schließlich noch Oberarmbinden aus Mutumfedern — *pauxi parurihés* — zu erwähnen, an denen man Gehänge — *pauxi manhebéahunque* — aus Federn des Mutum (*Crax* sp.), Tucano (*Rhamphastus* sp.) und Jacamim (*Psophia crepitans* L.) befestigt hat, oder sogar Bälge dieser Vögel. Daneben werden auch Oberarmbinden verwandt, die nur aus Federn des Jacamim — *pauxi nhapinhéssi* — bestehen, mit Federgehängen — *pauxi pehakossibe* — des gleichen Vogels.

Alle aufgezählten Federzierate stellen gleichzeitig Abzeichen dar, denn lediglich die Häuptlinge und bewährte Krieger haben das Recht, beide Oberarme zu schmücken, jüngere Männer dagegen nur einen.

In die perforierten Ohrläppchen steckt man bisweilen kleine Federn des Anambé azul (*Catinga cayana* L.) — *pauxi osunemehés* —, während eine Schwanzfeder des Arara vermelha (*Ara macao* L.) — *pauxi aratexind* — gelegentlich die Durchbohrung der Unterlippe ziert (Abb. 11). Diese Schmuckobjekte dürfen sowohl von älteren als auch von jüngeren Kriegern verwandt werden.

Die Herstellung von Federzierateu obliegt den Männern, welche sie aber recht oberflächlich ausführen. Doch infolge des Vogelreichtums in ihren Wohn- und Streifgebieten verursacht es ja keine Mühe, schadhaft gewordene Stücke rasch zu erneuern.

Als Besonderheit ist schließlich zu erwähnen, daß Surára- und Pakidái-Männer häufig die weißen Flaumfedern vom Gavião-real (*Thrasaetus harpyia* L.) — *koikoimdo* — mittels Baumharz in die Haare kleben. Meist ordnet man sie kranzförmig an, so daß sie wie ein Kopfreif wirken (Abb. 9), verteilt sie aber gelegentlich auch wahllos über die Haare. Doch der Schmuckgedanke spielt in diesem Falle nur eine sekundäre Rolle, denn diese Federbedeckung wird als Trophäe betrachtet. Nach Ansicht jener Indianer kommen nämlich die Krankheiten und überhaupt alles Böse von feindlichen Stämmen, vor allem von den Waiká. Sie werden durch Zauberhandlungen der Medizinmänner verursacht, welche dazu als Überträger diese Vögel oder Fledermäuse verwenden und in deren Körper die eigene Seele mitschicken. Wenn nun die Surára und Pakidái solch ein Tier töten, so glauben sie, daß damit auch ein feindlicher Medizinmann sein Ende gefunden hat (s. auch S. 96 u. 105).

Mit dem großartigen Federschmuck der Urubu-Kaapor, Mundurukú, Tapirapé, Karajá, Boróro, Guajajára, Tembé, Apiaká, Mawé, Arara, Tukano und Xingú-Indianer, welcher von Darcy und Berta G. Ribeiro ausführlich bearbeitet und klassifiziert wurde[227] [228]), können die Federzierate der Surára und Pakidái natürlich nicht konkurrieren, aber man ersieht daraus, wie verschieden die einzelnen südamerikanischen Stammesverbände ihre Fähigkeiten entwickelten und ihre Traditionen über Jahrhunderte hinweg von Generation zu Generation vererbten.

Für die Yanomámi stellt der einfache Oberarmschmuck ein weiteres äußeres Kennzeichen dar, denn auch Xiriána-, Puseheweteri- und Aramamesteri-Männer, denen ich begegnete, trugen ihn in der gleichen Weise. Bezüglich der Xiriána decken sich meine Beobachtungen auch mit einer Angabe Koch-Grünbergs: „Die Männer", so führt er aus, „wickeln um die Oberarme lange, rotgefärbte Baumwollschnüre, an deren Enden Vogelbälge hängen (Taf. 46, 2 und 2a). Wenn sie in den Krieg ziehen, stecken sie vorn unter die Armbinden Büschel Schwanzfedern des roten Arára, so daß sie die Schultern über-

[227]) Darcy Ribeiro e Berta G. Ribeiro, 1957.
[228]) Berta G. Ribeiro, 1957.

ragen"[339]). Für die Waiká wird dieser Oberarmschmuck durch Photographien von Zerries belegt[340]) [341]).

Bezüglich des Ohr- und Lippenschmuckes findet man bei den Makuxí und Arekuná-Taulipang Parallelen, doch hier werden die weißen Flaumfedern des Königsgeiers oder des großen Hokko (Mutum) verwandt[342]).

j) Perlenschmuck

Europäische Glasperlen, vor allem kleine, gelten bei den Surára und Pakidái noch heute als beliebteste Tauschobjekte. Am meisten schätzt man weiße, blaue und rote Perlen[343]), und erst danach folgen solche in den Farben orange, gelb, schwarz und grün[344]).

Sie werden von den Frauen auf Schnüre aus Baumwolle oder Curauá-Fasern gezogen, wobei die Männer gelegentlich helfen, und dienen als Halsketten, Oberarm- und Pulsschnüre sowie Ohrgehänge.

Folgende Herstellungsarten konnte ich beobachten: Auf eine Schnur werden z. B. nur weiße, rote oder blaue Perlen gezogen. Je nach dem Geschmack der Hersteller kommt es aber auch vor, daß auf drei weiße Perlen stets eine blaue oder rote folgt, andere bevorzugen die Farbzusammenstellung blau, weiß, rot oder umgekehrt. Es gibt jedoch noch viele weitere Variationen, auch in Verbindung mit anderen Farben.

Daneben werden, wenn auch seltener, Ketten aus zwei Schnüren angefertigt. In diesem Falle wird z. B. eine weiße Perle über beide Schnüre gezogen, danach je eine rote oder blaue über eine Schnur, dann wieder eine weiße über beide, usw.

Frauen und Mädchen tragen gern mehrere Perlenschnüre als Halsketten übereinander, Männer und Knaben binden dagegen niemals mehr als eine um. Oberarmschnüre aus Glasperlen legen nur Männer an und entsprechende Pulsschnüre allein Knaben und Mädchen. Kurze Perlenkettchen, die in den Perforationen der Ohrläppchen befestigt werden, tragen, wenn auch nur selten, beide Geschlechter. Meist ist dann unten ein silbernes Dreieck, eine große Glasperle oder ein Fruchtkern befestigt.

Als ich zu den Surára und Pakidái kam, waren schon einige Perlenkettchen in Gebrauch. Die Glasperlen hatten sie, ihren Angaben zufolge, sowohl vom Indianerschutzposten Ajuricaba am Rio Demini, von Gummi- und Palmfasersammlern, aber auch von den Xiriána erhalten. Letztere erwarben jenes Fremdgut vermutlich von Karaibenstämmen, welche es ihrerseits ebenfalls von Weißen bekommen hatten. Daran erkennt man, daß der Tausch von Glasperlen auch unter den Indianern selbst noch stark betrieben wird[345]).

7. *Hängematten*

Die Surára und Pakidái besitzen drei verschiedene Arten von Hängematten. Als älteste und wohl ursprünglichste Form kann die Hängematte aus Embira (Baumbast, *Malvaceae* sp.) — *ydritanaçik* — betrachtet werden, deren Länge zwischen 1,80—1,90 m liegt (Abb. 26). Sie enthält keinen Einschlag und besteht lediglich aus zehn bis vierzehn 1—2 cm breiten Embirastreifen. Diese werden an den Enden umgebogen und mittels zweier 1,30—1,40 m langer Stricke, welche gleichzeitig zum Aufhängen dienen, zusammengebunden (Fig. 18a u. b). Beide Stricke sind sehr fest und haltbar, denn man hat sie in Gestalt eines Zopfes aus drei 1 cm breiten

[339]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 303.

[340]) Zerries, 1955b, Titelbild.

[341]) Zerries, 1954b, Taf. VI, oben.

[342]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 28.

[343]) Hierin stimmen die Surára und Pakidái mit zahlreichen anderen südamerikanischen Stämmen überein. (Menzel, 1957, S. 23 und Tab. 3).

[344]) Auch Krause bemerkt hinsichtlich der Karajá, daß sie grüne Glasperlen verachten (Krause, 1911, S. 279), und bei vielen anderen Stämmen ist gleichfalls eine Aversion gegenüber dieser Farbe zu finden (Menzel, 1957, S. 17/18 u. Tab. II und III). Deshalb stellt Brigitte Menzel auch die berechtigten Fragen: „Sollte diese Ablehnung grüner Rohstoffe bei Waldvölkern auf das Dominieren von Grün in der physisch-geographischen Umwelt zurückzuführen sein? Zieht man aus Kontrastgründen die anderen Farben vor?" (Menzel, 1957, S. 18).

[345]) Schon v. Martius beobachtete, daß Glasperlen über weite Strecken gehandelt werden (v. Martius, 1867, I, S. 702 ff.), und auch Krause hebt hervor, daß sie als Tauschobjekte sehr geschätzt werden. (Krause, 1911, S. 279).

Fig. 18a—b
Detail der Endbefestigung an einer Hängematte aus Embira sowie Schlingen- und Knotenschema

Embirasträhnen geflochten. Die Herstellung dieser Hängematte ist außerordentlich einfach und geschieht nur durch Männer. Von dem Embirabaum lösen sie 10—15 Baststreifen von 2 m Länge und 1—2 cm Breite, die sie in der oben beschriebenen Weise zusammenbinden, nachdem sie vorher noch zwei Strickegeflochten haben. Zum Schneiden des Baumbastes benutzen sie das Cutiazahn-Messerchen (s. S. 54). Da die *Ydritanaçik* außerordentlich leicht ist, wird sie von den Männern bei Wanderungen, Jagd- und Kriegszügen gern als Reisehängematte verwandt. Zusammengerollt hängt sie dann auf dem Rücken, gehalten von einer dünnen Halsschnur aus Baumwolle oder Curauá (Bromeliafaser). Beim Schlafen legen sie sich meist gekrümmt hinein; Übung und Geschicklichkeit sind aber erforderlich, um nicht durchzufallen.

Gleichartige Hängematten sind auch bei den Waiká in Gebrauch und sollen dort, nach Zerries, besondere Aufgaben im Ritualwesen erfüllen[886] [887], während Schuster bemerkt, daß sie nur im Notfall angefertigt werden[888]. Schon entwickelter sind die Baumbasthängematten der Xiriána, denn sie besitzen bereits Einschläge aus Baumwollfäden und Pflanzenfasern. Ruth Haebler beschreibt zwei Exemplare aus den Völkerkundemuseen in Berlin (VA 61119) und Leipzig (8736)[889].

Aber selbst höher kultivierte Völker, wie z. B. die Ipurina, ein Aruakstamm, der gegenwärtig noch an den Flüssen Acre, Seruini und Ituxi im brasilianischen Staat Amazonas lebt[890], verwandten früher diese Hängematten ohne Einschlag, was durch ein im Berliner Völkerkundemuseum befindliches Exemplar (VB 3758) bestätigt wird[891]. Es gab aber auch solche, die mittels eines oder zweier längerer Querstreifen verbunden waren. Bezüglich ihres Verwendungszweckes und der Herstellung stimmen meine Beobachtungen bei den Surára und Pakidái mit Ehrenreichs Angaben von den Ipurina nahezu überein. So schreibt der genannte Forscher: „Die äußerst primitiven, aber doch zweckentsprechenden Hängematten, deren die Ipurina sich im Nothfall, auf Reisen, Jagdzügen u.s.w. bedienen, zeigen deutlich, wie dieses nützliche Geräth erfunden sein mag.

Es werden einfach vier oder fünf Baststreifen (Embira) von 2 m Länge und 3—4 cm Breite vom Baume abgelöst und an den Enden zusammengenommen, zuweilen auch noch unter einander durch ein oder zwei kürzere Querstreifen verbunden. Immerhin erfordert das Liegen darin keine geringe Geschicklichkeit und Uebung"[892].

Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt aber sogar eine Hängematte, welche noch primitiver ist. Sie stammt von den Nahukuá (Nahuqua), einem Karaíbenstamm des Xingúquellgebietes, und besteht lediglich aus einem Büschel Gras, welches, oben und unten zusammengebunden, als Schlafgelegenheit für Kinder diente (VB 2624)[893].

Statt der *Ydritanaçik* (Embirahängematte) benutzen die Surára- und Pakidái-Männer bei Wanderungen, Jagd- und Kriegszügen auch

[886]) Zerries, 1953a, S. 87.
[887]) Zerries, 1956a, S. 184.
[888]) Schuster, 1958b, S. 16.
[889]) Haebler, 1919, S. 12.
[890]) Darcy Ribeiro, 1957, S. 73.
[891]) Haebler, 1919, S. 12.
[892]) Ehrenreich, 1891, S. 63.
[893]) Haebler, 1919, S. 12.

häufig eine Lianenhängematte — *totokí* —[384]) [385]), welche ebenfalls sehr leicht ist, aber dem Schlafenden schon einen etwas festeren Halt gewährt. Die Längen dieser Hängematten bewegen sich zwischen 1,90 und 2,10 m. Auch sie sind ohne Querbindungen und werden ebenfalls nur von Männern angefertigt. Dies geschieht folgendermaßen: Der Mann hat vor sich ein größeres Bündel langer Lianen liegen. Jede einzelne spaltet er mit den Zähnen in 3—5 flache Streifen und legt diese nebeneinander. Wenn er so viele Streifen zusammen hat, daß er sie gerade gut mit der Hand umfassen kann, etwa 200—250, umwickelt er die Enden mit einer dicken Liane. Unterhalb der Umwicklung teilt er dann die flachen Streifen in mehrere gleich große Bündel, die er jeweils zweimal mit zwei gespaltenen, zusammengedrehten Lianen umschlingt (Fig. 19 u. Fig. 20). Dadurch erhält das Streifenbündel an den Enden eine breitere Form. Als Bindestricke verwendet der Mann drei zopfartig geflochtene Lianen (Abb. 27).

Von den Waiká[386]) und Xiriána werden solche Hängematten ebenfalls benutzt, doch die letztgenannten Indianer versehen sie teilweise schon mit Querbindungen aus Baumwollfäden[387]).

Als dritte und wichtigste Form, die von Männern, Frauen und Kindern ständig verwandt wird, sowohl in der Maloka als auch bei Wanderungen des Stammes, ist schließlich die geflochtene Hängematte aus Baumwolle — *nyó*[388]) — zu erwähnen (Abb. 28 u. 29). Abgesehen vom Material unterscheidet sie sich von den beiden frühen Arten vor allem durch Einschläge. Die Längen betragen zwischen 1,60—2,20 m, je nachdem ob sie für Kinder oder Erwachsene bestimmt sind. Ihre Anfertigung obliegt ebenfalls den Männern, doch die Frauen helfen gelegentlich ein wenig.

[384]) Der Name ist abgeleitet von *totoká*, womit die Liane (Cipó-titica) bezeichnet wird.

[385]) Bis auf eine leichte dialektische Abweichung entspricht der Name dem Waiká-Wort — „toto" —, womit diese, den Angaben von Zerries zufolge, aber ihre Baumbasthängematten bezeichnen. (Zerries, 1953a, S. 87).

[386]) Schuster, 1958b, S. 16.

[387]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 314 und Taf. 46 (1).

[388]) Mit dem gleichen Namen bezeichnet man auch die Baumwollgürtel.

Vor der Herstellung rammt man zwei Pfähle in die Erde und verbindet sie oben und unten mittels Lianen durch Querstangen. Nach dem Abstand der letzteren richtet sich die Länge der Hängematte. Denn um diese Querstangen wird

Fig. 19 Endbefestigung einer Lianenhängematte

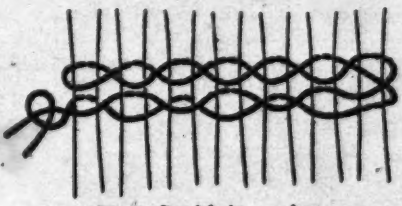


Fig. 20 Durchflechtungsschema von der Endbefestigung einer Lianenhängematte

der fortlaufende Kettenfaden gewickelt, dessen beide Enden am Anfang und Schluß mit der Kette verknotet werden. Es entsteht eine vordere und eine hintere Fadenlage, die man dadurch zu einer einzigen Lage vereinigt, daß man die hinteren Kettenfäden zwischen die

vorderen schiebt. Danach wird mit dem Einflechten des Doppelfadens begonnen, was ohne Gerät, lediglich mittels der Finger von rechts nach links geschieht; dabei ist noch zu erwähnen, daß oben begonnen wird. Alle Hängematten sind sehr weitmaschig geflochten, denn die Abstände zwischen den einzelnen Querbindungen, die am Anfang und am Ende verknotet sind, betragen 8—12 cm. Zur Befestigung der Hängematte verwendet man Stricke aus Bromeliafasern (Curauá), die jeweils aus vier Strähnen zopfartig nach rechts zusammengedreht werden.

Ist eine Hängematte länger in Gebrauch, so bekommt sie allmählich ein schmutzig-braunes Aussehen. Dies wird dadurch hervorgerufen, daß sich die Urucufarbe, mit welcher die Indianer häufig ihre Körper bemalen, beim Liegen derselben etwas abscheuert und an der Baumwolle haften bleibt.

Nach der Klassifizierung von Max Schmidt, welcher in Südamerika drei Gruppen der Flechttechnik unterscheidet, würden die von den Surára und Pakidái angefertigten Baumwollhängematten zur zweiten Gruppe, dem Doppelfadengeflecht, gehören, welches der Gelehrte wie folgt charakterisiert: „Diese Flechtmethode, welche über ganz Amerika-Nord und Südverbreitet ist, beruht, wie das Schema in Fig. 115 zeigt, einfach darin, daß zwei Fäden um sich selbst geschlungen werden und gleichzeitig bei jeder halben Drehung um sich selbst eine der parallel zueinanderverlaufenden Binsen oder Faserbüschel umschlingen"[380]). „Diese Doppelfadentechnik nun ist es", so schreibt Ruth Haebler in ihrer Arbeit: „Die geflochtenen Hängematten der Naturvölker Südamerikas, die bei der Herstellung der geflochtenen Hängematten zur Anwendung kommt. Das Wesen der Doppelfadentechnik besteht also darin, daß parallel verlaufende Fäden aufgespannt werden, die gleichsam die Kette bilden und durch welche als Einschlag der Doppelfaden hindurchgeführt wird. Durch die Art und Weise wie die Kette aufgespannt wird, ergeben sich zwei völlig voneinander verschiedene Gruppen der geflochtenen Hängematten"[381]). Der Gruppe zwei, welche schon mehr zur Weberei hinüberführt[382]), denn es handelt sich ja hierbei bereits um eine regelrechte Fachbildung, sind die Surára- und Pakidái-Hängematten zuzuordnen. Auch mit den Beschreibungen von Im Thurn[383]), Ehrenreich[384]) und Krause[385]) stimmen meine Beobachtungen bei den Surára und Pakidái nahezu überein. Dies beweist eine Übernahme von außen, höchstwahrscheinlich von Karaibenstämmen, welche vermutlich über die Xiriána erfolgte. Bemerkenswert ist jedoch die Tatsache, daß alle genannten Autoren angeben, daß die Kettenfäden waagerecht gespannt und die Einschläge von oben nach unten oder von unten nach oben eingeflochten werden. Daß die Waiká ihre Baumwollhängematten in der gleichen Weise anfertigen, ist aus einer Photographie zu ersehen, welche Zerries aufgenommen hat[386]). Bezüglich des Ursprungs und der Technik schreibt er noch an anderer Stelle: „Die Hängematte der Waika aus Baumwolle ist in vereinfachter Form von den Marikitare übernommen und wird, wie diese, nicht gewebt, sondern nur geknüpft"[387]). Obgleich Zerries den Ausdruck „geknüpft" verwendet, dürfte es sich um die gleiche Form handeln, wie ich sie von den Surára und Pakidái beschrieb[387]). Durch Schusters nachstehende Angaben wird dies sogar noch verdeutlicht: „Die diesen beiden Typen aus Wildmaterial als jüngere Form folgende Baumwollhängematte zeigt als wesentlichen Unterschied, vom angebauten Rohmaterial abgesehen, daß ihre Längsschnüre durch Querbindungen parallel und dicht beieinander gehalten werden. Allen Anschein nach ist diese Hängematte, deren Länge durch den am Bindegerüst als Querleiste benutzten Bogenstab bestimmt wird, eine ungeschickte Nachahmung der weit sorgfältiger gearbeiteten Hängematten der karaibischen Makiritare, die im Norden und Nordwesten des Waikagebietes

[380]) Max Schmidt, 1905, S. 228.
[381]) Haebler, 1919, S. 3.
[382]) Haebler, 1919, S. 9/10.
[383]) Im Thurn, 1883, S. 288 ff.
[384]) Ehrenreich, 1891, S. 22.
[385]) Krause, 1911, S. 259 ff.
[386]) Zerries, 1954b, Taf. VI, unten.
[387]) Zerries, 1956a, S. 184.
[387]) Auch die Namen lauten sehr ähnlich, — „ne" — bei den Waiká (Zerries, 1955a, S. 84; 1954b, S. 71) und — nyé — bei den Surára und Pakidái.

wohnen"[268]). Diese eindeutig von den Karaiben entlehnte Baumwollhängematte der Waiká stimmt also in ihrer Form vollständig mit der von den Surára und Pakidái benutzten überein. Was aber letztere veranlaßte, bei der Herstellung die Kettenfäden senkrecht, anstatt, wie bei den übrigen Stämmen, waagerecht zu ziehen, konnte noch nicht geklärt werden.

8. Korbflechterei

Die Korbflechterei wird vorwiegend von Frauen betrieben. Ausnahmen bilden lediglich die provisorischen Tragkörbe aus natürlichen Palmblättern, welche beide Geschlechter herstellen und Tragkörbe aus Curaná, deren Anfertigung den Männern obliegt.

Benötigen die Indianer im Urwald einen provisorischen Tragkorb, so legen sie einfach zwei gefiederte Palmblätter dicht nebeneinander auf den Boden (am häufigsten verwenden sie hierzu die Blätter der Patauá-, Açaí- und Ubimpalme) und verflechten die Innenseiten zu einer festen Fläche. Danach werden beide Blätter am oberen Ende umgebogen, man erhält dadurch den Boden, und aus den Außenseiten wird ein zopfartiger Rand geflochten (Abb. 32). Mittels eines Tragbandes aus Embira lassen sich dann mit diesem Korb, der *pakohche* genannt wird, sehr schwere Lasten transportieren, vor allem Früchte, aber auch Stücke eines erlegten Großwildes, z. B. des Tapirs, den der Jäger nicht allein in die Maloka tragen kann. Männer schlingen das Tragband stets über Oberarme und Brust, während Frauen hierfür die Stirn bevorzugen.

Gleichartige Körbe findet man bei Karaiben- und Aruakstämmen Guayanas[269]) sowie bei den Urubu im brasilianischen Staate Maranhão[270]). Ähnlich sind aber auch jene Exemplare, welche die Nahukuá und Bakairí im Xingúquellgebiet verwenden[271]), um nur noch einige Beispiele anzuführen, die jedoch beliebig vermehrt werden könnten. Man ersieht daraus, daß viele Stämme in der Lage waren, aus natürlichen Palmblättern Tragevorrichtungen anzufertigen.

Schon entwickelter ist der Tragkorb, welcher aus den Baststreifen der Curaná-Pflanze (*Ananas sativus* Sch.) besteht — *naranã* —. Von den männlichen Stammesangehörigen wird er in folgender Weise angefertigt: Zwei Gruppen von Geflechtstreifen werden in verschiedener Richtung übereinandergelegt und von einer dritten, wieder in anderer Richtung verlaufender Streifengruppe durchflochten (Abb. 33).

Hierbei handelt es sich, der Einteilung von Max Schmidt zufolge, um die dritte Hauptart der südamerikanischen Geflechte[272]) [273]). Auch diese in Südamerika weit verbreitete Korbart[274]) gilt als sehr alt, wird aber heute von den Surára und Pakidái nur noch selten benutzt. Bezüglich ihrer Herkunft ist bei den genannten Stämmen nichts mehr bekannt. Eine autochthone Entwicklung wäre möglich, doch die Übernahme von Karaiben- oder Aruak-Stämmen, welche ähnliche Körbe verwenden, ist wahrscheinlicher. Der gleiche Korb ist ebenfalls für die verwandten Karimé belegt[275]).

Am häufigsten ist gegenwärtig der große, aus Lianenstreifen[276]) verfertigte Frauentragkorb — *wuiha* — in Gebrauch, welcher „die Form einer etwas in die Länge gezogenen Halbkugel hat" (Abb. 34). Diese Beschreibung stammt von Koch-Grünberg, und zwar bezieht er sich dabei auf die völlig übereinstimmenden Frauentragkörbe der Xiriána (Schirianá). „Bei dieser Flechtart", so bemerkt der genannte Forscher, „die den Schirianá wahrscheinlich eigentümlich ist, werden die von dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt des Bodens strahlenförmig ausgehenden Vertikalstreifen abwechselnd von zwei feineren Horizontalstreifen in Spiralen umflochten. Einige stärkere innere Ringe, auf denen

[268]) Schuster, 1958b, S. 16.
[269]) Roth, 1924, S. 379 und Taf. 124.
[270]) Lopes, 1932, S. 147 und Fig. 6.
[271]) Max Schmidt, 1904, S. 300ff. und Figs. 13 und 14.

[272]) Max Schmidt, 1904, S. 490ff.
[273]) Max Schmidt, 1905, S. 330ff.
[274]) Reiches Vergleichsmaterial findet man bei Roth (Roth, 1924, S. 321 ff. und Tafn. 100 B und 102) und Mason (Mason, 1904, S. 329ff. und Taf. 240 (1, 2)).
[275]) Salathé, 1931/32, S. 302 und Figs. 9 und 10.
[276]) Mit den Zähnen wird jede einzelne Liane in mehrere flache Streifen gespalten. (Vgl. auch S. 47).

die Vertikalstreifen mit Lianen festgebunden sind, geben dem Korb Form und Halt. Unter einer besonderen Umflechtung des Randes sind die Enden der Vertikalstreifen verwahrt (Taf. 23,1). Mittels eines Bündels Baumbaststreifen, an denen noch die Rinde hängt, wird der Korb an der Stirn auf dem Rücken getragen"[277]). Die gleiche Technik wird von den Surára und Pakidái angewandt, und der Geflechtsanfang eines Tragkorbes (Fig. 21) führt dies besonders deutlich vor Augen (Abb. 35). Es handelt sich hierbei um

[277]) Koch-Grünberg, 1921a, S. 307/08.

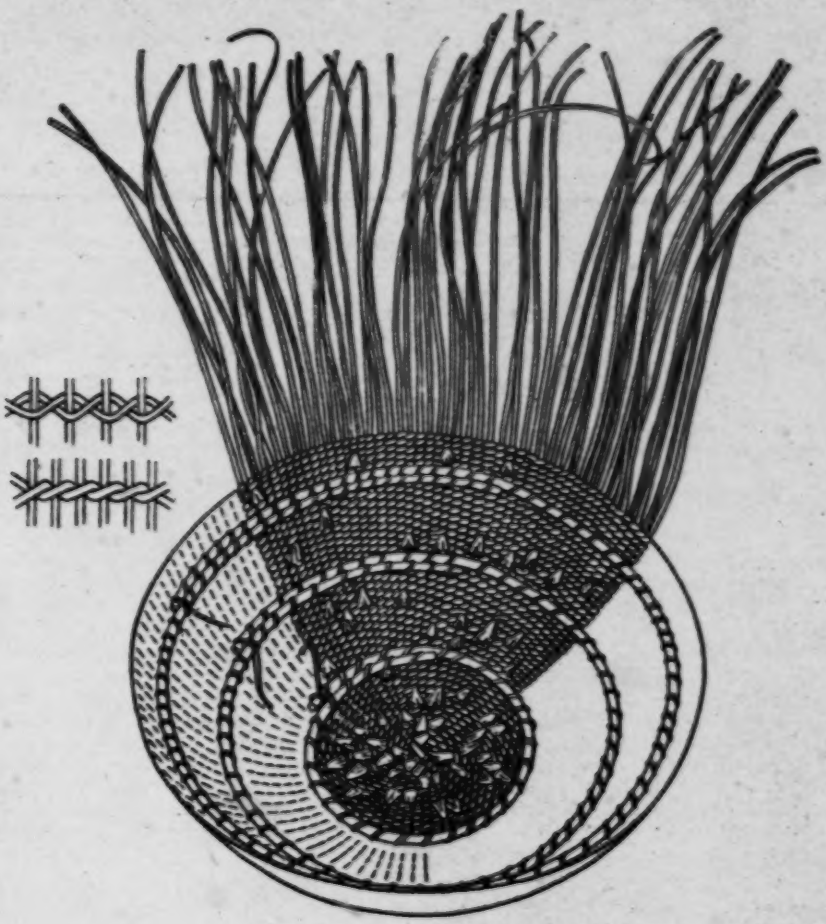


Fig. 21 Geflechtsanfang eines Frauentragkorbes

jene Flechtart, welche Max Schmidt als „Doppelfadengeflecht" bezeichnet, die zweite Hauptart der südamerikanischen Geflechte[illegible]).

Durch ein äußeres Merkmal kann man aber die Frauentragkörbe der Xiriána leicht von jenen der Surára und Pakidái unterscheiden. Bei ersteren ist das Tragband nur am Rande befestigt[illegible]), während es letztere stets um den Boden schlingen, danach im unteren Drittel sowie am oberen Rand durch je zwei gedrehte Lianenschlaufen führen und dann an einer Seite verknoten (Abb. 34). Dies bewirkt für die Trägerinnen einen besseren Halt, wodurch es ihnen möglich ist, wesentlich schwerere Lasten zu transportieren, ohne daß sie sich dabei wundscheuern. Jene geringfügige Verbesserung könnte von den Frauen der Surára und Pakidái entwickelt worden sein, doch die Körbe an sich wie auch die Herstellungsart stellen auf Grund von Aussagen meiner Gewährsleute Importgüter der Xiriána dar.

Dasselbe trifft auch für die in gleicher Technik angefertigten runden, flachen Korbschalen zu, welche in verschiedenen Größen sowohl bei den Xiriána[illegible]) als auch bei den Surára und Pakidái vorhanden sind und zur Aufbewahrung von Maniokfladen und Früchten dienen. Bei den letztgenannten Indianern sah ich außerdem Frauentragkörbe in Miniaturform, die für kleine Mädchen bestimmt sind und solche mit Deckel — *wol* —. Alle genannten Gegenstände werden meist mit schlangenförmigen Linien bemalt, wozu man Urucu verwendet. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Frauen während der Anfertigung solcher Körbe und Korbschalen am liebsten bequem in der Hängematte liegen.

Von den Waiká werden die beschriebenen großen Frauentragkörbe und Korbschalen ebenfalls benutzt, und Zerries sowie Schuster heben hervor, daß bei der Herstellung die zwirnende Flechttechnik angewandt wird[illegible]). Gleichartige Korbschalen sind auch für die Karimé belegt[illegible]), und weitere Parallelen, die nur in der äußeren Form etwas abweichen, zeigen Hängekörbchen und Korbwannen von Aruak- und Tukano-Stämmen am oberen Rio Negro sowie von den Makú[illegible]).

Sodann sind kleine Henkelkörbchen mit viereckigem Boden — *yorokikes* — zu erwähnen (Abb. 36), worin die Frauen ihren Schmuck, Arm-, Bein- und Brustschnüre, die Spindel und Baumwollknäuel aufbewahren. Zur Herstellung derselben werden ebenfalls gespaltene Lianen benutzt. Die angewandte Technik ist sehr ursprünglich, denn der Geflechtsstreifen wird abwechselnd nur über und unter einen Geflechtsstrang geführt[illegible]). Die Form dieser Körbchen scheint den Surára und Pakidái eigentümlich zu sein, denn in der Literatur fand ich bezüglich anderer Stämme noch keine entsprechende Beschreibung.

Einfach geflochtene Feuerfächer — *zuhéma* — werden aus den Blattstielhüllen der Tucumápalme (*Astrocaryum* sp.) verfertigt. Sie haben eine längliche Form, und die Enden der Streifen sind als Griff zusammengebunden (Fig. 22).

Gleichartige Fächer, jedoch regelmäßiger gearbeitet, fand Koch-Grünberg bei den Makiritare, Yekuaná und Guinaú im Einzugsgebiet des oberen Orinoco[illegible]), woraus man schließen könnte, daß dieser Gegenstand von hier, eventuell über die Xiriána, zu den Surára und Pakidái gelangte. Doch auch der umgekehrte Weg wäre möglich, schon deshalb, weil die meisten Karaiben- und Aruakstämme Guayanas Feuerfächer mit quergestelltem Handgriff verwenden[illegible]).

Der Preßschlauch — *pokunko* — hat bei den Surára und Pakidái erst in jüngster Zeit Eingang gefunden. Bei ersteren entdeckte ich nur drei und bei letzteren fünf Exemplare, die alle aus

[illegible]) Max Schmidt, 1904, S. 490 ff.
[illegible]) Max Schmidt, 1905, S. 330 ff.
[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, Taf. 23, 1.
[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 308.
[illegible]) Zerries, 1956a, S. 184.
[illegible]) Zerries, 1955b, S. 663, Abb. 2.
[illegible]) Schuster, 1958b, S. 17.

[illegible]) Salathé, 1931/32, S. 302 und Fig. 11.
[illegible]) Koch-Grünberg, 1910a, S. 220 ff. und Abbn. 142a, 143a, 144.
[illegible]) Max Schmidt zählt diese Technik noch zur ersten Hauptgruppe der südamerikanischen Geflechte. (Max Schmidt, 1904, S. 492/93).
[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 345 und Taf. 24, 6.
[illegible]) Roth, 1924, S. 291 ff., Tafn. 78, 79 und Fig. 91.

Fig. 22 Geflochtener Feuerfächer

Baststreifen der Curanápflanze (*Ananas sativus* Sch.) angefertigt und verhältnismäßig klein waren (Länge: 1,10—1,20 m; Durchmesser: 3—4 cm). Sie befanden sich im Besitz einiger Familien, welche dieselben von den Xiriána eingetauscht hatten. Bisher wurde die Maniokmasse nämlich nur mittels kleiner, viereckiger Geflechte — *yorohi* —[200]) mit den Händen ausgepreßt. Noch heute ist diese Methode gebräuchlicher als jene mit dem Preßschlauch, doch langsam beginnt sich letztere durchzusetzen. Auch Familien, die den Preßschlauch noch nicht besitzen, leihen sich denselben gelegentlich aus, denn verfertigt wird er bisher weder von den Surára noch von den Pakidái. Bedeutsam ist aber der oben erwähnte Hinweis, daß der Preßschlauch ein Importgut der Xiriána darstellen soll. Als nämlich Koch-Grünberg unter einer Xiriána-Gruppe in Motomotó weilte, fand er dort auch keinen vor, sondern nur kleine Korbwannen, in denen die Maniokmasse mit den Händen gequetscht wurde[201]). Deshalb ist anzunehmen, daß auch diese Indianer den Preßschlauch noch nicht sehr lange kennen; vermutlich übernahmen sie ihn von Karaiben.

Fig. 23a Kindertragband aus Embira-Baumbast
Fig. 23b Teil eines Embirastammes mit beklopftem Baumbast, der bereits etwas abgezogen wurde
Fig. 23c Bastklopfer aus Embiraholz

9. *Kindertragband*

Das Kindertragband — *ohomakud* — wird aus dem Bast eines Embirabaumes (*Daphnopsis brasiliensis* Mart.) gewonnen. Zu diesem Zweck werden von den Männern dünnere Stämme gefällt. Danach entfernen Frauen die Rinde und

[200]) Der Name ist nahezu identisch mit dem des Henkelkörbchens — *yorohiáss* —, und die Geflechtstechnik stimmt völlig überein.

[201]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 308.

schlagen mittels eines Rustklopfers — *zanatinad* — (hierbei handelt es sich um ein 30—40 cm langes Holzstück des Embirabaumes) 1—2 Stunden lang auf den jeweiligen Stamm. Dadurch wird der Baumbast — *uarimazike* — locker, weich und geschmeidig, so daß man ihn schließlich leicht von dem Stamm — *pakakiti* — abziehen kann (Fig. 23a—c). Hierauf werden die beiden Enden ineinandergestockt und mit einem Faden aus Bromeliafasern oder Baumwolle doppelt vernäht. Die Löcher bohrt man mit dem Cutiazahnmesserchen (s. S. 54) vor und kann dann den Faden mühelos hindurchziehen.

Das Traghand wird stets über die rechte Schulter geschlungen, damit die rechte Hand zur Arbeit frei bleibt, und endet in der Höhe der linken Hüfte (Abb. 15), wodurch dem sitzenden Kinde, wenn die Mutter dessen Beine um ihren Körper legt, noch ein zusätzlicher Halt gewährt wird.

Diese Tragweise ist in Südamerika weit verbreitet und wird auch von Stämmen angewandt, die Traghänder nicht benutzen[...]. Bei den Xirianá scheint Koch-Grünberg keine derartigen Traghänder gesehen zu haben, denn er sagt nichts darüber aus.

10. *Gefäße*

Als Gefäße verwendet man vor allem die Früchte von Bignoniaceen (*Crescentia cujete* Lin.) und Cucurbitaceen (*Cucurbita lagenaria* Lin. und *Cucurbita ficifolia Lauridia* — Jamaru), welche mannigfaltige Formen liefern (Kugelform, Flaschenform, Gurkenform u. a.).

Diese Gefäße werden generell — *kuetsiki* — genannt, mit Ausnahme derjenigen der Jamaru-Frucht (Fig. 24), welches — *ukejetsiwa* — heißt.

Durchgeschnittene Früchte liefern entsprechend gestaltete Schalen — *marakd* —. Um sie zu zerteilen, werden die frischen Früchte von Männern oder Frauen mit Curaná-Fasern umschnürt, und anschließend ritzt man mit dem Cutiazahnmesserchen (s. S. 54) daran entlang. Alle Schalen werden innen mit einem schwarzen Überzug versehen, den man aus verbrannten Holz der Pupunha-Palme und dem ölhaltigen Dotter von Schildkröteneiern oder Kaimanfett gewinnt.

Einige Familien besitzen auch schwarze, dickwandige, unverzierte Tongefäße — *kakeki* — mit runden Boden, welche schlecht gebrannt sind und leicht brechen. Sie stammen, wie man mir sagte, von den Xirianá[...], denen die Surára und Pakidái über selbst keine Töpferei ken.

Den Waikí und Karinú dagegen ist dieses Handwerk wiederum bekannt, und zwar stellen sie die gleiche oben beschriebene Gefäßform her[...] [...].

Fig. 24 Jamaru-Frucht

Meine als Geschenke mitgebrachten Töpfe und Schüsseln aus Aluminium wurden von den Frauen beider Stämme sehr geschätzt, desgleichen leere Benzinkanister und Konservendosen.

[...] s. z. B. Koch-Grünberg, 1923a, Taf. 45.

[...] Auch der Name ist bei diesem fast gleichbedeutend — „kugelig" — (Koch-Grünberg, 1908, S. 304).

[...] Barbosa, 1899a, S. 184.

[...] Baldus, 1931/32, S. 300 und Fig. 12.

11. Werkzeuge

Ursprüngliche Werkzeuge, die zum Zähnen, Schildpatt, Knochen, Taquara, Bambus und Holz bestehen, gibt es nur wenige.

Das wichtigste und ausschließlich für den rituellen Gebrauch vorbehaltene ist ein kleines Messer aus dem scharfen Zahn des Cutia (*Dasyprocta agouti L.*) — *tamaráki* —, welches jeder Surára und Pakidái bei Wanderungen, Jagd- und Kriegszügen unter seine linke Oberarmschnur klemmt (Abb. 32)[200]. Mittels Baumharz hat man den unteren Teil des Zahnes fest in einem Röhrenknochen des Jacumim (*Penélopa cerpidiaca L.*) — *wyapíu* —, der gleichzeitig als Griff dient und — *wyapíumaki* — genannt wird, verankert und diese Schaftstelle außerdem noch mit einem Faden aus Baumwolle oder Curuá (Bromeliafaser) umwickelt (Fig. 25).

Fig. 25 Kleines Messer aus dem scharfen Zahn des Cutia (*Dasyprocta agouti L.*)

Mit diesem Messerchen bohrt man die Pfeilröhre an, um die Spitze, einen hölzernen Schaft oder das gekerbte Handende einzufügen. Die roh angehauenen Bambusspitzen werden damit verfeinert und geschärft, desgleichen die Spitzen aus Knochen und Holz. Es wird aber auch benutzt, um in den Herd, jenen liegende Holz den Feuerzuges, Löcher vorzubohren und eine Seitenkerbe zu ziehen. Auf dem Köcher werden damit die schlangenförmigen Linien und Zickzackmuster angebracht, und schließlich dient es den Männern noch dazu, um aus Gründen der Eifersucht Bem Frauen tiefe Einschnitte am Körper beizubringen. Fast alle Frauen haben daher größere und kleinere Narben; sie zeigten sie mir aber stets mit einem gewissen Stolz, als Zeichen, daß sie schön und begehrenswert sind, oder waren.

[200] Die Frauen verwenden die Cutia-Zähne als Glättmesser (s. S. 40).

Auch andere Stämme Guayanas und solche, die im übrigen Südamerika zu den Resten der Urschicht gehören, verwenden diese Messerchen. Durch Zerries und Schuster sind sie für die Waiká bezeugt[201] [202], durch Salathé für die Karinná[203] und durch Koch-Grünberg für die Xirianá[204]. Letzterer gibt jedoch an, daß die Xirianá den Zahn mittels Bromeliafasern an einem Holzstiel festbinden[205]. An gleicher Stelle erwähnt Koch-Grünberg ebenfalls ein Messer mit Knochengriff, welches er von einem Arekuná erwarb, der bei den Guinaú am Merewari lebte, fügt aber hinzu: „Ob die Unterabteilungen der Arekuná, die tief im Innern wohnen, noch solche ursprünglichen Werkzeuge gebrauchen, weiß ich nicht"[206]. Außerhalb Guayanas ist dieses Messerchen u. a. für die Guayaki[207] und Siriono[208] belegt.

Fig. 26 Messer aus dem Beschlußfell der Pauna (Wasserschildkröte)

[201] Zerries, 1954a, S. 184.
[202] Schuster, 1956b, S. 13.
[203] Salathé, 1931/32, S. 326 und Fig. 16.
[204] Koch-Grünberg, 1909a, S. 313 und Taf. 27, (6).
[205] Solch ein Messer befindet sich im Hamburgischen Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte (Sammlung Koch-Grünberg, 12.03:108).
[206] Koch-Grünberg, 1909a, S. 313 und Taf. 27 (9).
[207] de la Hitte, 1899, Taf. III, Figs. 4 und 6.
[208] Nordenskiöld, 1912, S. 193, Abb. 119.

Ein Arbeitsgerät für Frauen stellt das Messer aus Schildpatt — *miçí* — dar. Hierbei handelt es sich um den an einer Längsseite geschärften Bauchdeckel der Perema (kleine Wasserschildkröte) (Fig. 26). Damit werden vor allem die wildwachsenden Früchte des Topfbaumes (*Lecythia longifolia*) nach dem Kochen aufgeschnitten (s. S. 84).

Dieses Messer ist auch den Waiká bekannt und hat dort denselben Verwendungszweck[illegible]).

Bei einer dritten Art von Messern, die ebenfalls nur von Frauen benutzt werden, handelt es sich um die unbrauchbar gewordenen lanzettförmigen Pfeilspitzen aus Bambus — *kantaná* und *rahaká* — (s. S. 19/20). Man gebraucht sie vorwiegend zum Schälen und Schaben der Maniokwurzeln.

Dies beobachtete auch Koch-Grünberg bei den Xiriána (Schirianá)[illegible]). Der genannte Forscher weist noch daraufhin, daß die Messer bisweilen an einen zugespitzten Holzstiel gebunden sind. Jene Befestigung erfolgte aber sicher nicht nachträglich, sondern es ist einfach der Schaft, welchen die Xiriána, abweichend von den Surára und Pakidái, ihren Pfeilspitzen aufsetzen (s. S. 20).

Zum Schneiden der Haare und für das Ausrasieren der Tonsuren, ausgesprochenen Frauenarbeiten, bedient man sich eines gespaltenen und auf einer Seite geschärften Rohrstückes (Taquara — *Guadua* sp.).

Solche „Messer" sind unter den südamerikanischen Indianern ebenfalls weit verbreitet; für die Botokuden weist sie der Prinz zu Wied-Neuwied nach[illegible]).

Ein weiteres wichtiges Werkzeug ist sodann der Eckzahn eines Wildschweinunterkiefers — *manacoaná* —, mit dessen innerer Kante die Männer ihre Bogen glätten.

Zum gleichen Zweck wird dieses Arbeitsgerät auch von den Waiká verwandt[illegible]).

Für Feldarbeiten benutzen die Männer einen am unteren Ende etwas abgeflachten 2—2,20 m langen Grabstock — *namunamutehí* —, den sie aus dem harten Holz der Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) anfertigen; als Ersatz verwenden sie auch gelegentlich einen alten, gebrochenen Bogenstab.

Die letztere Anwendung nahm Zerries ebenfalls bei den Waiká wahr[illegible]).

Auch ein Stück Rundholz vom Stamm der Pupunha-Palme ist zu erwähnen, daß von den Frauen als Bastklopfer — *xamotimá* — verwandt wird (s. auch S. 52/53).

Damit erschöpft sich der Gebrauch ursprünglicher Werkzeuge. Aber auch in alter Zeit gab es sicher nicht viel mehr. Während meines Aufenthalts unter den beiden Stämmen sah ich sie aber bereits Stahläxte benutzen, sowie Terçados (große Buschmesser) und kleine Messer. Die Surára erwerben jene Gegenstände auf dem Tauschwege durch ihre gelegentlichen Berührungen mit den Piaçabeiros (Palmfasersammler) am Rio Aracá, während sie den Pakidái vom Personal des Indianerschutzpostens Ajuricaba am mittleren Demini als Geschenke überlassen werden. Auf meine Frage, ob ihre Vorfahren einmal Steinäxte verwandten, ich konnte nämlich keine entdecken, erhielt ich stets bejahende Antworten. Sie haben auch einen besonderen Namen für die Axt — *hankokomá* —. Die Klinge allein wird synonym benannt, während der Schaft — *hankokomáhitohí* — heißt. Höchstwahrscheinlich wurden die Steinäxte im Tausch erworben, wie es ja nach Schuster für die Waiká zutrifft[illegible]). Welcher Stamm dieses Importgut lieferte, war nicht mehr festzustellen, doch die Xiriána scheinen diesmal als Vermittler auszuscheiden. Koch-Grünberg schreibt nämlich: „Sie (die Xiriána) hatten ehemals anscheinend gar keine Äxte, um Wald zu schlagen. Mit einer Steinaxt, die ich ihnen zeigte, wußten sie jedenfalls nichts anzufangen"[illegible]).

12. *Klettergeräte*

Zum Erklettern hoher Palmen mit glattem Stamm, wie die Açaí-(*Euterpe oleracea* Mart.), Bacaba-(*Oenocarpus distichus* oder *Oenocarpus*

[illegible]) Zerries, 1956b, S. 149.
[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 308 und Taf. 48 (6 und 7).
[illegible]) Prinz zu Wied-Neuwied, 1821, S. 9.
[illegible]) Schuster, 1958b, S. 17.

[illegible]) Zerries, 1956b, S. 153.
[illegible]) Schuster, 1958b, S. 17.
[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 307.

bacaba Mart.), Buçu-(*Manicaria saccifera* Gaertn.), Buriti-(*Mauritia vinifera* Mart.), Inajá-(*Maximiliana regia* Mart.), Paxiúba-(*Iriartea exorrhiza* Mart.), Tucumã-Palme (*Astrocaryum* sp.) u. a. bedienen sich die Surára und Pakidái des Kletterringes — *horohoromá* —, der aus einer gespaltenen und mehrfach zusammengerollten Liane (*Cipó-titica*) besteht. Die Lianenenden werden einige Male um den Ring gewickelt und mittels eines Knoten verbunden (Fig. 27).

Fig. 27 Kletterring

Diesen Ring legt sich der Mann, gelegentlich auch eine Frau, um die Füße und preßt dieselben mit der zwischen Ballen und Ferse gelegenen Hohlkehle, in Form eines Greiffußes, kräftig an den Stamm, so daß sie sich in der Rinde förmlich festsaugen. Er geht jeweils in den Hocksitz und schnellt dann seinen Körper nach oben. Mit den Armen und Händen umschlingt er zwar den Stamm, doch zum Erklettern bedient er sich nur der Füße, die infolge des Ringes stets einen festen Halt haben. Von besonderer Wichtigkeit wird dieser Halt, wenn der Mann den Wipfel erreicht hat, wo er nun beide Hände gebraucht, um die Früchte abzuschneiden.

Solche Kletterringe sind in vielen Teilen Südamerikas bekannt und werden ebenfalls von den Caboclos (brasilianische Landbevölkerung) benutzt. Die Erfindung scheint aber indianischen Ursprungs zu sein.

Die Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) jedoch, welche im Wirtschaftsleben der Surára und Pakidái eine so große Rolle spielt, kann in dieser Weise nicht erklettert werden, da deren Stamm, dessen Durchmesser 60—80 cm beträgt, mit langen, spitzen Stacheln bedeckt ist. Um die Früchte aber trotzdem ernten zu können, benutzen diese Indianer ein Klettergerät — *kanaáke* —, welches auch den Waiká bekannt ist[118].)

Das Gerät besteht aus zwei völlig gleichen Vorrichtungen, die man in nachfolgender Weise befestigt und benutzt: Je zwei 1,60—1,80 m lange Stöcke, deren Durchmesser 12—15 cm beträgt, werden scherenartig und lose mit Lianen an den Stamm gebunden. Der hintere, nach unten geneigte Teil jener gekreuzten Stöcke ist ebenfalls mit Lianen umwickelt. Über diesem ersten Kletterapparat wird in derselben Weise ein zweiter angebracht. Der Indianer, welcher die Pupunha-Palme erklettern will, stellt sich nun auf das hintere Ende der unteren „Schere" und schiebt die obere ein Stück aufwärts. Danach steigt er auf das hintere Ende der oberen „Schere" und zieht die untere nach. Anschließend wechselt er zurück auf die untere Klettervorrichtung und schiebt die obere ein weiteres Stück aufwärts. Indem er also ständig seine Position ändert und einen Apparat hochschiebt und den anderen nachzieht, erreicht er in 4—5 Minuten den Wipfel (Abb. 39). Er pflückt die reifen Früchte und läßt sie einzeln an einer Liane herab, wo sie von Stammesangehörigen entgegengenommen werden. Das Herabsteigen geschieht in umgekehrter Weise wie der Aufstieg.

Ob diese großartige technische Erfindung von den Waiká, Surára oder Pakidái entwickelt wurde, wage ich zu bezweifeln, vor allem deshalb, weil ja ihre sonstige materielle Kultur außerordentlich arm ist. Es gibt aber auch noch keine Hinweise, die auf einen Import schließen lassen. Einflüsse der Zivilisation sind ebenfalls auszuschalten, denn der Caboclo-Bevölkerung (Pflanzer, Gummi-

[118]) Barker 1953, S. 446 und Fig. 1.

und Palmfasersammler) im Demini-Aracá-Gebiet ist die beschriebene Technik unbekannt; sie schlagen die Pupunha-Früchte mit langen Stangen herab.

13. Bereitung von Urucu

Die rote Farbe Urucu — *nard* —, mit der die Indianer ihren Körper sowie Gebrauchsgegenstände bemalen, wird von den Frauen aus den roten Samen der Bixa orellana hergestellt, welche sich in stacheligen Fruchtkapseln befinden. Die Körner werden in einem Gefäß so lange gekocht, bis auf dem Boden nur noch ein roter Satz übrig bleibt, den man zu Klumpen formt und trocknen läßt. Hiermit können sich die Indianer dann jederzeit bemalen; die Farbe muß allerdings vorher mit etwas Wasser oder Speichel angefeuchtet werden.

VII. Soziale Organisation

1. Allgemeines

Sowohl bei den Surára, als auch bei den Pakidái handelt es sich um souveräne Stämme, die aber untereinander im Connubium leben. Dasselbe erstreckt sich auch auf die befreundeten Xiriána, Pusheweterí, Aramamesterí u. a.

Obgleich die von mir untersuchten Indianer nur ganz geringen Kontakt mit Palmfasersammlern, bzw. dem Personal des Indianerschutzpostens Ajuricaba am Demini haben, geht ihre Bevölkerungsstärke ständig zurück, wofür folgende Gründe maßgebend sind: Geburtenregelung; hohe Kindersterblichkeit infolge mangelnder Hygiene; Krankheiten, vor allem Masernepidemien[215]), aber auch Windpocken und Grippe, sowie häufige Kriege[216]).

2. Namen

Die genaue Anzahl der Surára betrug während meines Aufenthaltes unter ihnen nur noch 64[217]) und gliederte sich wie folgt:

	Geschätztes Alter:[218])
Hewemão[219]) — Häuptling und Medizinmann	42 J.
Koentemá — seine 1. Frau (vom Stamme der Pakidái)	24 J.
Kanikawö — Sohn	8 J.
Tochter (hat noch keinen Namen[217]))	1 J.
Yaripanamá — seine 2. Frau (vom Stamme der Aramamesterí) (Sie hatte eine Tochter, die im Säuglingsalter starb)	35 J.
Maxiuamá — Tochter von Hewemão und seiner früheren Frau Taimakána, welche während der Entbindung gestorben war	9 J.
Kurikayawö — Bruder des Häuptlings und dessen späterer Nachfolger	37 J.
Xunamí — seine Frau (vom Stamme der Pakidái) (Sie hatte einen Sohn, der im Kleinkindalter starb).	18 J.

[215]) 1952/53 verbreitete sich beispielsweise eine Masernepidemie wie eine Welle vom unteren Amazonas bis zum brasilianisch-kolumbianischen Grenzgebiet und brachte vielen Indianern den Tod. (Angabe von Herrn Alipio Edmundo Lage, Inspektor der 1a. Inspetoria do Serviço de Proteção aos Índios, Manaus).

[216]) Anläßlich des Überfalls auf eine feindliche Maloka versucht man möglichst alle Männer, Jünglinge und Knaben zu töten, während die Frauen und Mädchen als Gefangene mitgeschleppt werden.

[217]) In meinen ersten Forschungsberichten hatte ich irrtümlicherweise die Zahl 42 angegeben (Becher, 1957a, S. 118; Becher, 1958, S. 157).

[218]) Diese Indianer zählen nur bis drei, so daß ich die Altersangaben lediglich schätzen konnte.

[219]) Alle Eigennamen konnte ich erst nach meiner Aufnahme in den Stamm erfahren, denn vor Außenstehenden werden sie streng geheim gehalten. Aber auch dann nannten sie mir die einzelnen Männer und Frauen nie selbst; ich erfuhr die Namen nur durch andere Stammesangehörige, und zwar regelmäßig im Flüsterton. Wenn sie sich laut rufen, werden portugiesische Namen verwandt, die sie bei Palmfasersammlern hörten; auch ich mußte mehreren Stammesangehörigen Namen geben.

[220]) Die Kinder erhalten ihre Namen erst nach Vollendung des 3. Lebensjahres (s. S. 92 f.).

	Geschätztes Alter:
Xomirawö — Kriegshäuptling	40 J.
Uitimá — seine Frau (vom Stamme der Xamatári)	38 J.
Moramanamá — Tochter (verheiratet mit dem Surára Uaxianauwö)	18 J.
Yaxoima — Tochter	13 J.
Xinari — seine 1. Frau (vom Stamme der Pakidái, Schwester von Koentemá)	20 J.
Inxinemá — jüngster Bruder des Häuptlings (Junggeselle)	19 J.
Hemahemá — Sohn des verstorbenen ältesten Bruders von Hewemão	25 J.
Hanohomá — Krieger	43 J.
Unhami — seine Frau	24 J.
Matuwö — Sohn von Hanohomá und dessen erster Frau, die gestorben ist. (Matuwö ist mit Maxiuamá, der neunjährigen Tochter des Häuptlings Hewemão verheiratet)	17 J.
Unariwö — Krieger	38 J.
Yanaucmá — seine Frau (vom Stamme der Pusheweteri)	35 J.
Komitimá — Tochter (2. Frau des Surára Hemahemá)	18 J.
Rokoahima — Tochter	8 J.
Cinapemi — Mutter von Unariwö	54 J.
Toabewö — Krieger	28 J.
Uainomi — seine Frau (Mutter von Unhami, s. oben)	43 J.
Raxakewö — Krieger	32 J.
Amarokomá — seine 1. Frau (vom Stamme der Xiriána)	24 J.
(Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, sind gestorben)	
Yaxuramá — seine 2. Frau (vom Stamme der Pusheweteri)	22 J.
Tochter (hat noch keinen Namen)	3 J.
Oratemá — Krieger	32 J.
Posioubemi — seine Frau (vom Stamme der Pakidái)	23 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	3 Monate
Uaxianauwö — Krieger	24 J.

	Geschätztes Alter:
Moramanamá — seine Frau (Tochter des Kriegshäuptlings)	18 J.
Rarorauwö — Krieger	36 J.
Tanyakomi — seine Frau (vom Stamme der Pusheweteri)	30 J.
(Drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen, sind gestorben)	
Rokomá — Mutter von Rarorauwö (älteste Surára-Frau)	63 J.
Anyarawö — Krieger	29 J.
Ranomá — seine Frau (vom Stamme der Pakidái)	20 J.
Tochter (hat noch keinen Namen)	2 J.
Xanimá, Mutter von Anyarawö	47 J.
Poxewö — Krieger	28 J.
Riopemi — seine Frau (vom Stamme der Pakidái)	21 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	2 J.
Hunkawá — Krieger	29 J.
Xororimá — seine Frau	21 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	2 J.
Koroyewö — Krieger	31 J.
Natororomá — seine Frau (vom Stamme der Pusheweteri)	23 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	3 J.
Werewö — Krieger	30 J.
Makanamá — seine Frau (vom Stamme der Pusheweteri)	22 J.
Tochter (hat noch keinen Namen)	1 J.
Ixobewö — Krieger	31 J.
Oikoçimá — seine 1. Frau (vom Stamme der Xiriána)	28 J.
Tochter (hat noch keinen Namen). Der Zwillingsbruder starb	3 J.
Xeramá — seine 2. Frau (vom Stamme der Aramameteri)	25 J.
Xaniwö — Sohn	12 J.
Tochter (hat noch keinen Namen)	2 J.
Xutumi — Witwe	59 J.
Haikiamá — ihre Tochter (ebenfalls Witwe)	40 J.
Yarikoawö — Sohn von Haikiamá (Junggeselle)	17 J.
Katarauwö — alleinstehender Junggeselle	17 J.

	Geschätztes Alter:
Ikoauwö — alleinstehender Junggeselle	16 J.
Jibeauwö — Waisenknabe	9 J.
Mauahemá — Waisenknabe	8 J.
Nikeromá — Gefangene (vom feindlichen Stamm der Karauaterí)	15 J.

Die Pakidái sind etwas stärker, denn ihre Kopfzahl betrug 89. Da meine Verbindung mit ihnen aber nicht ganz so eng wie mit den Surára war, konnte ich auch nur bedeutend weniger Eigennamen erfahren. Diejenigen, welche mir bekannt wurden, führe ich nachstehend auf:

	Geschätztes Alter:
Karenauö — Häuptling und Medizinmann	26 J.
Poroamá — seine Frau (vom Stamme der Surára)	20 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	2 J.
Poréhiwö — Kriegshäuptling	32 J.
Ruxoyetemí — seine 1. Frau (vom Stamme der Surára)	30 J.
Yauetoiwö — Sohn	13 J.
Xaraíma — Tochter	7 J.
Tochter (hat noch keinen Namen). Sie wurde während meiner Anwesenheit geboren	1 Monat
Die 2. Frau von Poréhiwö lief ihm wegen schlechter Behandlung davon und ist vermutlich ertrunken	
Kaxiribewö — Krieger (Bruder von Poréhiwö)	39 J.
Monamí — seine Frau	36 J.
Kuyaromá — Tochter	19 J.
Bixewö — Sohn	15 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	3 J.
Sohn (hat noch keinen Namen). Er wurde während meiner Anwesenheit geboren	1 Monat
Ironasterí (vom Stamme der Xiriána) — Frau von Bixewö	22 J.
Yururauwö — Krieger	28 J.
Xekoreimá — seine Frau (vom Stamme der Surára)	28 J.

	Geschätztes Alter:
Tenxoyahibewö — Sohn. (Als einziger Pakidái-Knabe besucht er die Missionsschule der Salesianer in Barcelos (Rio Negro) und spricht gut portugiesisch. Ein Flußhändler hatte ihn dort hingebracht. Jetzt schämt er sich seiner Stammesangehörigen und war nicht zu bewegen, etwas über dieselben auszusagen).	14 J.
Mihemehumá — Sohn	5 J.
Sohn (hat noch keinen Namen)	1 J.
Kuatoxemão — Krieger	33 J.
Toreheima — seine 1. Frau (vom Stamme der Puseheweterí)	26 J.
Xiahomá — seine 2. Frau (vom Stamme der Aramamesterí)	21 J.
Tochter von Xiahomá (hat noch keinen Namen)	2 J.
Karemouá — Krieger	29 J.
Xitiporimá — seine 1. Frau	26 J.
Tokorá — Sohn	8 J.
Nyarimá — Tochter	4 J.
Kirixoíma — seine 2. Frau (vom Stamme der Xiriána)	20 J.
Tochter (hat noch keinen Namen)	6 Monate
Prexemí — Witwe (Mutter von Karemouá)	50 J.
Hokotómarimá — Junggeselle (Bruder von Karemouá; starb während meiner Anwesenheit durch einen Unglücksfall)	19 J.
Xoronauwö — alleinstehender Junggeselle	17 J.

Aus diesen listenmäßigen Familienaufstellungen gewinnt man den Eindruck, als ob Monogamie vorherrschend sei. Doch von meinen Gewährsleuten wurde mir versichert, daß auch diejenigen Krieger, welche bisher nur eine Frau haben, gern noch eine zweite oder gar dritte hinzunehmen würden, wie es bei ihren Vorfahren üblich war. Aber die niedrige Kopfzahl der Stämme führte bereits zu einem Frauenmangel, so daß sich die meisten Männer zwangsweise mit einer Ehegefährtin begnügen müssen.

3. *Politische Gliederung*

Jene geringen Bevölkerungsstärken könnten außerdem die Vermutung erwecken, daß es sich gar nicht um Stämme, sondern nur um Stammeshalbierungen handelt, besonders wegen des Connubiums, in dem sie leben, oder lediglich um Gruppen. Doch die genannten Häuptlinge und Kriegshäuptlinge erklärten mir mit Nachdruck, daß sowohl die Surára als auch die Pakidái früher groß und mächtig gewesen seien und sich jeweils auf zahlreiche Malokas verteilt hätten. Diese Größe wieder zu erreichen, sehen sie als ein erstrebenswertes Ziel an.

Bei beiden Stämmen herrscht ein institutionelles Häuptlingstum, mit genau festgelegter Erbfolge. Stirbt der Häuptling, so tritt automatisch der nächstjüngere Bruder an seine Stelle. Erst wenn der jüngste Bruder gestorben ist, kann der erstgeborene Sohn des ältesten Bruders, welcher dann jedoch meist ein betagter Mann ist, die Häuptlingswürde einnehmen. Daneben gibt es den Kriegshäuptling. Dieses Amt ist nicht erblich, sondern der tapferste Krieger wird dazu auserkoren. In Friedenszeiten hat er keinerlei Vorrechte und lebt wie ein gewöhnlicher Stammesangehöriger. Nur bei kriegerischen Auseinandersetzungen übernimmt er die Führung, während der eigentliche Häuptling als religiöses Oberhaupt, Arzt und Lehrer geschützt wird und sich nicht daran beteiligt; dasselbe gilt für seine Brüder.

Der Surára-Häuptling Hewemão, sehr kühn und intelligent, ist eine wahrhaft große Persönlichkeit; seine Anordnungen werden von allen Stammesangehörigen widerspruchslos respektiert. Als er noch ein Jüngling war, wurde sein Vater, Xoromão, von einem Makuxi-Indianer durch zwei Pfeilschüsse getötet. Die Nachfolgeschaft trat Hewemãos ältester Bruder, Xaraíma, an, der vor etwa 8 Jahren an einer Fiebererkrankung starb. Seit dieser Zeit ist Hewemão Häuptling und, wie seine Vorgänger, zu gleicher Zeit Medizinmann, der alle männlichen Surára in Religion, Mythologie, Zauberwesen, Krankenheilungen und Stammestradition ausbildet (s. S. 67 f.). Er teilt sie aber auch zu gelegentlichen Gemeinschaftsarbeiten ein, beaufsichtigt ihre Tätigkeit in den Roças (Waldrodungen), gibt Anweisungen für den Bau einer Maloka und bestimmt die Teilnehmer für Krankenkuren und Zauberhandlungen. Wurde ein großes Tier erlegt, z. B. ein Tapir, so überwacht er die gerechte Verteilung des Fleisches, damit jede Familie ihr Stück bekommt. Von kleinerem Wild überreichen die Jäger ihrem Häuptling meist einen Leckerbissen, und die Frauen bringen für ihn und seine Familie Früchte und Beeren oder volle Kalebassen mit erfrischendem Palmgetränk. Man ehrt ihn also in jeder Weise. Doch auch er und seine Frauen geben gern und reichlich von ihrer Jagd- bzw. Sammelbeute ab.

In der großen, offenen Maloka bewohnt er mit seinen beiden Frauen und den Kindern eine besondere Hütte (s. S. 11 ff.). Bei Wanderungen des Stammes bestimmt er, wann gerastet und wieder aufgebrochen wird. Außerdem teilt er jeden Morgen eine regelrechte Marschsicherung ein, 4—5 Krieger, welche die Vorhut bilden und bereits zwei Stunden vor dem Abmarsch aufbrechen. Sie haben nur ihre Bogen und Pfeile bei sich und streifen nach beiden Richtungen des Indianerpfades, um nach Feinden Ausschau zu halten. Das Gros des Stammes, welches in der Formation einer Reihe wandert, ergab während meines Zusammenlebens mit den Surára stets folgendes Bild: 3—4 nur mit Bogen und Pfeilen ausgerüstete Krieger. Ihre Waffen tragen sie in Längsrichtung über dem Kopf oder über einer Schulter. Danach kamen Männer mit meinem Gepäck, die jüngeren Brüder des Häuptlings und schließlich dieser selbst. Hinter ihm ging ich, mir folgte mein Diener Mateus, die Knaben und Mädchen mit kleinen Körben, dann die Frauen mit ihren großen, zylinderförmigen Körben, welche den gesamten Hausrat enthalten. Mütter mit Säuglingen hielten diese außerdem in einem Tragband auf der linken Hüfte. Oben auf dem Korb saß dann häufig noch ein kleiner Hund, ein Affe oder ein Papagei. Hinter den Frauen marschierten dann nochmals 4—5 Krieger als Nachhut.

Diese Sicherungsmaßnahmen sind notwendig, da stets mit einem feindlichen Überfall gerechnet werden muß. Deshalb läßt man die

Frauen allen Hausrat tragen, denn wären die Männer genauso bepackt, könnten sie sich nicht verteidigen. Aus diesem Grunde marschieren der Häuptling und seine Brüder auch stets in der Mitte des Stammes, weil im Falle einer kriegerischen Auseinandersetzung der Schutz des Häuptlings das oberste Gebot aller Surára ist. Er wird ja nicht nur als Stammesoberhaupt verehrt und geachtet, sondern er ist auch der Ratgeber in allen Lebenslagen, der Medizinmann, welcher die Verbindungen mit den Hekurá und den Serras herstellen (s. S. 92/93) sowie Unglück und Krankheiten abwehren kann. Würde er getötet, so käme der Stamm zunächst in eine schreckliche Situation, da der Nachfolger ja noch nicht über die gleichen Erfahrungen verfügt.

Der nächstjüngere Bruder und spätere Nachfolger Hewemãos ist Kurikayawö. Ihm wird der ungefähr 19 Jahre alte Inxinemá folgen, welcher aber bisher noch nicht seine Jünglingsinitiation durchlaufen hat. Und erst nach dem letzten könnte der einzige Sohn des vor 8 Jahren verstorbenen ältesten Bruders, Xarimá, der etwa 25jährige Hemahemá, die Führung übernehmen.

Kriegshäuptling der Surára ist Xomirawö, ein bescheidener, zurückhaltender, aber ungemein zäher und tapferer Mann.

Bei den Pakidái ist die Häuptlingsfolge identisch. Doch die nachfolgenden Ausführungen werden zeigen, welche Komplikationen sich hier vor sechs Jahren durch den Tod des alten Häuptlings Karakarawö ergaben, weil seine drei jüngeren Brüder, welche die Nachfolgeschaft hätten übernehmen können, schon vor ihm gestorben waren. Karakarawö hatte zwar einen Sohn, Karenauö, der aber noch sehr jung war, so daß nichts anderes übrig blieb, als zunächst vertretungsweise den Kriegshäuptling, Poréhiwö, mit der Führung des Stammes zu betrauen. Gleichzeitig baten er und die älteren Pakidái-Männer den Häuptling der befreundeten Surára, Hewemão, in vielen Dingen, besonders bei schweren Erkrankungen, Zauberhandlungen usw., um Rat. Zu dieser Zeit durchliefen auch zahlreiche jüngere Pakidái die Schule des Surára-Häuptlings, u. a. auch der heutige Pakidái-Häuptling, Karenauö, dem Hewemão eine sehr gründliche Ausbildung zuteil werden ließ. Aus diesem Grunde lebten die Surára und Pakidái sogar einige Jahre zusammen, sowohl während der Trockenzeit in der Serra als auch in der Regenzeit an der Cachoeira dos Índios am oberen Rio Aracá. Doch dies behagte dem Kriegshäuptling Poréhiwö auf die Dauer nicht, dazu kamen Differenzen mit dem jungen Häuptling, so daß er und sein Bruder Kaxiribewö sich mit ihren Familien zeitweilig von dem Stamm trennten und allein in Taraquá, der Pakidái-Maloka am mittleren Demini, verblieben.

Infolge des jugendlichen Überschwanges des noch nicht völlig ausgereiften Pakidái-Häuptlings Karenauö erfuhr leider auch das bisher so gute Verhältnis zwischen den Surára und Pakidái eine leichte Trübung. Dabei hatte Karenauö doch wirklich alle Ursache, Hewemão dankbar zu sein.

Der Mißklang entstand im März 1956 während des großen Totenerinnerungsfestes, welches die Surára als Gastgeber und die Pakidái als Gäste stets gemeinsam feiern, und woran auch einige befreundete Puscheweterí- und Xiriána-Familien teilnahmen. Während dieses Zusammenlebens ist es üblich, daß Hewemão von den Gästen, selbst von deren Häuptlingen, als Oberhaupt respektiert wird, und daß man seinen Anordnungen Folge leistet. Hiergegen lehnte sich aber der junge Karenauö auf. Er fühlte sich plötzlich sehr stark, da die Kopfzahl der Pakidái ja wesentlich größer ist als die der Surára. Die Rivalität der Häuptlinge wuchs von Tag zu Tag und dehnte sich auch auf die Angehörigen beider Stämme aus. Nur der großzügigen, weisen Haltung von Hewemão und der Vermittlung des Kriegshäuptlings der Pakidái, Poréhiwö, welcher wieder zu seinem Stamm zurückgekehrt war und großen Einfluß ausübte, war es zu verdanken, daß stärkere Spannungen oder gar kriegerische Auseinandersetzungen vermieden werden konnten. Dies war nur zu begrüßen, da zwischen beiden Stämmen eine lange, traditionelle Freundschaft besteht, die durch wechselseitige Heiraten auch noch blutsmäßig vertieft ist. Nach Beendigung des Festes, Ende März 1956, zogen dann die Pakidái wieder nach

Taraquá am mittleren Demini und die Surára zur Cachoeira dos Índos am oberen Aracá. Doch hierbei erlebte ich nun eine große Überraschung. Drei Pakidái-Männer folgten nämlich mit ihren Familien nicht mehr ihrem Häuptling Karenauö, sondern schlossen sich Hewemão an und emigrierten also regelrecht zu den Surára.

4. *Lebenszyklus*

a) Geburtenregelung

Die Kinderzahl ist sowohl bei den Surára als auch bei den Pakidái sehr gering; keine Frau hat mehr als höchstens drei. Dies hängt aber, abgesehen von der hohen Kindersterblichkeit infolge mangelnder Hygiene, damit zusammen, daß die Frauen nach jeder Geburt einen Abstand von mindestens drei Jahren einhalten müssen. Solange wird ein Kind auch mit Muttermilch genährt, wodurch, nach Ansicht dieser Indianer, die Empfängnisverhütung weitgehend gewährleistet ist. Wird eine Frau trotzdem schwanger, so verstehen es die Medizinmänner aus Pflanzensäften ein Abtreibungsmittel zu bereiten. Als Grund für die Geburtenregelung gab man mir an, daß ein Kind, käme es in der Karenzzeit zur Welt, nicht gesund und lebenstüchtig sein könne, weil ja der Körper der Mutter noch zu schwach wäre.

b) Speisetabus während der Schwangerschaft

Vor der Geburt muß die Mutter viele Speisetabus einhalten, um ihrem Kinde nicht zu schaden. Ihre Nahrung besteht dann vorwiegend aus dem zarten Fleisch des Mutum (*Crax* sp.), gekochten Bananen, Maniokfladen und einem Getränk, welches man aus den nahrhaften, stark ölhaltigen Pupunha-Früchten bereitet. Denn wenn sie z. B. Wildschweinfleisch äße, käme das Kind tot zur Welt, durch das Fleisch des Pirarucu (*Osteoglossidae*, größter Süßwasserfisch), der den bösen Atem des Flusses in sich trägt, würde es blind, und Papageienfleisch führt dazu, daß es später ständig schreit.

c) Geburt

Während der Geburt kniet die Frau vor einem Baum und umklammert mit beiden Armen den Stamm. Der Boden wird vorher mit Wasser begossen, damit er schlammig und weich ist. Mehrere weibliche Stammesangehörige unterstützen die Gebärende. Nach der Geburt binden zwei Frauen die Nabelschnur mit je einem Baumwollfaden ab, und eine dritte beißt sie dann durch. Später wird dieselbe vom Vater des Kindes auf den Gipfel einer Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) gehängt, womit ein Fruchtbarkeitszauber verbunden ist; die Nachgeburt vergräbt er in der Pflanzung. Zwei Entbindungen, die ich beobachten konnte, gingen sehr leicht und schnell vonstatten. Auf dem unteren Teil des Rückens der Kinder konnte ich auch jedesmal grauschwarze Pigmentflecke wahrnehmen, die sogenannten Mongolenflecke.

Gleich nach der Geburt nahm jeweils die Mutter mit ihrem Säugling an dem nahegelegenen Flußufer ein Bad und legte sich dann für ein bis zwei Stunden in ihre Hängematte. Anschließend ging sie, mit dem Säugling auf dem Arm, bereits wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nach.

Tritt bei der Entbindung eine Komplikation ein, so wird der Häuptling, welcher zu gleicher Zeit Zauberarzt ist, herbeigeholt.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Indianerstämmen zieht man Zwillinge auf. Würde es sich um Drillinge handeln, was jedoch bislang nie vorkam, müßte ein Kind getötet werden, da ja die Mutter nur zwei Brüste hätte. Auch mißgestaltete Kinder tötet man und wirft sie in den Fluß.

Geburtszeremonien gibt es nicht, denn bis zu seinem dritten Lebensjahr gehört das Kind zum Fleisch und Blut der Mutter und erhält vorher auch noch keinen Namen.

d) Säuglings- und Kleinkindalter

Der Säugling und das Kleinkind werden nicht einen Augenblick lang sich selbst überlassen. Geht die Mutter ihrer Hausarbeit nach, oder sammelt sie im Urwald Früchte und Beeren, so trägt sie es in einem Tragband aus Baumbast auf der linken Hüfte, damit sie die rechte Hand zur Arbeit frei hat. Auch nachts schläft es mit ihr zusammen in der Hängematte. Die Brust steht ihm ständig zur Verfügung, so daß es gar nicht

auf die Idee kommt, jemals am Finger zu lutschen. Dadurch erklärt sich vielleicht auch, daß diese Indianer so einwandfreie Gebisse haben. Sobald die Zähne einschießen, läßt man das Kind auf zähem Fleisch herumkauen, um das Zahnen zu erleichtern. Gleichzeitig verhindert die lange Stillzeit, in Verbindung mit der reichlichen Sonnenbestrahlung, das Auftreten von Rachitis. Nach 3—4 Monaten erhält das Kleinkind Zusatzernährung in Gestalt von gekochten, grünen Mehlbananen (*Musa paradisiaca normalis*), die von der Mutter vorgekaut werden, oder einem aus Maniokfladen zubereiteten Brei.

Es ist einfach rührend, zu sehen, wie liebevoll und fürsorglich jede Mutter ihr Kind behandelt. Doch die Liebe des Vaters ist nicht minder groß. Offen bekennt er sich zu dem Kinde und läßt seine Empfindungen von Stolz und Vatergefühl deutlich erkennen[218]), obgleich er sonst in seinen Gefühläußerungen sehr zurückhaltend ist. Kommt er nach einem anstrengenden Jagdzug oder von der Feldarbeit ermüdet in das Gemeinschaftshaus, so vergißt er nie, sich zuerst für längere Zeit seinem kleinen Kinde zu widmen. Er nimmt es entweder auf den Arm und geht ein Stück mit ihm spazieren, oder er legt es neben sich in die Hängematte. Auch bei Wanderungen des Stammes trägt er das Kind oft stundenlang. Eine Tochter liebt er übrigens genauso wie den Sohn.

Innerhalb des ersten Lebensjahres werden den Knaben und Mädchen von der Mutter mittels eines scharfen Palmstachels die Ohrläppchen und die Unterlippe durchbohrt, und die Mädchen erhalten außerdem noch Durchbohrungen in den Mundwinkeln. Damit die Wunden nicht zuheilen, steckt man zeitweilig kleine Holzstäbchen hinein und bewegt sie öfter hin und her.

Hat ein kleines Mädchen dann das erste Lebensjahr vollendet, so wird es von der Mutter mit dem Finger defloriert. Dieses Verfahren dient zur Vorbereitung für den späteren Geschlechtsverkehr.

[218]) Demgegenüber schreibt Alexander von Humboldt bezüglich der Indianer am Orinoco, daß Väter ihren Kindern keine Zuneigung entgegenbringen (A. von Humboldt, 1860, III, S. 153).

Ähnliche Vorgänge beobachtete von Feldner bei den Machacarí-Indianern und beschreibt sie wie folgt: „Nulla inter illas invenitur virgo, quia mater inde a tenera aetate filiae maxima cum cura omnem vaginae constrictionem ingredimentumque amovere studet hoc quidem modo: manui dextrae imponitur folium arboris in infundibuli formam redactum, et dum index, in partes genitales immissus huc et illud movetur, per infundibulum aqua tepida immittitur"[219]). Hierzu bemerkten schon Ploss und Bartels: „Wahrscheinlich sollen diese Manipulationen weniger den Zwecken der Reinigung als der Vorbereitung für die späteren Geschlechtsfunktionen dienen"[220]).

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch ein Brauch, der in Paraguay herrschen soll. Kommt dort ein Mädchen zur Welt, so bohrt ihm die Hebamme den Finger in die Vagina und sagt: Dies ist ein Weib[221]). Leider f[illegible] Angabe über den Ursprung dieser S[illegible]ire möglich, daß sie von Indianern übernommen wurde, weil ja in Paraguay der indianische Bevölkerungsteil zahlenmäßig am stärksten ist.

Doch bei den meisten südamerikanischen Stämmen, für welche eine künstliche Zerstörung des Jungfernhäutchens bezeugt ist, vorwiegend solche der Tukano- und Pano-Sprachfamilien, aber auch einige der Aruaken und Tupi, wird sie aus zeremoniellen Gründen während des Eintritts der Geschlechtsreife durchgeführt[222]).

Bei den Totonaken in México gehörte es zu den Obliegenheiten zweier Priester, mit ihren Fingern das Hymen weiblicher Säuglinge 28—29 Tage nach der Geburt zu zerstören. Gleichzeitig befahlen sie den Müttern, die Defloration sechs Jahre später mit dem Finger zu wiederholen[223]). Strebel hält diesen Vorgang für eine Kasteiungsrite, die der Beschneidung männlicher Säuglinge entsprach, welche auch von den Priestern durchgeführt wurde. „Schon das Kind sollte seinen Tribut den Göttern

[219]) von Feldner, 1928, II, S. 149, Fußnote.
[220]) Ploss und Bartels, 1927, S. 376.
[221]) Schriftliche Mitteilung von Montagnac an Ploss. (Ploss, 1912, S. 219).
[222]) Fuchs, 1956, S. 79—81.
[223]) Krickeberg, 1928—1922, S. 47.

bringen, und daß man dafür gerade die Geschlechtsteile wählte, ist bei der Bedeutung, den dieselben haben, ebenfalls nahe gelegt, wenn dafür vielleicht auch noch Rücksicht auf einen möglichst geringen Blutverlust mitgewirkt haben kann"[224]).

Demgegenüber ist aber hinsichtlich der Surára und Pakidái festzustellen, daß es bei ihnen keine Beschneidung der Knaben gibt und die Defloration der kleinen Mädchen eindeutig dem späteren Geschlechtsverkehr dient; religiöse Anlässe oder hygienische Gründe sind damit nicht verbunden. Ob es früher einmal anders war, darüber konnten weder die Häuptlinge, noch ältere Männer und Frauen etwas aussagen[225]).

Zu erwähnen ist noch, daß alle Surára- und Pakidái-Väter die Vulva ihrer kleinen Tochter, nach der Zerstörung des Hymens, häufig mit dem Munde berühren und behutsam daran saugen.

Wenn ein Mann zwei oder mehrere Frauen hat, so unterstützen sich diese gegenseitig bei der Betreuung eines Säuglings. Auch die Großmutter, eine Schwester oder die älteste Tochter sind liebevolle Helfer. Viel Umstände verursacht die Säuglingspflege ja nicht, denn regelmäßige Bäder sind unbekannt. Nur wenn die Schmutzkruste etwas zu stark ist, wäscht sie die Mutter beim Wasserholen am Fluß ein wenig ab. Die geringen Waschungen haben den Vorteil, daß die Haut dadurch besser gegen Moskitostiche gefeit ist. Hat das Kind eine unsaubere Nase, dann nimmt sie die Mutter vorsichtig zwischen ihre Zähne, drückt den Inhalt in ihren Mund und spuckt ihn aus. Die Frauen empfanden es im höchsten Grade als unhygienisch, daß ich in ein Taschentuch schnupfte und dasselbe bei mir führte.

Im gleichen Alter wie die Kinder der Zivilisation lernen auch die kleinen Surára und Pakidái laufen und sprechen, wobei sie von ihren Eltern, Geschwistern und Verwandten unterstützt werden. Die Freude der Angehörigen ist groß, und sie sind überglücklich, wenn das Kind stehen und laufen kann und die ersten Worte, nápe = Mutter und hápe = Vater, lallt.

e) Namengebung

Nach Vollendung des 3. Jahres beginnt ein neuer, wichtiger Lebensabschnitt. Die Nährperiode ist beendet, und das Kind, welches bisher zum Fleisch und Blut der Mutter gehörte[226]), ist ein selbständiger Mensch geworden. Es erhält jetzt auch einen Namen, den man aus dem Tier- oder Pflanzenreich entnimmt. Er wird dem Vater anläßlich seiner im Schnupfpulverrausch durchgeführten Gebete von den auf hohen Bergzügen lebenden gigantischen Tier- und Pflanzengeistern — *hekurá* — genannt, welche die Vermittler zu Poré und Perimbó, dem vereinigten Höchsten Wesen dieser Indianer, darstellen (s. S. 91/92). Das betreffende Tier oder die Pflanze, dessen Namen ein Kind trägt, gilt als eine Art „spiritus familiaris" für das ganze Leben. Damit ist die Vorstellung verknüpft, daß das Schicksal des Kindes von nun an wesensidentisch mit ihnen geworden ist; d. h. Glück, aber auch Not und Sterben von Tieren und Pflanzen, übertragen sich auf die gleichnamigen Menschen.

Die Verwendung von Tiernamen entspricht den nagualistischen Vorstellungen und Gebräuchen, die Eduard Seler in seiner Monographie

[224]) Strebel, 1885, S. 13.

[225]) Interessant ist die Tatsache, daß bei den Itälmen auf Kamtschatka die kleinen Mädchen von ihren Müttern in der gleichen Weise wie bei den Surára und Pakidái und aus demselben Grunde in zartester Jugend defloriert werden. (Steller, 1774, S. 346).

Auch für China und Indonesien ist diese Art der Körperdeformation bezeugt. Dort wird sie jedoch aus hygienischen Gründen angewandt, um den Schleim zu beseitigen, der sich in den Genitalien sammelt. (Ploss, 1912, S. 218/19).

[226]) Diese Vorstellung ist für südamerikanische Indianer sehr ungewöhnlich. Doch es muß berücksichtigt werden, daß bei den meisten Stämmen die sogenannte Couvade, das Männerkindbett, zur Anwendung kommt. Karl von den Steinen, der jene Sitte auf ihre psychologischen Grundlagen hin untersucht hat, erklärt, daß das Kind in diesem Falle, mag es nun ein Knabe oder ein Mädchen sein, gewissermaßen „der kleine Vater", ein Teil des Vaters ist, also ein Stück seines Leibes. (K. von den Steinen, 1894, S. 334 ff.). „Die Thätigkeit der Mutter dabei wird der des Bodens, der die Saat empfängt, verglichen." (von Spix und von Martius, 1831, S. 1339).

über Michuacan erwähnt[226]), während von den Surára und Pakidái auch die Pflanzennamen unter den gleichen Aspekt einbezogen werden. Der Name Nagual wird nach Seler von dem aztekischen Wort naualli = Verkleidung abgeleitet[227]). An Stelle von Nagualismus kann aber auch der Terminus technicus Tonalismus angewandt werden (aztekisch tonalli = jemandes Bestimmung, Schicksal, Seele, Geist . . .)[228]).

Am Tage der Namengebung erhalten die Kinder eine Tonsur, wie sie alle Erwachsenen beiderlei Geschlechts tragen. Mit der geschärften Seite eines gespaltenen Rohrstückes (Taquara — *Guadua* sp.) wird sie ausrasiert. Gleichzeitig legt man ihnen zum erstenmal die Hüftschnur aus Baumwolle oder Pflanzenfasern an, die sie dann bis zu ihrem Lebensende nie mehr ablegen dürfen, nicht einmal beim Baden oder während des Schlafes. Die Schnur muß zwar gelegentlich erneuert werden, doch das geschieht dann stets in aller Heimlichkeit. Den kleinen Jungen wird beim Anlegen der Hüftschnur gleichzeitig der Penis nach oben gebunden, indem man das Praeputium mittels einer Schlaufe unter die Schnur klemmt (Abb. 22). Von nun an darf der Penis nicht mehr nach unten hängen, denn dies wäre ein Verstoß gegen die guten Sitten. Bei festlichen Anlässen bindet man den Kindern noch zusätzlich einen Gürtel aus Baumwolle um (s. S. 29ff.). Eine dünne Schnur aus Baumwolle oder Pflanzenfasern, welche gelegentlich unterhalb der Knie getragen wird, soll die Beine kräftigen und entsprechende Oberarmschnüre Muskeln (bei Knaben) und Arme (bei Mädchen). Außerdem verwenden kleine Mädchen kreuzförmig geschlungene Brustschnüre, um dadurch später eine schön geformte Brust zu erhalten.

f) Kindheit

Auch im Knaben- und Mädchenalter ist die Familie noch der Hauptträger aller Erziehungsmaßnahmen. Der Knabe ist jetzt zwar etwas mehr dem Vater zugewandt und beginnt sich allmählich von der Mutter zu lösen. Mit seinem Bogen, den ihm der Vater angefertigt hat, übt er sich täglich im Schießen kleiner Vögel, denn man glaubt, daß ein Junge, der viele Vögel erlegt, später ein guter Jäger sein wird. Doch ausgenommen und zubereitet werden sie von den Mädchen, und gemeinsam halten die Kinder dann ein Mahl, zu dem die Gefährtinnen häufig gekochte Bananen oder Maniokfladen beisteuern. Im Spiel werden die Kinder regelrecht auf ihre künftigen Aufgaben und Pflichten als Erwachsene vorbereitet. So helfen die Mädchen auch gelegentlich der Mutter und holen ihr Holz und Wasser, oder sie übernehmen die Betreuung kleinerer Geschwister.

Hervorzuheben ist das bescheidene, zuvorkommende Wesen dieser Indianerkinder. Dabei werden sie nie geschlagen und hören weder von ihren Eltern, noch von anderen Erwachsenen jemals ein hartes Wort. Sanfte Ermahnungen genügen, um ein Kind, wenn es wirklich einmal ungezogen ist, zurechtzuweisen. Aber auch bei ihren Spielen kommt es nur selten zu Streitereien, wie sie unter zivilisierten Kindern so häufig sind. Ganz undenkbar wäre es z. B., daß ein Surára- oder Pakidái-Kind zu seiner Mutter läuft, um sich dort über einen Spielgefährten zu beklagen.

Knaben und Mädchen wachsen ganz natürlich und ungezwungen miteinander auf, was sich schon daraus erklärt, daß Alleinspiele zugunsten der Gruppenspiele zurücktreten. Außerordentlich beliebt ist u. a. ein Ballspiel, welches sie mit einer Affenblase durchführen. Mit der flachen Hand wird dieselbe nach oben geschlagen (s. auch S. 113). Mittels Lianen betreiben sie auch eine Art von Tauziehen (s. S. 112). Außerdem ahmen die Knaben oft die Tänze der Männer nach, während von den Mädchen Fadenspiele sehr geschätzt werden. Besonders gern wird „Mutter und Kind" oder „Ehepaar" gespielt. Bei letzterem Spiel kommt es dann häufig schon zu einer Sexualbetätigung. Solange die Kinder das Pubertätsalter noch nicht erreicht haben, lachen die Erwachsenen darüber. Nur die Mütter der Mädchen sind ein wenig ärgerlich, wenn sie davon hören. Doch sie finden dies nicht weiter tragisch, da sie ja als kleine Mädchen von ihren Müttern deswegen auch gutgeheißen wurden.

[226]) Seler, 1908, S. 104/05.
[227]) Seler, 1904, S. 75/76.
[228]) Haubal, 1958, S. 45.

g) Heirat

Im Alter von 7—8 Jahren wird ein Mädchen in der Regel schon verheiratet. Der Ehemann ist meist 8—10 Jahre älter. Doch ein richtiges Eheleben wird noch nicht geführt. Tagsüber spielt die Kleine mit den anderen Kindern, und nur nachts schläft sie in ihrer Hängematte neben dem Gatten. Ein sexueller Verkehr ist aber bis zum Abschluß der zweiten Menstruation streng verboten. Sie holt auch schon Brennholz sowie Wasser und erhält die zubereiteten Speisen für sich und den Mann von ihrer Familie. Wenn der Stamm wandert, trägt sie die Hängematte des Gemahls und die wenigen Haushaltsgegenstände. Mit dieser Heirat im Kindheitsalter sind wirtschaftliche Motive verbunden, denn der junge Mann muß für seine kleine Frau und deren Eltern jagen. Besonders bemerkenswert ist die Schwiegerscheu, welche sich in der Weise auswirkt, daß Schwiegersohn und Schwiegermutter nie miteinander sprechen und sich auch nicht besuchen dürfen. Da bei beiden Stämmen die Angst vor Inzest sehr groß ist, darf eine Ehe, welche stets von den Eltern vereinbart wird, nur zwischen Partnern erfolgen, die in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander stehen. Deshalb werden junge Frauen gern aus einem befreundeten Stamm geholt; in diesem Falle muß der Jüngling dort aber solange leben, bis seine Frau die zweite Menstruation hinter sich gebracht hat. Gelegentlich werden auch junge Mädchen und Frauen von feindlichen Stämmen geraubt. Sie werden aber erst längere Zeit als Gefangene und Prostituierte gehalten, ehe sich ein Mann endgültig mit ihnen verbinden darf. Solch eine kleine Gefangene traf ich bei den Surára an. Sie stammte von dem feindlichen Stamm der Karauaterí und war schätzungsweise 15 bis 16 Jahre alt.

Der Surára-Häuptling hat zwei Frauen, eine dritte ist gestorben, und der Pakidái-Häuptling, welcher noch verhältnismäßig jung ist, eine. Auch verschiedene andere Männer haben zwei oder mehrere Frauen. Stirbt der Mann, so werden diese, ohne selbst entscheiden zu können, mit ihren Kindern von einem seiner Brüder, in der Regel von dem jüngeren, übernommen, auch wenn dieser schon verheiratet ist.

Junggesellen haben das Recht auf sexuellen Verkehr mit den Frauen ihrer älteren Brüder, und deren Kinder nennen sie daher auch nicht Onkel, sondern ebenfalls Vater.

h) Pubertätsriten für Mädchen

Mit 9—10 Jahren werden die Surára- und Pakidái-Kinder schon mannbar, was wohl damit zusammenhängt, daß diese Indianer in den heißen, feuchten Regenwäldern der Äquatorialzone leben. Für die Knaben gibt es keine Initiationsriten. Ein Mädchen wird dagegen beim Eintritt der ersten Regel in einem kreisrunden Pferch von 3—4 m Durchmesser, den man ein Stück abseits von der Maloka errichtet, isoliert gehalten; ihr ganzer Körper ist mit Urucu, einer roten Pflanzenfarbe, bemalt. Hier muß die Kleine unbeweglich sitzen und erhält nur einmal am Tage von der Mutter eine Kalebasse voll Bananensuppe und eine zweite mit Wasser. Abends wird sie in das Gemeinschaftshaus geholt, um sich dort schlafen zu legen, aber weder Eltern und Geschwister, noch andere Stammesangehörige dürfen mit ihr sprechen. Am nächsten Morgen kommt sie wieder in den Pferch. Während des zweiten Tages wird ihr von der Mutter oder einer anderen Frau eine punktförmige Tatauierung über der Oberlippe angebracht, die beiderseits des Mundes nach unten, bis zum Kinn verläuft. Das Tatauierungsgerät ist ein spitzer Stachel der Pupunha-Palme. Dieser wird jeweils in den schmutzig-grauen Saft der Genipapo-Frucht getaucht, welcher nach dem Einstich in die Haut einen schwarzblauen Punkt hinterläßt. Jene Prozedur ist für die kleinen Mädchen außerordentlich schmerzhaft. Doch sie ertragen dieselbe mit unbewegtem Gesicht, unterdrücken die Tränen und geben auch keinen Laut von sich. Mit dieser Tatauierung sollen alle bösen, geheimnisvollen Kräfte, welche sich in dem Menstrualblut befinden, und die den Männern Gefahren bringen können, für die Dauer des Lebens einer Frau gebannt werden. Auch beim zweiten Eintritt der Periode wird ein Mädchen nochmals abgesondert, und hiernach findet ein kleines Fest statt. Später treffen die Frauen keine Anstalten, um die monatliche Blutung vor den Blicken der übrigen

Stammesangehörigen, einschließlich der Kinder, zu verbergen. Sie vermeiden es jedoch, in diesen Tagen viel herumzulaufen, und wenn das Blut zu stark fließt, setzen sie sich an das Ufer des nahegelegenen Flusses oder Baches.

i) Initiationsriten junger Männer

Alle jungen Männer, die etwa das Alter von 20 Jahren erlangt haben, müssen sich einem Initiationsritus unterziehen. Derselbe findet jeweils zu Beginn der Trockenzeit statt, zwischen Oktober—Dezember, auf halbem Wege zwischen ihren Winterquartieren und der großen, offenen Maloka, wo beide Stämme gemeinsam die Sommerzeit verbringen und das große Toteninnerungsfest feiern. In solch einem Zwischenlager (Beschreibung des Zwischenlagers der Surára s. S. 11) werden jeweils zwei junge Männer zwei Monate lang von dem Häuptling und einem erfahrenen Gehilfen (Hewemło und sein Bruder Kurikayawö bei den Surára; Karenauö und der Kriegshäuptling Porchiwö bei den Pakidái) in allen Fragen der Religion, Magie, Mythologie, Krankenheilung und Stammestradition ausgebildet. Erst danach gelten sie als vollwertige Mitglieder ihrer Gemeinschaften und dürfen von jetzt an selbständig Krankenheilungen und Gebete verrichten. Dabei ist zu erwähnen, daß es für jede Krankheit bestimmte Melodien, Texte und Tanzschritte gibt. Dasselbe gilt auch für die Gebete, mit denen sich die einzelnen Männer vor und nach einer Reise, nach Erlegung eines größeren Wildes, vor der Anlage einer Roça (Waldrodung), nach erfolgreicher Ernte usw. an die gigantischen Tier- und Pflanzengeister (*hekurd*, s. S. 92) wenden. Alle diese magischen Handlungen können jedoch nur im Schnupfpulverrausch erfolgen (s. S. 93).

Während der Ausbildung dürfen die Kandidaten mit keinem Stammesangehörigen sprechen, sie gelten in dieser Zeit als tot und erlangen nach zwei Monaten eine initiatorische Wiedergeburt. Rein äußerlich erkennt man die beiden Kandidaten an ihrer Körperbemalung, welche aus sechs senkrechten schlangenförmigen Linien besteht, die mittels Urucu auf Brust und Bauch aufgetragen werden. Bei diesen Linien handelt es sich um die symbolische Darstellung der Surucucu (*Lachesis muta* L.), jener über 3 m langen, gefährlichsten Giftschlange Südamerikas. Die Bemalung soll dazu beitragen, Gefahren zu bannen, die von dieser und anderen Giftschlangen ausgehen. Als tägliche Nahrung dürfen die beiden Kandidaten nur eine reife Banane und ein halbes Liter Wasser zu sich nehmen. Nach zwei Monaten sind sie dann stark abgemagert und scheinen nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen. Um das Hunger- und Durstgefühl zu unterdrücken, haben sie ständig die mit Wasser und Asche vermischte Tabakrolle zwischen Unter- bzw. Oberlippe und Zähnen (s. S. 88). Außerdem müssen sie sich täglich mehrmals große Prisen von Schnupfpulver in die Nase blasen, damit ihr Kontakt zu den gigantischen Tier- und Pflanzengeistern — *hekurd* — hergestellt wird. So verbringen sie ihre Schulungszeit in einem regelrechten Trancezustand.

Es ist bemerkenswert, daß die Initiationsriten der männlichen Stammesmitglieder verhältnismäßig spät erfolgen, und daß so nach und nach alle Männer als Medizinmannsgehilfen ausgebildet werden. Man will dadurch erreichen, so erklärte mir der Surára-Häuptling Hewemło, daß sie sich und ihre Familien notfalls selbst gegen Krankheiten und Unglücksfälle schützen können. Wird ein Mann unterwegs z. B. von einer Giftschlange oder einem Jaguar bedroht, so ist er nun in der Lage, die Gefahr durch Anrufung der Schutzgeister zu bannen. Er darf es aber nie unterlassen, sich nach einem glücklich verlaufenem Jagdzug oder nach einer guten Ernte bei den *Hekurd* zu bedanken, da er sich sonst deren Zorn zuziehen würde. Auch wenn seine Frau, eines seiner Kinder oder ein Verwandter erkrankt, muß er zunächst selbst versuchen, die Krankheit durch Gesang und Tanz, wobei er die Hekurá anruft, zu dem feindlichen Stamm, von welchem sie gesandt wurde, zurückzuschleudern. Erst wenn seine Versuche erfolglos bleiben, kann er den Häuptling um Beistand bitten, der dann dann auch stets bereit ist und mit Unterstützung von 8—9 Gehilfen eine große *Rekurd* (Krankenkur) durchführt. So sieht man bei den Surára und Pakidái während des Tages

und in der Nacht häufig ripen, oft auch mehrere Männer, die gerade beten oder bei einem Familienangehörigen Heilversuche unternehmen. Vorher müssen sie jedoch Schnupfpulver zu sich genommen haben, weil ja der Kontakt zu den Hekurá nur im Rausch erfolgen kann. Die Gesänge wirken etwas monoton und sind mit Tierlauten, tierischen Bewegungen, wie Flügelschlagen, Hüpfen usw., vermischt. Die übrigen Stammesangehörigen nehmen von solchen Gebeten und Zauberhandlungen keine Notiz. Nur die Häuptlinge und ihre Ausbildungsgehilfen hören gelegentlich genauer zu. Manchmal kam es dann vor, daß Hewemáo den Kopf schüttelte und zu mir sagte, daß dieser oder jener Mann ganz falsch bete; sicher hätte er beim Unterricht nicht genügend aufgepaßt. Stellt er häufiger solche Mängel fest, kann es passieren, daß er den betreffenden Mann auffordert, erneut an einer zweimonatigen Schulung teilzunehmen, damit dieser seine Kenntnisse vertieft.

In ähnlicher Form ist jene Art von Schulung auch für die Jívaro belegt, wo angehende Schamanen eine einmonatige Instruktion erhalten, in deren Verlauf der Neophyt ebenfalls zu fasten hat und verschiedene Drogen, einschließlich der Tabakbrühe und Cayapí, trinken muß. Die Ausbildungskosten sind jedoch sehr hoch[220]). Für die jungen Surára- und Pakidái-Männer ist der Unterricht zwar kostenlos, aber eben auch obligatorisch.

j) Geschlechtsleben

Das Verhalten der Geschlechter zueinander ist in der Öffentlichkeit außerordentlich dezent. Küsse, Umarmungen oder andere Zärtlichkeitsbezeigungen sind ihnen unbekannt. Körperliche Liebesbeweise werden im Urwald vollzogen, ein Stück abseits von der Maloka, oder im Dunkel der Nacht, wenn man annimmt, daß die übrigen Stammesangehörigen schlafen. Auch Jagdzüge bieten hierzu eine günstige Gelegenheit, weil die Frau ihren Mann ja gelegentlich begleitet. Da manche Männer zwei Frauen haben, gehen sie abwechselnd mit der ersten und mit der zweiten jagen.

[220]) Stirling, 1938, S. 117/18.

Ist eine Frau schwanger, so soll sie häufig mit anderen Männern zusammenkommen, weil man annimmt, daß ihr Kind nur dadurch kräftig werden kann. Doch es muß in aller Heimlichkeit geschehen, denn wenn ihr Mann sie mit einem Buhler beim Coitus überrascht, so fordert er diesen zu einem Stockduell, und sie selbst wird von ihm mißhandelt[221]).

Jüngere, unverheiratete Brüder haben das Recht, sich mit den Frauen ihrer älteren Brüder körperlich zu vereinigen. Doch die Eifersucht der letzteren verhindert oftmals die Ausführung, welche aber bei passender Gelegenheit nachgeholt wird, denn auch die Frauen sind mit dieser Sitte durchaus einverstanden[221]).

Bei den Surára traf ich ein etwa 15—16jähriges hübsches, zartes Mädchen an, Nikeromá, vom feindlichen Stamm der Karanateri (Abb. 17 u. 18), die als Gefangene gehalten wurde und Gemeingut aller Männer war, sowohl der ledigen als auch der verheirateten. Bei einem Überfall auf ihre Maloka war sie in die Hände der Surára gefallen. Sie lebte mit der alten Witwe Xututumí und deren ebenfalls verwitweten Tochter Haikiamá zusammen. Tagsüber betreute sie gelegentlich kleine Kinder, lauste die Frauen der Häuptlinge, rieb Maniok oder preßte die geriebene Masse aus, sie zog auch Perlen auf oder fertigte einen Gürtel an. Bei Einbruch der Dunkelheit holte sie sich stets Holz für die Nacht, genau wie die übrigen weiblichen Stammesangehörigen. Als einzige Frau nahm sie mehrere Male am Tag ein Bad und führte mit den anderen kleinen Mädchen kindliche Spiele aus. Ab und zu ging sie auch mit den anderen Frauen in den Urwald, um Früchte zu sammeln. Nie habe ich sie untätig gesehen. Wenn sie arbeitet, so ist dies aber ihr freier Wille. Doch gleichzeitig muß sie stets für alle Männer bereit sein, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht. Dabei kommt ein Mann fast nie allein, sondern meist schließen sich ihm 4, 5 oder mehr an. Sie fragen dann nicht, ob sie Lust hat, schläft, arbeitet oder vielleicht krank ist. Einer ergreift sie am Arm oder an den Haaren und zieht mit ihr hinaus in

[221]) Becher, 1959, S. 162.

[221]) Dieser polyandrische Zug findet sich auch in der Mythe vom Ursprung der Menschen (s. S. 113).

den Urwald, und die anderen folgen. Besonders wenn die Männer Gemeinschaftsarbeiten im Urwald zu verrichten haben, d. h. für einen Hausbau Bäume fällen, Palmblätter und Lianen sammeln, so wird Nikeromá regelmäßig mitgenommen, ob sie will oder nicht. Falls sie sich wehrt oder Einwände erhebt, so versetzt ihr ein Mann mittels seines Stockes einen Schlag auf die Tonsur, welche schon voller Narben ist, oder er ritzt ihr mit dem scharfen Cutiazahnmesserchen (s. S. 54) den Körper blutig.

Bemerkenswert ist es, daß die verheirateten Männer nicht etwa heimlich mit Nikeromá in den Urwald gehen, sondern ganz offen. Wenn ich mit dem Stamm wanderte, konnte ich bei der Mittagsrast oft beobachten, daß ein Ehemann plötzlich auf die kleine Gefangene zuging, sie am Arm faßte und mit ihr ein Stück abseits ging, während fünf bis sechs andere Männer folgten. Die übrigen Anwesenden, Männer, Frauen und Kinder, lachten darüber. Die Ehefrauen waren allerdings etwas ärgerlich und warfen ihren Männern ab und zu ein Stück Holz nach, machten dann aber eine gute Miene zum bösen Spiel und stimmten ebenfalls, wenn auch etwas süßsauer, in das Gelächter ein. Kehrten die Männer dann nach etwa einer Stunde mit Nikeromá zurück, setzten wir unseren Marsch fort. Die Frauen haben sich schon mit diesem Verhalten ihrer Ehepartner abgefunden und vergnügen sich dafür bei passender Gelegenheit mit anderen Männern. Doch an der kleinen Gefangenen lassen sie ihren Ärger niemals aus. Deren Tätigkeit, zu der sie ja gezwungen wird, hat auch nichts Ehrenrühriges an sich, denn verschiedene Ehefrauen mußten sich vor ihrer Heirat in gleicher Weise hingeben. Doch die kleine Nikeromá konnte sich nur schwer mit ihrem Geschick abfinden, immer war sie ernst und traurig, ja fast schwermütig und litt sehr unter Heimweh. Doch eines Tages, wenn man erneut Frauen und Mädchen von einem feindlichen Stamm erbeutet hat, wird sie von einem Surára-Mann geheiratet werden.

Zu erwähnen ist noch, daß der Surára-Häuptling streng darauf achtet, daß Nikeromá stets reichlich mit Fleisch u. a. Nahrungsmitteln versorgt wird. Er selbst und seine Brüder behandeln die kleine Gefangene sehr gut, und niemals habe ich sie mit ihr in den Urwald gehen sehen.

Die Pakidái hatten zwei gefangene Makuxi-Frauen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine sehr ähnliche Beobachtung von Ehrenreich bei den Sambioa (Karajá) verweisen, die der Forscher wie folgt beschreibt: „Im übrigen sind ledige Männer, welche sich dem weiblichen Geschlecht zuwenden wollen, auf den Verkehr mit den gefangenen, in Halbsklaverei gehaltenen Kayapofrauen angewiesen, deren bei den Sambioa wenigstens jedes Dorf einige beherbergt. Dieselben gelten als Allgemeingut. Leider sieht man aber auch Kinder zu ähnlichen Zwecken verwendet. Hier zeigt sich deutlich der Dualismus in der Etikette der Wilden, deren Moralgesetze nur den eigenen Stammesangehörigen gegenüber gelten. Diese allen Naturvölkern gemeinsame Anschauung vermag deshalb nicht unser Urteil über die Moralität der Karaja im Allgemeinen zu ändern"[227]).

k) Tod und Bestattungsbräuche

Wie die bisherigen Ausführungen zeigten, gibt es bei den Surára und Pakidái weder Geburts-, noch Heiratszeremonien. Umsomehr wird dafür das soziale und religiöse Leben von Totenbräuchen beherrscht.

Stirbt ein Mensch, der das dritte Lebensjahr vollendet hat, so sind die Verwandten untröstlich. In den lautesten Tönen wird gejammert, und bei Männern, Frauen und Kindern will der Tränenstrom kein Ende nehmen. Trotzdem vernachlässigt man dabei nicht die gewohnte Beschäftigung. Während z. B. die Frau das Wasser vom Fluß holt, weint sie ununterbrochen vor sich hin und schreit zwischendurch laut auf, dasselbe trifft für die Männer bei ihren Arbeiten in der Pflanzung zu und selbst für die Kinder anläßlich ihrer Spiele. Die übrigen Stammesangehörigen werfen nur ab und zu einen mitleidigen Blick auf die Trauernden, womit sich ihre Anteilnahme erschöpft.

Unmittelbar nach dem Todesfall ist es die Aufgabe der männlichen Verwandten und

227) Ehrenreich, 1891, S. 28.

Freunde im Urwald kleine Bäume zu fällen, aus denen sie ein zylinderförmiges Holzgerüst — *prostimá* — anfertigen. Dasselbe besteht aus fünfzehn bis zwanzig 1,60—1,80 m langen Stangen, die, in Handbreite voneinander entfernt, mittels Lianen verbunden werden. Hierhinein wird die Leiche geschoben, und über die beiden offenen Enden zieht man Lianenschnüre, damit sie vor Zugriffen von Vögeln, besonders Geiern, geschützt ist.

Bei den Pakidái bot sich mir der traurige Anlaß, eine Bestattungszeremonie mitzuerleben, die dem blühenden, kräftigen und lebensfrohen Hokotómarimá galt, einem unverheirateten Jüngling, dessen Alter höchstens 19 Jahre betrug. Er war vom Gipfel einer Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) gestürzt (die Lianenentwicklung seines Kletterapparates, s. S. 56, war offenbar nicht fest genug gewesen) und muß sich innerliche Verletzungen zugezogen haben. Alle Heilversuche des Häuptlings und seiner Gehilfen, welche zwei Tage und Nächte ununterbrochen durchgeführt wurden, blieben erfolglos.

Nachdem man den toten Hokotómarimá in das Holzgerüst geschoben hatte, schafften ihn fünf Krieger, deren Körper vollständig mit Urucu bemalt waren, unter lauten Klagen aus der Maloka. Jeweils zwei Männer trugen das Gestell, einer vorn und einer hinten; ab und zu wurden sie von den Begleitern abgelöst. Die Frauen seiner Verwandtschaft, teilweise mit den Kindern auf der Hüfte oder an der Hand, gaben ihm, unter herzzerreißenden, schrillen Jammertönen und endlos fließenden Tränen, das letzte Geleit bis zum Rande des Urwaldes. Dann gingen die fünf Männer mit dem Toten allein weiter. (Der Häuptling nahm nicht teil, er würde es nur dann tun, wenn es sich um einen verstorbenen Verwandten handelt). Nach einem Marsch von etwa 20 Minuten hielten sie plötzlich an, setzten das Gestell ab und suchten einen geeigneten Baum aus, um es in dessen Wipfel aufzuhängen. Als sie ihn gefunden hatten, in diesem Falle einen hohen Imbaúbabaum (*Cecropia palmata* Wild.) — *tohori* —, kletterten zwei Mann hinauf, um deren Hals je zwei lange Lianen (*Cipó-tiítica*) hingen. Sie wählten einen besonders dicken Ast, ließen dann die Lianen hinunter, wo ihre Begleiter sie an dem Holzgerüst anbanden, und zogen dasselbe mit dem darin liegenden Toten nach oben. Als das Gerüst fest und sicher an dem Ast hing, kletterten sie wieder herab.

Gleich darauf traten die fünf Männer den Rückweg in die Maloka an. Doch unterwegs schlug der Bruder des Toten in einen Baum, dessen Namen der Verstorbene trug — *hokotómarimá* —, Matamataxiro (*Eschweilera matamata* Hub.), mit seinem Terçado (großes Buschmesser) am unteren Teil des Stammes tiefe Kerben ein, die folgendes Aussehen hatten ~~~

Männer trugen Bogen und Pfeile in den Händen, einige führten daneben Schnupfpulver mit sich und die Rohre zum Einblasen desselben. Der Bruder hatte außerdem noch die Waffen und Werkzeuge des Toten sowie Schalen der Jamaru-Frucht — *kusuó* —.

Als der Zug den Imbaúbabaum erreicht hatte, kletterten wieder zwei Verwandte hinauf und ließen das Holzgerüst vorsichtig hinunter, wo es von den übrigen Kriegern in Empfang genommen und so auf den Scheiterhaufen gestellt wurde, daß der Kopf des Verstorbenen dem aufgehenden Mond zugewandt war. Bei dem toten Mann handelte es sich aber nur noch um ein Skelett. Das Fleisch war inzwischen verfault und durch die Stäbe nach unten gefallen, wo es Geier, Ameisen u. a. Tiere aufgefressen hatten. Seine Waffen und Geräte legte der Bruder auf das Holzgerüst, damit sie Hokotómarimá im Totenreich zur Verfügung ständen. Mehrere Fleischstücke, Bananen, etwas Maniokmehl und die volle Kalebasse eines Palmgetränkes sollten als Wegzehrung dienen.

Kurz vor dem Untergang der Sonne wurde mit Hilfe des Feuerbohrers ein hell loderndes Feuer entfacht, womit man den Scheiterhaufen anzündete. Danach bliesen sich die Männer gegenseitig das Schnupfpulver in die Nase, gerieten nach wenigen Minuten in einen Rauschzustand, in dem sie singend und schreiend um die Flammen, welche zum Toten emporzüngelten, herumtanzten. Dies war die Anrufung der *Hekurá*, die der Totenseele bei ihrer Wanderung zum Monde beistehen sollten (s. S. 92/93). Der Häuptling stieß laut seine Bittgebete aus, und alle übrigen Männer fielen im Chor ein. Zwischendurch bliesen sich die Männer immer wieder neues Schnupfpulver in die Nase, so daß sich ihre Ekstase ständig steigerte und schließlich einen unvorstellbaren Höhepunkt erreichte, als das Feuer Besitz von dem Skelett ergriff. Es schienen keine menschlichen Wesen mehr zu sein, die jetzt brüllend, stampfend und gestikulierend um den Scheiterhaufen herumtobten. Es hatte den Anschein, als ob sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, und infolgedes Schnupfpulverrausches befanden sie sich wohl auch tatsächlich in einer anderen Welt. Der Anblick wirkte auf mich wie ein Alptraum und erweckte in mir Erinnerungen an Gemälde von Hieronymus Bosch. Die Wanderung der in den Knochen befindlichen Seele des Toten, in Begleitung der Baumseele, hatte begonnen, und die Hekurá ebneten ihnen den Weg. Währenddessen war die Nacht hereingebrochen, und der Mond, welchen ich plötzlich in seiner ganzen Größe zwischen den Wipfeln der Bäume am Himmel wahrnahm, schien seinen neuen Bewohner zu erwarten. Trotz der Hitze, die noch durch das Feuer des Scheiterhaufens verstärkt wurde, liefen mir kalte Schauer über den Rücken, und ein unbeschreibliches Angstgefühl zog mir das Herz zusammen. Obgleich ich bei dieser Zeremonie kein Pulver geschnupft hatte, befand ich mich selbst in einem wahren Fieberrausch. Denn nie zuvor erlebte ich eine so grandiose Szenerie, weder in einer Kirche, noch in einem Theater, wie hier, im nächtlichen Urwald Amazoniens.

Bis zum Morgengrauen dehnte sich diese Totenfeier aus. Doch nach Mitternacht tanzten und sangen nur noch wenige Männer, welche gleichzeitig die Aufgabe hatten, den Scheiterhaufen im Gange zu halten. Die anderen Krieger lagen vor Erschöpfung auf dem Boden und schliefen. Gelegentlich wurde einer von den Tanzenden angestoßen. Er erhob sich sofort, ließ sich Schnupfpulver in die Nase blasen und tanzte singend um den Scheiterhaufen herum, während sich ein anderer zum Schlafen niederlegte. Schließlich tanzten und sangen nur noch zwei Männer. Doch etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang wurden alle Schläfer geweckt, die sogleich wieder Pulver schnupften, und erneut begann ein wilder Tanz mit Gesang, bis zum Einbruch der Morgendämmerung. Vor der Sonne (sie wird ebenfalls als männliches Wesen betrachtet), dem ärgsten Feind des Mondes, muß die Totenzeremonie nämlich geheimgehalten werden, weil diese sonst die Wanderung der Seele behindern würde. Laut anhaltende, schrille, freudige Schreie bildeten den Abschluß und gaben zu erkennen, daß die Totenseele Eingang in den Mond gefunden hatte. Dann stellten sich alle Krieger laut schluchzend im Kreis um den niedergebrannten Scheiterhaufen, während der

Bruder und andere Verwandte die verkohlten Knochenreste aus der Asche aufsammelten. Nachdem man dieselben dann mittels kleiner Steinmörser in Cujen zerstampft hatte, wurde die Knochenasche in zwei Schalen der Jamaru-Frucht geschüttet, welche der Bruder des Toten mit Palmblättern und einer Lianenbindung verschloß. Hierauf überreichte er sie dem Häuptling, der jede einzelne in Richtung des Mondes emporhob und sie singend segnete, wobei die umstehenden Männer schrille Schreie ausstießen. Damit war das Ende der Zeremonie erreicht, und die erschöpften Krieger konnten wieder in ihre Maloka zurückkehren, um sich in den Hängematten von der anstrengenden Nacht zu erholen. Der Bruder des Verstorbenen band die beiden Jamaru-Schalen mit der darin befindlichen Knochenasche im Hintergrund seiner Feuerstelle an das Sparrenwerk des Daches, um sie für das jährlich einmal stattfindende große Totenerinnerungsfest aufzubewahren, bei welchem von den Männern die Knochenasche ihrer Toten, vermischt mit Bananensuppe, getrunken wird (s. S. 106ff.). Von jetzt ab wurde in der Maloka nicht mehr geklagt und geweint; das tägliche Leben hatte wieder seinen normalen Verlauf angenommen.

Auch nach dem Tode von Frauen und Kindern, sobald sie das dritte Lebensjahr vollendet haben, verlaufen die Totenfeiern genau in der gleichen Weise. Für einen verstorbenen Häuptling wird dagegen drei Nächte lang um den Scheiterhaufen getanzt, weil dessen Eintritt in den Mond natürlich besonders feierlich gestaltet werden muß.

Ganz anders verläuft die Zeremonie für einen alten Menschen. Ihm schlägt man nach dem Eintritt des Todes den Kopf ab und hängt denselben, ebenfalls in einem kleinen Holzgestell, in den Wipfel eines Baumes, auch wieder 15—20 Minuten von der Maloka entfernt. Der Körper wird dagegen ohne Zeremoniell im Urwald erdbestattet, und zwar im Hocksitz, wobei man ihn fest mit Lianen umschnürt. Hierdurch soll seine eventuelle Rückkehr verhindert werden, weil diese schreckliche Folgen für den Stamm hätte. Der Kopf wird jedoch unter gleichen Umständen, wie oben geschildert, auf einem kleinen Scheiterhaufen verbrannt, damit die Seele im aufsteigenden Rauch zum Monde gelangt; die zurückbleibende Knochenasche bewahrt man ebenfalls auf.

Der Grund für die verschiedenartige Bestattung von jüngeren und älteren Menschen ist folgender: Bei der jährlich stattfindenden großen Totenerinnerungsfeier, die gemeinsam mit den Surára durchgeführt wird (s. S. 102ff.), trinken alle Männer die mit Bananensuppe vermischte Knochenasche ihrer verstorbenen Angehörigen, weil sie glauben, daß dadurch Kraft und Geist dieser Toten innerhalb der Stämme verbleiben. Von alten Personen nimmt man dagegen an, daß ihre Körper schon zu ausgelaugt seien, so daß deren Asche keine Kräfte mehr übertragen kann. Nur die Knochenasche des Kopfes gilt noch als wertvoll.

Wenn Stammesangehörige sehr alt oder so schwer erkrankt sind, daß sie trotz aller Heilversuche nicht mehr an den gemeinsamen Wanderungen teilnehmen können, werden sie getötet. Zu diesem Zweck findet vorher eine Versammlung des Häuptlings und älterer, erfahrener Männer statt, wobei ein Teilnehmer bestimmt wird, der die Tötung vorzunehmen hat. Er verwendet dazu einen Stock und schlägt die betreffende Person, wenn sie gerade schläft, mehrere Male so stark auf den Kopf, bis sie ihr Leben ausgehaucht hat[illegible]). Diese dem Tode geweihten Stammesangehörigen werden also in durchaus humaner Weise in das Jenseits befördert, und selbst die Tötung an sich wird von menschenfreundlichen Regungen diktiert. Da solche Alten und Kranken ja nicht mehr an der gewohnten halbnomadischen Lebensweise teilnehmen können, müßten sie hilflos zurückbleiben, wenn der Stamm zu einer neuen Wanderung aufbricht. Doch das soll vermieden

[illegible]) In ähnlicher Weise werden alte und kranke Personen bei den Iperina getötet. „Moribunde Leute," so schreibt Ehrenreich, „sollen nicht selten von den Zauberern durch Keulenschläge ins Jenseits befördert werden." (Ehrenreich, 1891, S. 70). Bei den Piaroa-Indianern werden sehr schwache Alte lebend in eine Höhle eingemauert. Sie bekommen noch für mehrere Tage Speisen und Getränke und sterben, wenn diese aufgebraucht sind, an Entkräftung. (Marquis de Wavrin, 1944, S. 197/98).

werden, und gleichzeitig will man ihnen den Weg zum Monde, dem Paradies der Toten, eröffnen. Nach ihrem Tode werden sie in der gleichen Weise verbrannt wie alle anderen Verstorbenen, d. h. von alten Menschen wird ebenfalls nur der Kopf verbrannt, und auch ihre Knochenasche wird aufbewahrt und beim Totenerinnerungsfest getrunken.

Größer als die Furcht vor dem Tode ist bei allen Surára und Pakidái der Gedanke, daß sie einmal sterben müssen, z. B. bei kriegerischen Handlungen, ohne verbrannt zu werden, denn dann ist ihrer Seele der Eingang in den Mond versperrt (s. S. 91).

Blutschänder werden nach ihrem Ableben von der Verbrennung ausgeschlossen, und man trauert auch nicht um sie, weil Inzest als schwerstes Verbrechen angesehen wird. Poré (s. S. 91) will deren Seelen nicht auf dem Mond haben, und der Genuß ihrer Knochenasche würde ungünstige Einflüsse auf die männlichen Stammesangehörigen ausüben. Sie werden deshalb im Hocksitz zusammengebunden und in einem Erdloch verscharrt.

Sterben Kinder vor Vollendung des dritten Lebensjahres, so werden sie ohne jegliche Feierlichkeit in den Fluß geworfen, da sie ja zum Fleisch und Blut der Mutter gehören und noch keine eigene Seele haben (s. S. 64).

Für die Bestattungsarten der Surára und Pakidái, welche sicher sehr alt und ursprünglich sind, gibt es in Südamerika noch keine Parallelen[200]). Dies betrifft sowohl die kombinierte Baum- und Brandbestattung als auch die Erdbestattung alter Leute. Ein toter Stammesangehöriger wird aber nur deshalb für zwei bis drei Wochen in eine Baumkrone gehängt, damit sein Fleisch verfault, bevor die Knochen anschließend verbrannt werden.

Letztere Sitte, jedoch in Form einer kombinierten Erd- und Brandbestattung, wird übrigens schon in alten Quellen erwähnt. „Weit in dem Lande," schreibt Barrère bezüglich Guayanas, „sind Nationen, welche sich versammeln, um die Gebeine auszugraben, wenn sie glauben, daß der Leichnam bey nahe verfault sey, und nachdem sie solche calcinirt haben, trinken sie die Asche, welche sie in Roucou einweichen, und glauben, daß sie den Todten dadurch ein anständigeres Begräbniß geben, als wenn sie dieselben den Würmern und der Fäulniß überließen"[201]). Ähnliches berichten Froger von Französisch Guayana[202]) und de la Neuville und Biet von einem Teil der Festlandkaraiben[203]). Die Surára und Pakidái sind dagegen der Ansicht, daß die in den Knochen befindliche Seele nur dann zum Monde emporfahren könne, wenn vorher das Fleisch verfault sei und nunmehr dem Austritt nicht mehr hindernd im Wege steht.

Auch die Gewohnheit, den Leichnam solange im Freien aufzuhängen, bis er in Fäulnis übergeht, ist, jedoch nicht in Verbindung mit einer anderen Bestattungsart, bereits für das 17. Jahrhundert bezeugt. Hierüber liegen Angaben von Coreal vor, welche die Chevelus (Amaguaxe oder Encabellados — Angehörige der Tukano-Sprachfamilie) betreffen, die zu beiden Seiten des Putumayo lebten: „Ils n'ensevelissent point leurs morts, mais ils les pendent à l'air jusqu'à ce que la chair se pourrisse: aprés cela ils gardent les os comme des Reliques"[204]).

5. *Krieg — ulanyu —*

Die Yanomámi sind, wie schon oben erwähnt (s. S. 6), in zwei antagonistische Lager aufgespalten, die Xiriána und Waiká, mit ihren kleineren Trabantenstämmen. Zwischen diesen beiden „Machtblöcken" einerseits und gegenüber den äußeren Feinden (Karaiben und Aruaken) anderseits, besteht eine immerwährende, offene Feindschaft. Man bezichtigt sich gegenseitig der Neigung zu Diebstahl und

[200]) Bei den Waiká wird der Leichnam noch am gleichen Tage auf dem Dorfplatz verbrannt. (Ferrien, 1955b, S. 664).

[201]) Barrère, 1731, S. 132.

[202]) „Ils ont beaucoup de respect pour les viaillards, & lorsqu'il meurt quelqu'un d'eux, ils l'enterrent dans le Carbet (Malokka) avec notre ceremonie que de se biner en yvrer: mais lorsqu'ils croyent à peu prés qu'il est pourry, ils assemblent les Indiens des Carbets voisins, deterrent les os, les brûlent, & en mettent la cendre dans leur Ollicou pour en faire un grand regal." (Froger, 1715, S. 178).

[203]) Leitão, 1724, II, S. 444 ff.

[204]) Coreal, 1722, I, S. 292.

führt jede Krankheit und jeden Todesfall auf die Zauberei seiner Angehöriger feindlicher Stämme zurück. Daher spielt auch die Blutrache —[illegible]— eine sehr große Rolle. Vielfach die Hauptursache aller Kriege hängt damit zusammen, daß man es für notwendig erachtet, Frauen und Mädchen feindlicher Stämme und Gruppen zu rauben, damit dem eigenen Stammesverband frisches Blut zugeführt wird. Da viele Stämme verhältnismäßig klein sind, erfordert eine zunehmende Verschwägerung zwar schon bis zu einem gewissen Grade die Exogamie[illegible]) und befreundete Stammesverbände stehen deshalb in einem Connubium. Mit der Zeit ergeben sich aber auch hier wieder starke verwandtschaftliche Bindungen, daß schließlich, auch infolge der bevorzugten Polygynie, ein regelrechter Frauenmangel herrscht, der besonders von den jüngeren, bisher noch unverheirateten Männern sehr schmerzlich empfunden wird[illegible]). So berichtet man deshalb, wie mir von Gewährsleuten berichtet wurde, ab und zu Überfälle auf feindliche Stämme vor, die im Morgengrauen, ohne jegliche Kriegserklärung, erfolgen[illegible]). Aber auch an geplanten Überfällen der Xirúna nehmen sich Surára- und Pakidái-Krieger beteiligen. Sie werden stets von dem Kriegshäuptling angeführt (der Häuptling, seine Brüder und Söhne nehmen nicht an kriegerischen Handlungen teil (s. S. 60), ebensowenig die Frauen[illegible]]) und brechen bereits am Vortage des beabsichtigten Überfalls auf. Alle Teilnehmer malen sich mit Urucu waagerechte schlangenförmige Linien auf Körper und Gesicht. Dies ist die typische Kriegsbemalung, denn in Friedenszeiten werden die schlangenförmigen Linien stets senkrecht aufgetragen[illegible]). In der Nähe der feindlichen Maloka verbringen sie ruhig die Nacht, [illegible] Kopfhörer die Tonga [illegible] kunden. Im Morgengrauen blasen sich die Krieger gegenseitig große Mengen von Schnupfpulver in die Nase und stürmen dann, völlig entfleidet, doch in aller Stille, auf die feindliche Maloka zu. Rücksichtslos werden Männer und Knaben durch Pfeilschüsse getötet, und die Frauen und Mädchen schleppt man als Gefangene mit. Aber auch die Angreifer haben oft große Verluste zu verzeichnen, und es soll vorkommen, daß sie in die Flucht geschlagen werden.

Während meines Aufenthalts unter den Surára hörte ich von einem Überfall seitens der Xirúna und verbündeter Krieger auf eine Maloka der Waikó am Rio Mapuhes, einem linken Nebenfluß des oberen Demini (s. S. 8). Hierbei, so berichtete man mir, seien alle Waikó-Männer getötet worden, und die Frauen und Mädchen hätte man als Gefangene in die Xirúna-Maloka gebracht. Den Kopf des Waikó-Häuptlings, so fügte der Kriegshäuptling der Surára hinzu, schmückten die Xirúna dann mit Federn und Boßen ihn mehrere Tage vor ihrem Gemeinschaftshaus als Trophäe stehen; danach wurde er fortgeworfen[illegible]). In der Nacht nach dem Überfall fand ein großes Tanzfest statt, an dem alle Männer teilnahmen. Vorher schmückten sie und beteten zu den Hekurá (s. S. 92), um ihnen für den Sieg zu danken.

6. *Treffen und Begrüßungszeremonie*

Zwei- bis dreimal im Jahr kommen ein Xirúna-Häuptling und 18—20 Krieger dieses Stammes sowohl zu den Surára als auch zu den Pakidái, um den Tribut ihrer Tributäre abzuholen (s. auch S. 60 u. 9). Dieser Besuch verläuft

[illegible]) Gleichen berichtet Zerries von den Waikó. (Zerries, 1950a, S. 180).

[illegible]) Damit dürfte es zusammenhängen, daß den jüngeren, unverheirateten Männern der geschlechtliche Verkehr mit den Frauen ihrer älteren Brüder gestattet ist.

[illegible]) Sehr ähnlich lasten die Schilderungen von Kriegszügen der Karaiben, die Richard Schomburgk (Richard Schomburgk, 1848, II, S. 321) und Appun (Appun, 1871, S. 447) beschreiben.

[illegible]) Richard Schomburgk und Koch-Grünberg berichten, daß bei einigen Karaibenstämmen die Frauen als Träger zu Kriegszügen teilnehmen. (Richard Schomburgk, 1848, II, S. 320; Koch-Grünberg, 1903a, S. 109).

[illegible]) Auch bezüglich der Karaiben hebt Richard Schomburgk hervor, daß die Bemalung in Kriegszeiten anders ist als im Frieden. (Richard Schomburgk, 1848, II, S. 300).

[illegible]) Als Parallele ist auf die Sitte und Einkauf im nordöstlichen Chaco zu verweisen, die gelegentlich in ähnlicher Weise vorkommen. (Dobrizhoffer, 1991, S. 75).

stets nach einem regelrechten Protokoll. Zuerst setzen sich die Häuptlinge im Hockstil einander gegenüber, legen die rechte Hand auf die linke Schulter des anderen und halten die linke Hand vor den Mund. In dieser Stellung verharren sie etwa zwei Stunden und tauschen singend ihre Neuigkeiten aus[297]. Die Airiána- und Suréra-, resp. Pakidái-Krieger stehen mit unbeweglichen Gesichtern im Kreis herum und hören zu. Alle Frauen und Kinder bleiben während des Zeremoniells in den Hängematten liegen oder sitzen mit ängstlichen Gesichtern an ihren Feuerstellen. Ist die Begrüßung beendet, gibt der Suréra- bzw. Pakidái-Häuptling ein Zeichen, worauf seine Männer davonlaufen und Messer, Beile, Töpfe usw., aber auch Bananen und Papaúba-Früchte holen, die sie vor dem Xiriána-Häuptling niederlegen. Dieser nimmt die Gegenstände auf und verteilt sie der Reihe nach an seine Krieger. Wenn jeder reichlich beladen ist, verlassen sie geneigten Schritten die Malóka und verschwinden im Urwald. Der Xiriána-Häuptling ist jetzt allein zurückgeblieben. Doch für ihn müssen ganz besonders wertvolle Objekte gebracht werden. Vor allem ist es nun die Aufgabe des Suréra- oder Pakidái-Häuptlings, ihm Kostbarkeiten seines eigenen Besitzes zu überbringen, vielleicht eine gewebte Hängematte, die er von Zivilisierten erhalten hat, einen großen Topf, ein Buschmesser, oder eine besonders schöne Kette aus Glasperlen. Dazu stellt er meist noch einen Korb voll Bananen und Papaúba-Früchte. Wenn der Xiriána-Häuptling schließlich befriedigt mit dem Kopfe nickt, führen sich die Suréra oder Pakidái endlich erleichtert. Es gibt noch ein abschließendes gesungenes Zwiegespräch der beiden Oberhäupter, worauf sich der Xiriána-Häuptling erhebt und mürrisch schwer bepackt dem Urwald entgegenstrebt, wo seine Krieger schon auf ihn warten. Nach nicht einem Besuch sind die Suréra und Pakidái zwar regelrecht empfangen, aber der Bann, dem sie während dieser Stunden unterlagen, ist gebrochen, und bald hört man sie wieder lachen und scherzen[298].

[297] Auch ich wurde zuerst von dem Suréra-, als auch von dem Pakidái-Häuptling in dieser Weise begrüßt.

7. Erwerb des Lebensunterhalts

a) Allgemeines

Gegenwärtig befinden sich die Suréra und Pakidái in einem Übergangsstadium von ausgesprochener zu produzierender Wirtschaft. Der ökonomische Nahrungserwerb, Jagen und Sammeln, spielte zwar während meines Aufenthalts unter diesen Indianern noch eine beherrschende Rolle, ich konnte aber beobachten, daß die meisten Stammesangehörigen, vor allem die männlichen, schon ein großes Interesse für den vor etwa ein bis zwei Generationen eingeführten Feldbau bekundeten. Als leuchtende Vorbilder erwiesen sich besonders die Häuptlinge, welche bei allen Arbeiten in der Roça (Waldrodung) mit gutem Beispiel vorangingen[299]. Nach eigenen Aussagen betrachten beide Stämme auch in diesem Falle die Xiriána als ihre Kulturbringer. Doch letztere haben den Feldbau ebenfalls erst von ihren höherstehenden karibischen Nachbarn angenommen[300].

b) Jagd

Die Mehrzahl der Suréra- und Pakidái-Männer sind vorzügliche Jäger und führen ihr Waidwerk mit den oben beschriebenen großen Bögen und Pfeilen durch (s. S. 178f.), welche sie meisterhaft zu handhaben wissen. Hinzu kommt, daß sie die Lebensgewohnheiten der Tiere genau kennen. Sie entdecken jede, wenn auch noch so schwache Fährte des Wildes, berechnen sie und geben die Zeit an, wann es an dieser Stelle war. Oft folgen sie ihm dann stundenlang im nahezu undurchdringlichen Urwald, manchmal sind sie

[298] Auch für Forschungsreisende, die mit Stämmen dieses Gebietes in Berührung kommen, ist es von großer Wichtigkeit, bei der Übergabe von Geschenken und Tauschartikeln darauf zu achten, daß wertvolle Gegenstände zunächst zurückgehalten werden, weil sich der Häuptling seinen Anteil stets selbst aussucht. Ein Besucher, der diese Gewohnheit nicht kennt und schließlich mit leeren Händen dasteht, würde sich von vornherein die Feindschaft des Häuptlings und damit des ganzen Stammes zuziehen.

[299] Die Ursprungssagen der Stämme (s. S. 114) zeigt übrigens deutlich, daß die Suréra und Pakidái früher nur Jäger und Sammler waren.

[300] Koch-Grünberg, 1909a, S. 305.

auch mehrere Tage unterwegs. Außerdem verstehen sie es, die Tiere durch nachgeahmte Laute anzulocken.

Es gibt zwei Jagdmethoden, die Einzeljagd — *kwá* —[...], auch die Gemeinschaftsjagd — *amá* —[...]. Letztere findet aber nur noch vor dem großen Totemerinnerungsfest (s. S. 102ff.) statt, um dafür genügend Fleischvorräte heranzuschaffen. Bewährte Jagdhelfer sind abgerichtete Hunde (s. S. 85ff.).

Von größerem Wild werden am häufigsten das Wildschwein (*Pecari tajacu*) — *pazé* — erlegt, danach der Tapir (*Tapirus americanus* Brisson) — *xéma* — und eine Rehart (*Cervidae* sp.) — *hajá* —. Das Fleisch aller genannten Tiere schätzt man sehr. Doch als ausgesprochene Leckerbissen gelten kleinere Nager: Paca (*Cuniculus paca* L.) — *amatá* — und Cutia (*Dasyprocta agouti* L.) — *tamá* —, die meist mit Hunden gestöbert oder in ein Erdloch getrieben werden, sowie das Gürteltier (*Dasypodidae* sp.) — *obó* —. Letzteres erlegt man auf folgende Weise: Hat der Indianer einen bewohnten Gürteltierbau entdeckt, so untersucht er ihn, ob sich das Tier darin aufhält. Wenn das der Fall ist, holt er rasch trockene Blätter und verstopft damit den Eingang. Anschließend entfacht er mit seinem Feuerzeug, welches er ja stets am Köcher trägt (s. S. 23), ein Feuer, zündet die Blätter an und fächelt mittels eines Palmblattes den Rauch in die Höhle. Dadurch wird das Tier gezwungen, schon nach wenigen Minuten herauszukommen, wo es der Jäger dann mit einem Pfeil erlegen oder mittels eines Stockes erschlagen kann[...]. Mit etwas geringerem Appetit essen diese Indianer das Fleisch des Capivara (*Hydrochoerus hydrochaeris* Erxl.) und der verschiedenen Affenarten, wie z. B. der Brüllaffen (*Alouatta* sp.) — *iké* —, Cuxiú-negro (*Chiropotes satanas* Humb.) — *xixá* —, Cuatá (*Ateles paniscus* L.) — *pazá* — und Macaco-de-noite (*Aotus infulatus*) — *mahatumão* —. Aber gerade zur Affenjagd gehört recht viel Geschick, weil diese Tiere in den Wipfeln der hohen Bäume von Ast zu Ast springen und sich mittels Lianen von einer Baumkrone zur anderen schwingen. — Katzenarten[...] werden verhältnismäßig selten geschossen, meist nur dann, wenn sie sich in der Nähe einer Maloka aufhalten und hierdurch eine Gefahr für die Menschen darstellen. Gegessen wird übrigens nur das Fleisch des Maracajá (*Felis pardalis Neuw.*). Bei manchem Jäger spielt aber auch der Ehrgeiz eine Rolle, solche Tiere zu erlegen, denn der Abschluß eines Jaguars, vor allem des schwarzen, erhöht sein Ansehen. — Schlangen, die, infolge der großen Feuchtigkeit, hier sehr zahlreich auftreten, erschlägt man mit einem Stock. Wird eine Surucucu (*Lachesis mutus* L.) — *pereima* — (Surára-Wort) — *pelóma* — (Pakidái-Wort), die größte und gefährlichste Giftschlange Südamerikas, getötet, dann ist die Freude besonders groß. Der Kopf wird abgeschlagen, und jede Familie bekommt ein Stück des Schlangenkörpers, welches mit anderem Fleisch zusammen gekocht wird. Der Geschmack ist angenehm und erinnerte mich an Aal. Doch die Surára und Pakidái glauben außerdem, daß jede Person, welche das Fleisch einer Surucucu gegessen hat, niemals mehr von anderen Giftschlangen gebissen wird. Auch die Socuriju (*Eunectes murinus*) — *xaikonyá* — und die Jibóia-vermelha (*Epicrates cenchris*) — *ontá* — werden mit Genuß verzehrt. Die Jararaca (*Lachesis* sp.) — *harihirinó* —, die Papoeva (*Spilotes* sp.) — *harimatá* — und die Cobra-coral (*Elaps corallinus* Wied.) — *kuamoxíke* — verspeist man dagegen nie. — Hin und wieder werden auch ein Kaiman (*Caiman sclerops* Schneid.) — *ikná* — oder eine Eidechse — *xaxinó* — mittels eines Stockes erschlagen, und manchmal entdeckt der Jäger, aber noch häufiger sein Hund, im Urwald eine Jabuti (*Testudo tabulata* Wolfb.) — *tokoi* —, deren Fleisch auch recht zart und schmackhaft ist;

[...] Hierzu nimmt der Jäger oft seine Frau mit (hat er zwei oder mehrere Frauen, so begleitet ihn meist die älteste), welche das erlegte Tier, oder Fleischstücke davon, in die Malóka tragen muß.

[...] Auch bei den Waiká gibt es diese zwei Jagdmethoden, und die Namen lauten dort sehr ähnlich „Jame" und „Jamiáma". (Ehrenreich, 1936b, S. 131).

[...] Die gleiche Methode beschreibt Caspar von den Tapuió-Indianern. (Caspar, 1953, S. 96 und Taf. 3).

[...] Gefleckter Jaguar (*Felis onca* L.) — *Ikoá* —, Schwarzer Jaguar (*Panthera onca* L.) — *kaiamará* —, Puma (*Felis concolor*) — *xapanoéma* —, Maracajá (*Felis pardalis Neuw.*) — *yaá* —.

an dasjenige der Wasserschildkröte reicht es allerdings nicht heran. Doch von deren zahlreichen Arten, welche den Demini, Aracá und ihre Nebenflüsse bevölkern, fangen die Surára und Pakidái nur die Perema — *talmã* —, und zwar greifen sie diese im seichten Wasser mit den Händen.

Besondere Übung ist für die Vogeljagd erforderlich. Deshalb hält man schon die Knaben an, möglichst viele kleine Vögel zu erlegen, damit sie später einmal gute Jäger werden.

Folgende Vögel werden am häufigsten gejagt, und zwar sowohl des Fleisches als auch der Federn wegen: Mutum (*Crax* sp.) — *paruri* —, Urumutum (*Crax* sp.) — *katará* —, Mutum cavalo (*Mitu mitu* L.) — *katauri* —, Jacamim (*Psophia crepitans* L.) — *nhapin* —, Cujubim (*Pipile pipile cajubi* Pelz.) — *maraxi* —, Jacu (*Penelope* sp.) — *kuremá* —, Japim (*Cacicus cela* L.) — *anhakoramá* —, Inambu (*Crypturellus* sp.) — *rororóme* —, Inambu-relógio (*Crypturellus strigulosus* Temm.) — *honamá* —, Tucano (*Rhamphastus* sp.) — *mahebé* —, Arara vermelha (*Ara macao* L.) — *arahahé* —, *Arara amarela* (*Ara ararauna* L.) — *maracanã* —, Papagaio moleiro (*Amazona* sp.) — *xeraxeramahó* —, Papagaio curica (*Amazona* sp.) — *xeraxerá* —, Garça branca (*Casmerodius albus egretta* Gm.) — *korihená* —.

Der Gavião-real (*Thrasaetus harpyia* L.) — *nonexi* — wird aus magischen Gründen erlegt, weil man glaubt, daß sich in ihm ein feindlicher Medizinmann verbirgt, der Krankheiten und anderes Unheil bringt. Seine Flaumfedern werden von den Männern als Trophäen in das Haar geklebt (s. S. 44); das Fleisch wird fortgeworfen. Auch den Gavião-caipira (*Hypomorphnus urubitinga urubitinga* Gm.) — *nonexipéhe* — tötet man nur seiner Federn wegen, die den Männern als Oberarmschmuck dienen.

Auf die Urubus (*Cathartes foetens*, *Cathartes aura*, etc.) — *uatubá* — wird nie geschossen, denn man freut sich, daß sie den Unrat beseitigen.

Abschließend ist noch zu erwähnen, daß den Surára und Pakidái Fallen unbekannt sind[203]).

[203]) Entsprechend lautet eine diesbezügliche Aussage von Zerries über die Waiká. (Zerries, 1956b, S. 151).

Hat der Jäger ein kleines Tier erlegt, so kann er diese Jagdbeute für sich und seine Angehörigen behalten; doch dem Häuptling gibt er oft ein gebratenes oder gekochtes Stück davon ab. Handelt es sich dagegen um ein Großwild, so wird dasselbe, unter Aufsicht des Häuptlings, aufgeteilt, und jede Familie bekommt ein Fleischstück. Dieser Gemeinschaftssinn ist sehr stark ausgeprägt, und nie würde ein Stammesangehöriger dagegen verstoßen.

c) Fischfang

Der Fischfang spielt eine ganz untergeordnete Rolle und wird seit alter Zeit nur vom Ufer aus mit Bogen und Pfeil betrieben. Fangmethoden mittels Gift oder Käscher, Reusen und ähnlicher Geräte sind nicht bekannt. Neuerdings verwenden diese Indianer jedoch hin und wieder Angelhaken aus Metall[204]), die ihnen von Gummi- und Palmfasersammlern sowie vom Indianerschutzposten am Rio Demini überlassen wurden. Trotzdem hat sich ihr Interesse am Fischfang dadurch nicht wesentlich verstärkt, denn die Fische gehören nun einmal nicht zu ihren bevorzugten Nahrungsmitteln. Hinzu kommt, daß nur kleinere Arten gegessen werden dürfen[205]), weil alle großen den bösen Atem des Flusses in sich haben und daher Krankheiten sowie anderes Unheil hervorrufen. So verabscheuen sie natürlich besonders den Pirarucu *(Osteoglossidae)*, diesen über 3 m langen, größten Süßwasserfisch, dessen getrocknetes Fleisch für die Caboclo-Bevölkerung (Pflanzer, Gummi- und Palmfasersammler) geradezu eine Basis der Ernährung darstellt, und auch das köstliche Fleisch der großen Wasserschildkröten wird aus diesem Grunde von ihnen verschmäht.

[204]) Sie befestigen diese an einer Schnur aus Baumwolle oder Bromeliafasern.

[205]) Aracu (*Leporinus copelandi* Steind.), Piranha (*Pygocentrus* sp. und *Serrasalmus* sp.), Surubim (*Platystoma* sp.), Jandiá (*Sciluridae* sp.), Mandi (*Rhamdia* sp.), Curimatã (*Prochilodus* sp.), Pescada (*Gadus* sp.), Dourado (*Salminus brevidens*), Tambaqui (*Characinidae* sp.), Mandubi (*Auchenipteridae* sp.), Anujá (*Trachycoristes* sp.), Cuiá-cuiú (*Ovidorus niger* Vall.), etc.

Auch bei den Waiká rangiert der Fischfang im Rahmen des Nahrungserwerbes an letzter Stelle und wird dort ebenfalls mit Bogen und Pfeil sowie seit neuerer Zeit mit Angelhaken durchgeführt. Doch es ist bemerkenswert, daß sie außerdem eine Fischfangmethode durch Vergiften des Wassers kennen[356a]) [356b]) [357]).

d) Sammeln

An der Sammeltätigkeit sind nicht nur Frauen, sondern auch Männer beteiligt. Letzteren obliegt vor allem das Einbringen von Früchten der zahlreichen Palmenarten[358]), von denen nachstehend die wichtigsten aufgezählt werden: Açaí (*Euterpe oleracea* Mart.) — *uaiíma* —, Bacaba (*Oenocarpus distichus* Mart. oder *Oenocarpus bacaba* Mart.) — *hokomaké* —, Buçu (*Manicaria saccifera* Gaertn.) — *yauetosík* —, Buriti (*Mauritia vinifera* Mart.) — *etewexí* —, Curuá (*Attalea spectabilis* Mart.) — *yauatoá* —, Tucumã (*Astrocaryum* sp.) — *pahá* —[359]) und Pupunha (*Guilielma speciosa* Mart.) — *komunamá* —[360]). Die Früchte von kleineren, sehr leicht zu ersteigenden Palmen, wie Piaçaba (*Attalea funifera* Mart. e *Leopoldinia piassaba* Wal.) — *tanbarí* — und Ubim (*Geonoma* sp.) — *komixí* —, werden von Männern und Frauen in gleicher Weise gesammelt.

Eine Arbeitsteilung beider Geschlechter ist beim Einbringen von Früchten der an den Ufern von Flüssen und Bächen wachsenden Ingá-Bäumen (*Inga* sp.) — *kepó* — zu beobachten. Man unterzieht sich hier aber nicht der Mühe, die hohen, breitästigen Bäume zu erklettern. Sie werden von den Männern gefällt, und Frauen sowie Kinder reißen danach die langen, dunkelgrünen, hartschaligen Schoten ab, deren Bohnen in einem weißen, schwammigen, zuckersüßen Fruchtfleisch sitzen. Dasselbe wird ausgesaugt und dann mit dem Kern fortgespuckt. Jenem Genuß geben sich Männer, Frauen und Kinder schon während der Arbeit hin, doch die Masse der Schoten wird mittels Lianen zusammengebunden und von den Frauen in die Maloka getragen, wo man das Fruchtfleisch weiter mit großem Behagen auslutscht. — Auch die Früchte des wilden Cajú-Baumes (*Anacardium* sp.) — *uitó* — [361]) werden in der gleichen Weise, d. h. durch Fällen der Bäume, geerntet. Hiervon essen die Surára und Pakidái aber nur den länglichen dunkelrot glänzenden Fruchtboden, der außerordentlich saftig ist und besonders als angenehme Erfrischung geschätzt wird. Den nierenförmigen, grünlich-schwarzen Kern ißt man dagegen nicht. — Sehr beliebt sind die Früchte der Kastanie, Castanha-do-pará[362]) (*Bertholletia excelsa H.B.K.*) — *hokoó* —. Wenn in der Regenzeit die Ouriços (kugelförmige Hülsen mit harter Schale, die mehr als 1 kg wiegen und zwischen 10—30 Kastanien enthalten) durch Windstöße von den hohen Bäumen fallen, zieht oft der ganze Stamm in die Kastanienwälder am unteren Aracá, resp. mittleren Demini, um hier eine reiche Ernte zu halten, woran sich auch wiederum beide Geschlechter beteiligen. Die Ouriços werden dort, wo man sie findet, mit einem Stein oder, falls schon vorhanden, mittels des Terçado (großes Buschmesser) aufgeschlagen, und die Kastanien schüttet man in die Tragkörbe. — Von den Früchten des wilden Kakaobaumes (*Theobroma* sp.) — *boroá* —, der viele Äste hat und dessen Laub dicht und dunkel ist, wird nur das süße Hülsenmark ausgesaugt, während man die Bohnen, welche bei den mittelamerikanischen Hochkulturvölkern solch große Rolle spielten, achtlos fortwirft[363]). — Die apfelähnliche Frucht des Lucumabaumes (*Lucuma macrocarpa* Hub.) — *kumató* — schätzt man wegen ihrer süßlichen gallertartigen Masse, die den Kern umgibt; das

[356a]) Barker, 1953, S. 464/65

[356b]) Zerries, 1956b, S. 152.

[357]) Zerries, 1958c, S. 179.

[358]) Der generelle Name für Palmen lautet — *petabaámo* —.

[359]) Zum Ersteigen der genannten Palmen benutzen sie den Kletterring (s. S. 55/56).

[360]) Da der Stamm dieser Palme mit spitzen Stacheln — *milmiçibá* — bedeckt ist, kann er nur mittels zweier besonders konstruierter Geräte erstiegen werden (s. S. 56/57).

[361]) Der entsprechende Waikáname lautet „wido" (Zerries, 1956b, S. 150).

[362]) Bei uns sind sie als Pará-Nüsse bekannt.

[363]) Gleiches berichtet Zerries von den Waiká, und hier lauten die Namen „loa" oder „boholoa". (Zerries, 1956b, S. 150; Zerries, 1958c, S. 177).

äußere Fruchtfleisch und die Schale haben dagegen einen sehr bitteren, unangenehmen Geschmack. — Auch wildwachsende Ananasfrüchte, welche nur die Größe eines mittelgroßen Apfels erreichen, werden mit Genuß verzehrt.

Mehr zur alltäglichen Kost tragen die besonders häufig gesammelten Schoten der Pacova sororoca bei, einer Musaceenart (*Ravenala guianensis* Benth.) — *mokohd* —[306]). — Bei gelegentlich auftretendem Nahrungsmittelmangel in der Regenzeit schätzt man auch heute noch die flachen, braunen Früchte des Topfbaumes (*Lecythis longifolia*), welche von den Surára *uapá* und von den Pakidái *kurupá* genannt werden[307]).

Neben diesen wichtigsten pflanzlichen Sammelprodukten gibt es auch eine große Zahl von tierischen. Hier ist vor allem der Honig mehrerer kleiner Bienenarten zu nennen[308]), der leicht und gefahrlos zu gewinnen ist, da die Bienen stachellos sind. Meist haben sie ihre Nester in hohlen Bäumen oder im Erdboden. Gelegentlich sieht man aber auch angebaute Nester an hohen Bäumen; letztere werden dann zum Zwecke des Honigerwerbs von den Männern gefällt. Der Honig wird mit der Hand oder mittels einer Kalebasse aus dem Nest geschöpft und in ein gefaltetes Palmblatt gefüllt, welches man dann zusammenwickelt und mit in die Maloka nimmt. — Auch Vogeleier bilden eine beliebte Bereicherung der Ernährung, desgleichen das nahrhafte Dotter der Eier von Wasserschildkröten; das Eiweiß wirft man dagegen fort, weil es einen unangenehmen, tranigen Geschmack hat. Während der Trockenzeit, besonders in den Monaten Dezember—Februar, sammeln die Surára und Pakidái diese Schildkröteneier in großen Mengen auf den Sandbänken des Demini und Aracá. — Weiterhin sind Krebse und Krabben zu erwähnen, die aus den Löchern im Uferschlamm gezogen werden. — Außerdem beobachtete ich, daß sie bestimmte Frosch- und Spinnenarten essen sowie Insektenlarven, Raupen, Termiten und die Hinterteile der Blattschneiderameise (*Atta* sp.) — *anoanemd* —.

e) Feldbau

Obgleich der Feldbau bei den Surára und Pakidái erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit eingeführt wurde, haben sie doch schon eine bemerkenswerte Methodik hinsichtlich der Anlage ihrer Felder entwickelt. Diese sind nämlich stets kreisförmig um die Maloka herum angelegt. Man verfährt in der Weise, daß zunächst bei Beginn einer Trockenzeit, Oktober—November, ein größeres Stück Urwald gerodet wird, wobei man schon darauf achtet, daß die Kreisform entsteht. Zum Abhauen des Unterholzes und der Lianen bedienen sich die Männer der Terçados (große Buschmesser), und die Bäume werden mit Stahläxten gefällt[309]). Nach etwa zwei Monaten, wenn das umgeschlagene Holz gut ausgetrocknet ist, wird die Rodung angezündet, und die zurückgebliebenen Aschensalze bilden gleichzeitig den Dünger. Große Stämme, Baumstümpfe und Äste, die nicht verbrannten, läßt man einfach liegen und pflanzt dazwischen die Gewächse an (Abb. 37). Nur in der Mitte der Rodung wird ein Kreis von etwa 50—60 m Durchmesser vollständig gesäubert, denn hier errichtet man eine offene oder geschlossene kreisförmige Maloka. Jene Roça (Waldrodung) — *hihari* —, welche das Gemeinschaftshaus umgibt, wird dann durch den Häuptling an die einzelnen Familien aufgeteilt, damit diese hier Bananenstauden, Pupunha-Palmen, Manioк, Taioba, Carú, Baumwolle, Tabak usw. anpflanzen können[310]). Roden und Feldbau, einschließlich des Jätens, obliegt den Männern; die Frauen helfen nur bei der Ernte. Da der Boden aber sehr unfruchtbar ist,

[306]) Die Pacova-sororoca wird wegen ihrer großen Blätter, die denen der Bananenstauden ähneln, oft fälschlich „wilde Banane" genannt.

[307]) Die Waiká haben hierfür den Namen „wahu". (Zerries, 1956b, S. 149; Zerries, 1958c, S. 177); Barbosa, 1953, S. 443).

[308]) Es soll mehr als 20 verschiedene Arten davon geben.

[309]) Diese Gegenstände der Zivilisation tauschen die Surára von Palmfasermachern ein, und die Pakidái erhalten sie vom Indianerschutzposten Ajuricaba am mittleren Demini.

[310]) Da aber noch nicht in allen Familien das Interesse für den Feldbau geweckt ist, kommt es vor, daß manche auf ihren Anteil verzichten, der dann von einer anderen Familie mit bearbeitet wird.

denn er besitzt nur eine dünne Humusschicht, welche durch die tropischen Regenfälle zudem noch ständig ausgelaugt wird, ist ein Anbau von Knollenfrüchten höchstens drei Jahre lang möglich[269]). Danach beginnt außerhalb des bisherigen kreisförmigen Feldstreifens erneut die Arbeit des Rodens und Abbrennens. Dies kann sich mehrmals wiederholen, so daß die Maloka schließlich von drei, vier und mehr ringförmigen Feldern umgeben ist, bis der Stamm eines Tages an einer anderen Stelle seine Maloka erbaut und neue Felder anlegt. Doch Bananenstauden und Pupunha-Palmen läßt man in den alten Rodungen stehen, pflanzt solche aber auch stets in den neuen mit an, da diese Fruchtbäume ja 6—8, bzw. 50 Jahre (Pupunha-Palme) Erträgnisse liefern; ihre Früchte werden regelmäßig geerntet, selbst auf längst verlassenen, weit entfernten Feldern.

Erwähnenswert ist noch die Tatsache, daß sowohl die Surára als auch die Pakidái gegenwärtig in einem Jahr jeweils an zwei weit auseinanderliegenden Orten regelmäßig ihren Feldarbeiten nachgehen. In der Regenzeit, April—September, leben die Surára bekanntlich an der Cachoeira dos Índios am oberen Aracá und die Pakidái an einem rechten Nebenarm des mittleren Demini, wo sie auch Felder besitzen. Die Sommerzeit verbringen sie dagegen gemeinsam in der großen, offenen Surára-Maloka (zwischen den Flüssen Demini und Aracá), um die herum man eine so große Roça angelegt hat, daß sie auf die Surára- und Pakidái-Familien aufgeteilt werden konnte. So verfügen beide Stämme an ihren festen Wohnsitzen stets über reichliche Ernteerträge. Dazu kommen noch die Bananen und Pupunha-Früchte von verlassenen Feldern, wohin der ganze Stamm zur Zeit dieser Ernte zieht, oder es werden Sammelzüge unternommen, um Kastanien, Ingá- u. a. Wildfruchtarten einzubringen.

Da nun aber wegen der halbnomadischen Lebensweise jener Indianer die eine oder andere Waldrodung für kürzere oder längere Zeit unbeaufsichtigt bleibt, besteht die Gefahr, daß in der Zwischenzeit Angehörige feindlicher Stämme hier eindringen und sich der Früchte bemächtigen. Doch für diesen Fall wird Vorsorge getroffen. Bevor der Stamm eine seiner Rodungen verläßt, stecken einzelne vom Häuptling beauftragte Männer mehrere mit Gift überzogene hölzerne Pfeilspitzen und Stacheln der Pupunha-Palme in den Boden und legen Blätter darüber. Feindliche Indianer laufen also bei einer beabsichtigten Plünderung Gefahr, sich dieselben in die Beine zu treten[270]). Wie man mir sagte, würde jene Sitte von allen Yanonámi-Stämmen angewandt, und aus diesem Grunde ließe es sich auch kein Indianer einfallen, jemals die verlassene Rodung eines anderen Stammes zu betreten[271]).

Unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln der Surára und Pakidái nehmen heute die Bananen, von denen ich neun verschiedene Arten vorfand, die erste Stelle ein. Hiervon wiederum wird am häufigsten die Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*; die regionale Caboclo-Bevölkerung nennt sie pacovinha) — *kurará* — kultiviert[272]). *Kurará* ist aber auch die generelle Bezeichnung für alle Bananen[273]). Außerdem nannte man mir für die übrigen acht Arten noch folgende spezielle Namen[274]):

[269]) Das üppige Wachstum des Urwaldes erklärt sich nur durch die Feuchtigkeit und Wärme des Klimas, welches wie Treibhausluft den Kreislauf der Nährstoffe beschleunigt.

[270]) Alle Indianer dieser Region laufen barfuß.

[271]) Auch für Forschungsreisende, die einmal in diesem Gebiet arbeiten wollen, dürfte dieser Hinweis von größter Bedeutung sein.

[272]) Bezüglich ihrer Herkunft schreibt Sauer: „The plantains and bananas (Musa paradisiaca) originated in southeastern Asia and were there bred into a great variety of seedless cultivated forms. Their presence in the New World is considered by many as due to post-Columbian introduction." (Sauer, 1950, S. 326).

[273]) Zerries belegt den gleichen Namen für die Waiká (Zerries, 1956b, S. 152, 155), und Koch-Grünberg gibt von den karaibischen Arekuná-Taulipang folgende Namen an: „kurá:tana", „kura:taná", bzw. „kuratanâ" (Koch-Grünberg, 1928, S. 47, 268). Sehr ähnlich lautet die entsprechende Xiriána-Bezeichnung, nämlich „kalatá:ha" (Koch-Grünberg, 1928, S. 360). Dadurch wird eindeutig bewiesen, daß die Banane, oder zumindest eine Art, von karaibischen Stämmen zu den Waiká, Xiriána, Surára und Pakidái gelangten. Auch die Ursprungsmythe der Banane, welche mir der Surára-Häuptling erzählte (s. S. 114), läßt erkennen, daß diese Frucht erst in jüngster Zeit von außen kam.

[274]) Sehr ähnliche Bezeichnungen verwenden auch die Waiká für bestimmte Bananensorten. (Zerries, 1956b, S. 153).

Bezeichnung der Surára und Pakidái:	Bezeichnung der regionalen Caboclo-Bevölkerung:
pakatarimã	pacovão
kuratá pauximí	inajá
nakaximí	São Tomé roxa
rokojá	São Tomé branca
rokomá	banana maçã(?)
parauá	caité
roórewõkákõ	banana bajé
xiahima	Banana govêrno[278])

Mittels eines 1,60—1,80 m langen Grabstockes aus dem Holz der Pupunha-Palme, welcher unten eine abgeflachte Spitze hat (Abb. 38), oder eines abgebrochenen Bogenstabes werden Setzlinge von Bananenstauden in der Rodung gepflanzt, und schon nach wenigen Monaten sind sie herangewachsen und tragen Früchte. Sowohl die Arbeit des Pflanzens als auch die Betreuung der Stauden obliegt den Männern, während die Frauen nur bei der Ernte helfen[279]).

Neben den Bananen wird im besonderen Maße die Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) — *komunamá* — kultiviert. Zur Anpflanzung verwendet man Setzlinge, doch gelegentlich auch Kerne. Diese Palmen, welche stets zwischen den Bananen stehen, verleihen den Rodungen der Surára und Pakidái ein charakteristisches Gepräge (Abb. 37). Ihr 18—20 m hoher Stamm, der mit spitzen Stacheln — *miimiçibá* — bedeckt ist und daher nur mit einem besonders konstruierten Gerät erstiegen werden kann (s. S. 56), trägt sehr schmale, gefiederte Blätter, die an den Spitzen gekräuselt sind und sich immer leicht im Winde wiegen. Wie Wächter stehen sie im Umkreis des Gemeinschaftshauses und scheinen den Bewohnern der großen, offenen Maloka beständig huldvoll und beruhigend zuzunicken (Abb. 6). Bemerkenswert sind ihre Früchte — *marazé* —[277]), von denen jeweils 50—80 eine Traube bilden. Nur einmal im Jahr, zwischen September—April, können sie geerntet werden, doch jede Palme hat mindestens drei, manchmal auch vier Trauben, d. h. rund 200—300 Früchte. Anfangs sehen diese gelb aus, doch nach dem Reifen nehmen sie eine leuchtend rote Farbe an. Gegenüber anderen Palmfrüchten zeichnen sie sich durch besonders reichliches Fruchtfleisch aus.

Hinsichtlich der Frage, ob die Pupunha-Frucht Kerne hat oder nicht, gibt es verschiedene Auffassungen. Zerries fand keine kernlosen[278]). Dagegen sah ich sowohl Früchte mit als auch ohne Kerne. Diese Beobachtung findet eine Bestätigung durch die Angaben von Sauer, welcher schreibt: „In many cases it has lost the capacity to produce fertil seeds..."[279]). Doch auch Alexander von Humboldt[280]) und Vinci[281]) erwähnen solche kernlosen Früchte[282]).

Die Kultivierung von Knollenfrüchten, welche man stets abseits der Bananenpflanzungen durchführt, wird bisher nur in einem sehr bescheidenen Maße betrieben. Es handelt sich dabei um den Anbau von Taioba oder Taro (*Colocasia antiquorum* und *Xanthosoma violaceum* Schott.) — *okiná* —[283]); Cará oder Yams (*Dioscorea* sp.) — *cabiromá* —; süßen Maniok, in Brasilien Macaxeira, Aipim oder Mandioca doce genannt, (*Manihot palmata* Muell. Arg.) — *mihitarima* —; bitteren Maniok (*Manihot utilissima* Pohl) — *kuamirimakéhe* — und Süßkartoffeln (*Ipomoea batatas Lam.*) — *hikari* —[284]). Erwähnenswert sind dann noch die Zuckerrohrpflanzungen (Zuckerrohr (*Saccharum officinale*) — *bukis* —[285])) und das Fehlen von Mais[286]).

[278]) Eine botanische Klassifizierung jener Arten konnte ich leider nicht durchführen.

[279]) Bei den Waiká werden die Stauden von Männern und Frauen betreut. (Zerries, 1956b, S. 153).

[280]) Sehr ähnlich lautet der Name bei den Waiká — „lacka". (Zerries, 1956b, S. 149).

[281]) Zerries, 1956b, S. 149.

[282]) Sauer, 1950, S. 325.

[283]) Alexander von Humboldt, 1860, III, S. 281.

[284]) Vinci, 1956, S. 370—375.

[285]) Zerries hält es übrigens für möglich, daß bei den Waiká die Pupunha-Frucht die Vorgängerin der Mehlbanane war. (Zerries, 1956b, S. 148).

[286]) Bei den Waiká lautet der entsprechende Name „ohina". (Zerries, 1956b, S. 153).

[287]) Die Waiká nennen die Süßkartoffel „higali". (Zerries, 1956b, S. 153).

[288]) Die Waiká haben für Zuckerrohr das gleiche Wort. (Zerries, 1956b, S. 153).

[289]) Für die Waiká ist der Anbau zwar durch Zerries belegt. Doch der Mais, so fügt er hinzu, „ist wenig mehr als eine seltene Delikatesse." (Zerries, 1956b, S. 153).

Neben den für die Ernährung bestimmten Kulturpflanzen werden auch solche gezogen, die als Genußmittel Verwendung finden. Hierbei handelt es sich vor allem um Tabak (*Nicotiana tabacum*) — *pendhe* —[387]) und um ein Pfeffergewächs (*Piperacea* sp.) — *mazarahá* —[388]), das zur Herstellung des narkotischen Schnupfpulvers benötigt wird (s. S. 88f.), sowie um —*perahi* —[389]) (*Piper caudatum* Vahl.), portugiesisch pimenta-dos-Indios, womit sie die Speisen würzen.

Schließlich ist noch der Anbau von Pflanzen zu erwähnen, welche wichtige Bedarfsartikel liefern. Es sind Pfeilrohr (*Sagittaria montevidensis* Cham. et Schl.) — *zerehabe* —, der Urucuzeiro (*Bixa orellana* L.), aus dessen Samen, die sich in einer stachligen Fruchtkapsel befinden, man den roten Farbstoff Urucu — *nard* — gewinnt (s. S. 57), sowie eine Bignoniacee (*Crescentia cujete Lin.*) und Cucurbitaceen (*Cucurbita lagenaria* L. und *Cucurbita idolatrica* Lacerda), deren Früchte als Gefäße verwendet werden (s. S. 53).

Verhältnismäßig jungen Datums ist der Anbau von Baumwolle (*Gossypium barbadense* oder *hirsutum*) — *zinarl* —.

8. Nahrungsbereitung

Die Bereitung fester Nahrung liegt fast ausschließlich in den Händen der Frauen, doch den Männern bleibt das Braten von Wildbret vorbehalten[390]). Hierbei gibt es zwei Methoden: Die einfachste und gebräuchlichste besteht darin, daß man ein Fleischstück auf einen zugespitzten Stock spießt, diesen schräg gegen das Feuer in die Erde steckt und von Zeit zu Zeit dreht, damit alle Seiten gleichmäßig der Hitze ausgesetzt werden. Daneben gibt es viereckige Bratständer (portug. Moquém) mit Rosten aus Holzstäben, welche in der gleichen oder dreieckigen Form bei fast allen Naturvölkern des tropischen Südamerika bekannt sind[391]). Des Bratständers bedienen sich die Männer meist dann, wenn das Fleisch von großen Tieren, wie Tapiren und Wildschweinen, zubereitet werden soll, da man so gleich mehrere Stücke auf einmal braten kann. Hin und wieder sah ich aber auch einen ganzen Affen auf dem Rost liegen. Damit beim Braten kein Fett verloren geht, zieht man die Haut vorher nicht ab, sondern erst dann, wenn man sich zum Essen niedersetzt. Doch die Eingeweide werden den Tieren vor dem Braten oder Kochen herausgenommen. Diese wirft man aber nicht fort, sondern hüllt sie in Palmblätter und läßt dieselben in der heißen Asche dünsten, um sie danach mit großem Genuß zu verspeisen. Wird der Bratständer benutzt, so läßt man Tag und Nacht ein gleichmäßiges, nicht zu starkes Feuer darunter brennen. Vor Festen, wenn man ausnahmsweise größere Fleischmengen, besonders vom Tapir, konservieren will, läßt man die Stücke solange auf dem Rost liegen, bis sie schwarz und knochenhart sind.

Von den Frauen werden kleinere Fleischstücke in Tongefäßen[392]) und gelegentlich auch schon in Aluminiumtöpfen[393]) gekocht oder gesotten, und zwar häufig zusammen mit grünen Bananen. Der Topf wird einfach zwischen die brennenden Holzscheite gestellt. Ganz begeistert waren die Frauen von meinen leeren Benzinkanistern, in welchen sie oftmals einen ganzen Cutia, Paca oder Affen kochten. Schlangenfleisch wird nur im gekochten Zustand gegessen. Fische wickelt man in Blätter und läßt sie in der heißen Asche dünsten.

[387]) Das Waiká-Wort hierfür lautet „be". (Zerries, 1956b, S. 154).

[388]) Dieses Gewächs wird auch von den Waiká angebaut und mit nahezu demselben Namen bezeichnet „mashe hara" (Zerries, 1956b, S. 154).

[389]) Die Waiká nennen jene Pfefferpflanze „blahi". (Zerries, 1956b, S. 154).

[390]) Nach Baldus findet man diesen Vorrecht der Männer bei den meisten brasilianischen Stämmen: „Entre os povos naturais do Brasil, as grandes caças são assadas ou moqueadas, em geral, pelos homens." (Baldus, 1950, S. 7).

[391]) Diese Bratständer werden in folgender Weise angefertigt: Man steckt vier oben gegabelte Stöcke in den Boden, so daß ein Viereck gebildet wird, legt Querstäbe in die Gabeln und Stöcke darüber, welche man mit Lianen befestigt.

[392]) Diese stammen von den Xirianá.

[393]) Hierbei handelt es sich um Tauschartikel der Caboclos (Pflanzer, Gummi- und Palmfaersammler), bzw. Geschenke des Indianerschutzpostens am Rio Daminí.

Vielseitige Zubereitungsmöglichkeiten bieten die Vegetabilien. Bananen werden vorwiegend im noch grünen Zustand, nachdem man vorher die Schale abgezogen hat, in der heißen Asche geröstet (der Geschmack erinnerte mich stets an ein frisches Brötchen) oder, in kleine Stücke geschnitten, gekocht, im letzteren Falle meist zusammen mit Fleisch. Als besondere Delikatesse gilt eine Suppe, welche man aus reifen Bananen bereitet[304]). Im rohen Zustand werden Bananen nur selten gegessen. — Die mehligen, nahrhaften Früchte der Pupunha-Palme werden in erster Linie gekocht. Danach läßt man die Suppe erkalten und gewinnt so ein erfrischendes Getränk. Vor Festen gießen es alle Frauen in einen großen, hölzernen Trog, der sich in jeder Maloka befindet, damit genügend Vorrat vorhanden ist. Durch Dünsten oder Rösten bereitet man aus ihnen aber auch eine feste Nahrung[305]). — Taioba, Cará, süße Kartoffeln und süßer Maniok werden ungewaschen und ohne vorherige Entfernung der Schale in einem Topf gedünstet oder in der heißen Asche geröstet. — Bitterer Maniok wird von den Frauen mittels des lanzettförmigen Bambusmessers (s. S. 55) geschabt und danach auf einer rauhen Granitplatte gerieben, denn Reibebretter besitzen sie nicht[306]) [307]). Die geriebene Masse wird anschließend mittels kleiner rechteckiger Geflechtsstreifen (s. S. 52), welche man zusammenrollt, mit den Händen ausgepreßt[308]). Bei den Surára fand ich auch drei und bei den Pakidái fünf Preßschläuche vor, die sie von den Xiriána erhalten hatten (s. S. 51/52). Aus dem Mehl backen die Frauen auf großen, flachen Granitsteinen, unter denen man ein Feuer entzündet, Maniokfladen, die gern verzehrt werden. Dieses Nahrungsmittel, welches erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit bei ihnen Eingang fand, scheint sich immer mehr durchzusetzen. Die Bereitung von Kaschirí ist unbekannt[309]). Großer Beliebtheit erfreut sich bei den Surára und Pakidái auch das geröstete Maniokmehl, welches sie gelegentlich von Palmfasersammlern eintauschen, bzw. vom Indianerschutzposten am Demini als Geschenk erhalten. Sie selbst können es noch nicht herstellen, weil ihnen ja hierzu große, eiserne Pfannen fehlen.

Auch verschiedene Früchte wildwachsender Pflanzen bedürfen einer besonderen Zubereitung. Die weißen Kerne, welche sich in den Schoten der Pacova-sororoca (s. S. 79) befinden, muß man vor dem Genuß rösten. Der Geschmack stimmt übrigens völlig mit geröstetem Mais

[304]) Die Banane im allgemeinen und diese Suppe im besonderen spielen im religiösen und sozialen Leben der Surára und Pakidái eine große Rolle. Junge Männer müssen sich anläßlich ihrer Ausbildungszeit als Medizinmannsgehilfen mit einer Banane als täglicher Nahrung begnügen (s. S. 67). Beim Totenerinnerungsfest wird solch eine Suppe, vermischt mit der Knochenasche verstorbener Stammesangehöriger, von den Männern getrunken (s. S. 106). Kleine Mädchen dürfen Bananen[illegible] während ihrer ersten und zweiten Menstruation als einzige Ernährung zu sich nehmen (s. S. 66), und für schwangere Frauen stellt sie das wichtigste Nahrungsmittel dar, auch noch mehrere Monate nach der Entbindung. Bei den Tapirapé dagegen, wo ja die Banane auch eine Basis der Ernährung darstellt, müssen sich die Eltern nach einer Geburt des Genusses dieser Frucht enthalten. „They believe that the child would die if they disregarded this rule." (Baldus, 1956b, S. 601).

[305]) Alexander von Humboldt bezeichnet die Pupunha- oder Pihiguao-Palme übrigens als „Pfirsichpalme" und rühmt den köstlichen Geschmack ihrer Früchte. (Alexander von Humboldt, 1860, III, S. 281f., 300; IV, S. 145). Hierin kann ich dem großen Gelehrten allerdings nicht beistimmen, denn mir schmeckten sie wie etwas bittere Kartoffeln. Der gleichen Ansicht ist übrigens auch Zerries. (Zerries, 1956b, S. 148).

[306]) Mein Diener Mateus hatte ihnen jedoch aus Seiten unserer leeren Benzinkanister einige Reibebretter angefertigt, indem er mit einem Nagel zahlreiche Löcher hindurchbohrte. Sie waren darüber sehr glücklich und sagten aus, daß es sich hierauf wesentlich angenehmer reiben ließe. Sie hatten auch gleich einen Namen für dieses Reibebrett bereit — *kabariçinamé* —.

[307]) Auch die Xiriána reiben die Maniokwurzeln auf rauhen Granitplatten. (Koch-Grünberg, 1923a, S. 308).

[308]) In derselben Weise wird die Maniokmasse bei den Xiriána entgiftet. (Koch-Grünberg, 1923a, S. 308).

[309]) Doch da mein Diener, ein reinblütiger Tukano-Indianer, beim Anblick der Maniokfladen ein großes Gelüst nach einem leichten Alkoholrausch verspürte, brachte er den Surára bei, wie man Kaschirí herstellt. Erst probierten sie recht kritisch dieses unbekannte Getränk. Doch schon nach dem ersten Schluck leuchteten ihre Augen, und sie schlugen Mateus begeistert auf die Schulter und versicherten immer wieder, wie gut es ihnen schmeckte.

überein. — Die Früchte des Topfbaumes (s. S. 79) werden zunächst gekocht, wozu sich die Frauen besonders gern meiner leeren Benzinkanister bedienten, und dann mit dem Messer aus Schildpatt (s. S. 55) aufgeschnitten. Hierauf schüttet man sie in einen oder mehrere der großen geflochtenen Körbe — *naramd* — (s. S. 49) und hängt sie für vier Tage am Uferrand eines Flusses ins Wasser, um ihnen die Bitterstoffe zu entziehen. Danach werden sie von den Frauen noch tüchtig mit den Füßen gerieben. In der Gunst der „Feinschmecker" nehmen diese Früchte zwar nur eine zweitrangige Stelle ein, aber sie füllen doch wenigstens den Magen. Außerdem wurde mir versichert, daß diese Frucht in alter Zeit, d. h. vor der Einführung der Banane, eine wesentlich größere Rolle im Nahrungsmittelhaushalt gespielt hätte.

Alle aufgezählten Speisen werden in der Regel ohne Gewürz gegessen. Nur hin und wieder fügen einige Männer und Frauen etwas von ihrem angebauten Pfeffer hinzu, der vorher geröstet wird. Meinem Salz, wovon ich mehrere Kilogramm mitgebracht hatte, in der Annahme, daß sich die Indianer darüber freuen würden, gewann kein einziger Stammesangehöriger Geschmack ab, und es bestand keinerlei Interesse, etwas davon zu erwerben[illegible]).

Diese Abneigung gegen das Salz findet man auch bei vielen anderen Stämmen, und schon in einer Nachricht aus dem XVI. Jahrhundert kann man folgende Bemerkung lesen: „Die Waldleute können kein Salz gebrauchen, weil es sie krank macht, denn sie sind nicht daran gewöhnt; essen sie es, so sterben sie fast immer in kurzer Zeit"[illegible]). Es sei auch noch auf eine Aussage von Roquette-Pinto verwiesen, worin er zum Ausdruck bringt, daß die Indianer der Serra do Norte alle gesalzenen Gerichte zurückweisen[illegible]).

Doch es gibt auch Stämme, bei denen sich das Salz einer gewissen Wertschätzung erfreut. So berichtet Herbert Baldus von einem Boróro, der sich darüber beklagte, daß er nie genügend Salz aus der Missionsküche bekäme. Dabei war diesen Indianern das Salz früher unbekannt[illegible]). Die Tapirapé und Karajá haben das Salz ebenfalls sehr gern[illegible]), während es bei den Tupari nur die Männer mit Vorliebe verwenden, mehrere Frauen dagegen gar nicht[illegible]). Bemerkenswert ist noch der folgende Hinweis von Koch-Grünberg über die Arekuná-Taulipang: „Im allgemeinen salzen die Indianer die Speisen wenig, lieben aber das Salz sehr und nehmen es gern als Bezahlung für geleistete Dienste"[illegible]).

Reichhaltig ist die Zahl der Getränke, welche man aus dem nahrhaften Fruchtfleisch wildwachsender Palmen bereitet. Besonders beliebt sind die bläulichen, etwa pflaumengroßen Açaí- und Bacabafrüchte (s. S. 78), die zwischen Dezember—März reifen. In Kalebassen, die mit Wasser gefüllt sind, werden sie geknetet und gerieben. Dadurch entsteht eine graubraune, fettige Brühe, welche, nachdem man die fleischigen Hüllen herausgefischt und fortgeworfen hat, im Aussehen und Geschmack an Kakao erinnert und ungemein sättigt. Noch angenehmer schmeckten mir diese Getränke, wenn ich etwas Zucker hinzufügte. Die Indianer, welche davon probierten, waren aber von dieser Beimischung nicht begeistert, denn Zucker behagte ihnen ebensowenig wie Salz. Auch mit meinen Bonbons konnte ich weder Kinder noch Erwachsene beglücken. Die Früchte der Baçu-, Buriti-, Curauá-, Piaçaba- und Ubimpalme (s. S. 78) werden in der gleichen Weise zu Getränken verarbeitet, während man jene der Inajápalme vorher kocht. Die hieraus gewonnene Brühe schmeckt zwar recht fade, besitzt aber ebenfalls einen großen Nährwert.

Sodann ist noch zu erwähnen, daß auch aus dem gesammelten Honig stets ein Getränk bereitet wird, indem man ihn in Wasser auflöst. Nie habe ich beobachtet, daß er gegessen wird, wie es bei den Waiká[illegible]) und verschiedenen

[illegible]) Die vom Körper benötigte Salzmenge führen sie ihm aber durch die Holzasche zu, womit die Tabakrolle (s. S. 88) gemischt wird.

[illegible]) Taunay, 1921, S. 166.

[illegible]) Roquette-Pinto, 1929, S. 245.

[illegible]) Baldus, 1937, S. 287.

[illegible]) Baldus, 1950, S. 14.

[illegible]) Caspar, 1953, S. 133/34.

[illegible]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 49.

[illegible]) Zerries, 1956b, S. 150.

anderen Stämmen Guayanas[109]) [110]) festgestellt wurde.

Wie die obigen Ausführungen zeigen, fehlt es den Surára und Pakidái in bezug auf Getränke nicht an Abwechslung, so daß sie sich nur in den seltensten Fällen des unvermischten Wassers bedienen müssen, wie es, nach den Ausführungen von Zerries, bei den Waiká der Fall ist[111]). Genau wie letzteren[112]) sind aber auch den Surára und Pakidái alkoholische Getränke völlig unbekannt.

9. *Mahlzeiten und Gebräuche beim Essen*

Morgens essen die Surára und Pakidái sehr wenig, meist nur ein bis zwei in der heißen Asche geröstete Bananen oder Wurzelknollen. Oft erlebte ich es auch, daß Männer und Frauen nüchtern zur Jagd, bzw. zum Sammeln aufbrechen. Wenn sie jedoch während ihres Umherschweifens auf wildwachsende Früchte stoßen, so langen sie tüchtig zu. Mittags werden kleine, leichte Mahlzeiten eingenommen, in Gestalt einer Bananensuppe, gerösteten oder gedünsteten Bananen, Pupunha-Früchten, süßen Kartoffeln usw. Manchmal sind auch noch einige Fleischreste vom Vortage da. Die tägliche Hauptmahlzeit findet erst nach dem Untergang der Sonne statt, im Schein der hellodernden Feuer. Denn jetzt ist die ganze Familie meist wieder beisammen, und die Jagdbeute, welche der Mann vielleicht am Nachmittag nach Hause brachte, oder die Sammelergebnisse der Frau sind zubereitet. Überall sieht man die Männer neben dem Feuer hocken und auf das Essen warten, wozu auch größere oder kleinere Fleischstücke gehören, die durch vegetabilische Kost ergänzt werden. Vor ihnen haben die Frauen jeweils einige Palmblätter ausgebreitet, als Unterlage für die Speisen. Zuerst essen die Männer, und sie bekommen auch die besten Fleischstücke. Wenn sie gesättigt sind, können die Frauen und Kinder mit dem Essen beginnen. Während der Mahlzeit wird nichts getrunken, doch danach labt man sich an einem Palmfrucht- oder Honiggetränk.

Gegessen wird mit den Händen. In einer Hand hat der Indianer ein gebratenes oder gekochtes Stück Fleisch und in der anderen eine geröstete Banane, einen Maniokfladen oder ähnliches. Zwischendurch greift man immer wieder in den Topf hinein und holt sich ein weiteres Stück heraus oder schneidet es vom hölzernen Bratspieß, resp. Bratständer, ab. Suppen werden aus Cuyenschalen oder Kalebassen getrunken, genau wie Palmfrucht- und Honiggetränke.

Wenn die Jagdbeute besonders gut ausfiel, so kann man beobachten, daß viele Indianer, Männer, Frauen und Kinder, die ganze Nacht hindurch essen, denn konserviert wird das Fleisch ja nur vor Festen. Die einzelnen Familienmitglieder liegen dabei gemütlich in der Hängematte, unterhalten sich, schlafen zwischendurch auch ein Weilchen, um sich dann erneut ein Fleischstück vom Bratspieß oder -ständer zu holen. Es ist erstaunlich, welche Mengen sie in solch einer Nacht verzehren. Doch anderseits können sie auch mit Leichtigkeit längere Zeit fasten.

Ein Schamgefühl beim Essen, wie es beispielsweise Karl von den Steinen von den Bakairi beschreibt[113]), existiert nicht. Dagegen gibt es Speisetabus für Kranke, schwangere Frauen, für Mädchen während der ersten und zweiten Menstruation sowie für junge Männer anläßlich ihrer zweimonatigen Ausbildung als Medizinmannsgehilfen.

10. *Zahme Tiere*

Als einziges echtes Haustier findet sich bei den Surára und Pakidái nur der Hund — *hîma* —. Daneben werden, aus Liebhaberei und Freude am Tier, noch europäische Hähne gehalten sowie kleine Affen, meerschweinähnliche Hamsterchen (*Cavia leucopyga*), Papageien, Ararus und Periquitos (*Conuridae*).

Bei den Hunden handelt es sich um zwei bellende Arten. Eine gleicht dem deutschen Schäferhund, während die andere, welche kurz-

[109]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 55.
[110]) Richard Schomburgk, 1848, II, S. 169.
[111]) Zerries, 1958c, S. 177.
[112]) Zerries, 1958c, S. 177.
[113]) Karl von den Steinen, 1894, S. 66.

haarig, weiß oder gefleckt ist, unserem Foxterrier sehr ähnlich sieht. Gut abgerichtete Jagdhunde, mit denen man auch einen einträglichen Tauschhandel betreibt, werden sehr liebevoll gepflegt und bekommen stets reichliches Futter, während man die übrigen auch schon mal vernachlässigt. Aber im Grunde genommen hängen die Indianer auch an diesen Tieren, was schon daraus zu ersehen ist, daß jede Familie, welche Hunde besitzt, meist ein bis zwei, hinter ihrer Feuerstelle ein „Hundebett", d. h. ein Schlafgestell für die treuen Hausgenossen, errichtet hat (Abb. 30) (s. S. 14). Bisweilen werden junge Hunde sogar von Frauen gestillt. Wenn eine Hündin geworfen hat, so bitten alle Verwandten und Freunde um die spätere Überlassung eines Jungen, dem sie nach Erhalt sofort einen Namen geben. Von Interesse ist es vielleicht auch, darauf hinzuweisen, daß die genannten Indianer ihre Hunde niemals heranpfeifen. Meist rufen sie dieselben mit ihren Namen, oder sie zischen, indem sie die Zungenspitze gegen die Zähne pressen[413]).

Niemals werden Hunde getötet, man läßt sie solange leben, bis sie vor Altersschwäche sterben. Auf meine Frage, ob früher jemals Hundefleisch gegessen wurde, gaben mir Männer und Frauen mit entsetzten Gesichtern verneinende Antworten. Dabei soll dieser Brauch einstmals bei verschiedenen Stämmen Guayanas geherrscht haben[414]). Hundemythen scheint es nicht zu geben.

Erwähnen möchte ich noch, daß es mir, anläßlich meines monatelangen, überaus freundschaftlichen Zusammenlebens mit den Surára und Pakidái trotz vieler Bemühungen, wobei mir die Indianer halfen, nicht gelang, auch die Zuneigung ihrer Hunde zu gewinnen. Es bedeutete schon viel, daß ich mit der Zeit von ihnen geduldet wurde. Daher kann ich Friederici voll und ganz zustimmen, wenn er schreibt: „Der Indianerhund hat immer den weißen Mann gehaßt, und umgekehrt der Hund des Europäers den Indianer. Die Ausdünstungen der Rassen sind so verschieden, daß meistens schon eine menschliche Nase den Unterschied herausmerkt, wie viel mehr der Hund. Ging ein weißer Mann durch ein Indianerlager, so hatte er gewöhnlich eine ganze Bande knurrender und fletschender Hunde hinter sich"[415]). Doch auch den konträren Fall fand ich bestätigt. Denn die beim Indianerschutzposten Ajuricaba am mittleren Rio Demini gehaltenen Hunde, Bastarde der verschiedensten Rassen, unter ihnen aber auch frühere Indianerhunde, gebärdeten sich vor Haß ebenfalls wie toll, wenn Pakidái-Familien zu Besuch kamen[416]). Aber in einem noch größeren Maße war die Feindschaft untereinander ausgeprägt, d. h. zwischen den Hunden des Postenpersonals und denen der Pakidái, denn wenn sie sich nur sahen, so verbissen sie sich sofort ineinander.

Bezüglich der Herkunft dieser beiden Hunderassen, welche wohl schon seit Jahrhunderten von den Surára und Pakidái gehalten werden, läßt sich noch nichts Endgültiges aussagen. Bei der von mir erwähnten ersten Art, welche unserem Schäferhund ähnlich sieht, scheint es sich jedoch um einen ganz besonders typischen Indianerhund zu handeln, denn er entspricht völlig der Schilderung, welche Friederici von einem echten Indianerhund gibt: „Die Gesamterscheinung des unverfälschten Indianerhundes war, so weit man noch aus Beschreibung und Zeichnung erkennen kann, das Bild des deutschen Schäferhundes sogen. thüringischen Schlages, mit etwas mehr Wildhundcharakter und mit rauh- oder stockhaariger Behaarung"[417]). Friederici befaßt sich hier zwar mit dem Indianerhund Nordamerikas, doch nach Alexander von Humboldt ist diese Rasse auch bereits in präkolumbischer Zeit für Guayana bezeugt, was aus dem nachfolgenden Zitat zu ersehen ist: „. . . . aber nichts desto weniger steht fest, daß es vor der Eroberung in Peru, Neu-Grenada und Guayana eine unsern Schäferhunden ähnliche Hunderace

[413]) In der gleichen Weise verfahren viele nordamerikanische Indianer. (Friederici, 1899, S. 363).

[414]) Alexander von Humboldt, 1860, IV, S. 189.

[415]) Friederici, 1899, S. 363.

[416]) Auch Baldus beobachtete anläßlich seiner Chaco-Expedition, daß Indianerhunde, wenn sie in die Hände von Weißen kommen, zu erbittertsten Feinden ihrer früheren Herren werden. (Baldus, 1931, S. 18).

[417]) Friederici, 1899, S. 362.

gab"[418]). Bei den Waiká fand Zerries diese Hundeart merkwürdigerweise nicht vor, sondern nur jene kleine, kurzhaarige, die dem Foxterrier ähnelt, und er vermutet, daß sie z. T. noch von den Hunden abstammt, die vor etwa 15000 Jahren mit den ersten Einwanderern aus Asien über die Beringstraße kam[419]). Doch die nachfolgenden Ausführungen Franz Termers zeigen, daß für letztere Annahme noch sichere Beweise fehlen. Der Gelehrte schreibt nämlich: „Ob schon die ersten, aus Nordost- und Nordasien über die Beringstraße nach Amerika eingewanderten Jäger-Sammler-Horden den Hund mitbrachten, ist, abgesehen vom Eskimohund, bisher nicht mit Sicherheit erwiesen, wenn auch wahrscheinlich. Ob sich von solchen frühen, d. h. späteiszeitlichen bis frühnacheiszeitlichen, mit den Menschen eingewanderten Hunden, die neuweltlichen ableiten lassen oder ob diese aus autochthonen Vorfahren neuweltlichen Ursprungs hervorgegangen sind, ist eine zoologische Frage, zu der hier nicht Stellung genommen werden kann. Die Meinungen darüber sind geteilt. Es scheint in jüngster Zeit eher die Neigung zu bestehen, einen neotropischen Ursprung der Indianerhunde zu vertreten"[420]). Mit dieser letzten Aussage bezieht sich Termer auf Angaben von Gilmore[421]).

Im Gegensatz zu der ungeklärten Herkunft beider Hundearten gibt es für jene der Hähne — *cacará* — keine Zweifel, denn diese werden erst seit kurzer Zeit von den Caboclos (Pflanzer, Gummi- und Palmfasersammler) im Tausch erworben. Doch es überraschte mich sehr, als ich beim Betreten der Surára- und Pakidái-Malokas eine große Zahl von Hähnen vorfand, aber keine Hühner[422]), obgleich sie jene ebenfalls erhalten könnten. Aber dafür besteht kein Interesse, denn die Hähne halten sie nur wegen ihres bunten Gefieders und ihres Krähens in der Morgenstunde[423]). Die meisten Familien besitzen ein bis zwei, welchen sie auch Namen geben; gefüttert werden sie von den Frauen. Tagsüber laufen dieselben frei herum, und nachts sperrt man sie in einen gemeinsamen Stall, den man neben jeder Maloka aus dünnen Stämmen und Stöcken errichtet hat. Wenn der Stamm wandert, ist es die Aufgabe der kleinen Jungen, jeweils einen Hahn in dem geflochtenen Tragkorb aus den Baststreifen der Curauá-Pflanze (s. S. 49) zu tragen. Wird nachmittags ein Behelfslager errichtet, so läßt man die Hähne frei. Die Nacht über ruhen sie auf den Ästen niedriger Bäume, meist in der Nähe ihrer Besitzer. Bevor dann am nächsten Morgen der Marsch weitergeht, werden sie wieder eingefangen und in die Körbe der Knaben gesetzt. Erwähnen möchte ich noch, daß die Surára und Pakidái niemals einen Hahn schlachten, denn er ist ja ein Hausgenosse, und außerdem glauben sie, daß Hähne und Hühner unsaubere Tiere seien, die jeglichen Schmutz fressen. Deshalb wäre der Genuß ihres Fleisches, einschließlich der Eier, für die Menschen sehr schädlich[424]).

Auch die gezähmten Wildtiere, wie Affen, Papageien, Araras und Periquitos, genießen jegliche Freiheit. Niemals habe ich es erlebt, daß man sie festbindet, wie es beispielsweise Baldus von Chacostämmen erwähnt[425]). Die Affen erklettern abends die höchsten Bäume, um in deren Kronen die Nacht zu verbringen, und auch die Vögel fliegen gelegentlich davon. Doch alle Tiere kommen zurück, weil sie ja von klein auf gezähmt wurden und an den Indianern, die sie

[418]) Alexander von Humboldt, 1860, IV, S. 189.

[419]) Zerries, 1956b, S. 151.

[420]) Termer, 1957, S. 2.

[421]) Gilmore, 1950, S. 377.

[422]) Diese werden übrigens gleichfalls *cacará* genannt.

[423]) Ehrenreich berichtet übrigens von den Ipurina, einem Aruakstamm, daß sie nur Hunde und Hähne als Haustiere halten, und letztere seien besonders als Wächter sehr beliebt gewesen. (Ehrenreich, 1891, S. 61).

[424]) Auch bei verschiedenen Karaiben- und Aruakstämmen Guayanas, wo viele Hühner gehalten werden, ißt man weder deren Fleisch noch die Eier. (Im Thurn, 1883, S. 263). Gleiches berichtet Ehrenreich von den Karajá: „Selbst das Haushuhn, welches schon seit langem im domesticirten Zustande zu den Araguayastämmen gelangt ist und sich massenhaft vermehrt, wird als Hausgenosse nicht zur Nahrung verwendet, ebensowenig wie seine Eier. Neuerdings dient es jedoch als Tauschartikel im Verkehr mit den Reisenden, die auf den ersten Ansiedlungen der Provinz Para das Geflügel mit hohem Profit absetzen." (Ehrenreich, 1891, S. 13/14).

[425]) Baldus, 1931, S. 18.

immer liebevoll behandeln, sehr hängen. Mit großer Geduld bemüht man sich, den Papageien und Periquitos das Sprechen beizubringen, und ist glücklich, wenn sich die ersten Erfolge zeigen.

11. Genußmittel

Nur zwei Genußmittel werden von den Surára und Pakidái verwandt, Tabak — *poendhs* — und ein Schnupfpulver — *epená* —. Ersterer dient dem profanen und letzteres ausschließlich dem rituellen Gebrauch.

Doch der Tabak wird nicht geraucht. Die Blätter werden im grünen Zustand zerkleinert, mit Holzasche und Wasser, resp. Speichel, vermischt und zwischen den Händen zu kleinen Rollen gedreht. Diese schiebt man dann zwischen Unter- oder Oberlippe und Zähne, wo sie ausgesogen werden. Jenem Genuß, mit dem auch ein sehr praktischer Zweck verbunden ist, denn die Indianer können dadurch den ganzen Tag im Urwald herumlaufen, ohne ein Hunger- oder Durstgefühl zu verspüren, huldigen beide Geschlechter, einschließlich der Kinder; doch ihre schönen Gesichter wirken durch die Tabakrollen recht entstellt (Abb. 41).

In derselben Weise bedient man sich des Tabaks bei den Waiká, doch hier wird, den Angaben von Zerries zufolge, die Rolle nur zwischen Unterlippe und Zähne geschoben[426] [427]). Sodann erwähnt der genannte Forscher die gelegentliche Verwendung von wildwachsenden Ersatzpflanzen, falls der Tabak einmal fehlt[428] [429]). Bei den Surára und Pakidái konnte ich eine diesbezügliche Erfahrung nicht machen, obgleich auch dort der Tabakverbrauch ungewöhnlich groß ist. Sie bauen aber in allen Waldrodungen reichlich Tabak an, und falls er auf den Feldern ihres jeweiligen Aufenthaltsortes einmal restlos abgeerntet wurde, so holen ihn die Männer von anderen, weit entfernt liegenden Roças, oder sie tauschen ihn notfalls von befreundeten Stämmen ein.

Koch-Grünberg berichtet, daß die von ihm besuchten Xiriána- und Waiká-Horden den Tabak kauen[430]). Doch aus seiner Beschreibung ist zu ersehen, daß es sich in Wirklichkeit auch um ein Aussaugen des Tabaks handelt. Auch die Arekuná am Roroima verfuhren wahrscheinlich in der gleichen Weise, obwohl Richard Schomburgk[431]) und Appun[432]) übereinstimmend von „Tabakkauen" sprechen. Bemerkenswert ist es, daß Koch-Grünberg[433]) diese Art des Tabakgenusses bei keinem Stamm im Roroimagebiet mehr beobachten konnte, denn anläßlich seiner Besuche rauchten die Männer den Tabak als Zigarren oder in kurzen englischen Pfeifen, welche aus Britisch Guayana eingeführt wurden; Frauen sah er niemals rauchen.

Wenn ich den Surára und Pakidái Zigaretten anbot, so entfernten sie anfangs stets das Papier und genossen den Tabak in der gleichen Weise wie ihren angebauten. Doch sie waren nicht sehr begeistert davon, denn für ihre Begriffe war der Zigarettentabak viel zu schwach. Mit der Zeit gewöhnten sich aber Männer und Kinder an das Rauchen[434]), Frauen dagegen nicht.

Das narkotische Schnupfpulver, ähnlich dem Yopo oder Paricá, setzt sich aus verschiedenen Ingredienzien zusammen, von denen mir neben den gerösteten und pulverisierten Paricá-Samen (*Piptadenia peregrina* Benth.) noch die zu Asche verbrannte Rinde einer wildwachsenden Mimosenart (*Mimosa acacioides ?*) — *hekurdhihend* —[435]) sowie ein angebautes Pfeffergewächs

[426]) Zerries, 1956b, S. 154.
[427]) Zerries, 1956c, S. 180.
[428]) Zerries, 1956b, S. 154.
[429]) Zerries, 1956c, S. 180.

[430]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 311.
[431]) Richard Schomburgk, 1848, II, S. 239.
[432]) Appun, 1871, S. 521.
[433]) Koch-Grünberg, 1923a, S. 57.
[434]) Hierdurch schwanden unsere Zigarettenvorräte rasch dahin, und mein Diener Mateus und ich waren danach auf den angebauten Tabak der Indianer angewiesen, welcher aber so stark war, daß wir ihn einfach nicht genießen konnten. Mateus kam jedoch auf die glückliche Idee, den Tabak mehrfach zu waschen, und anschließend ließ er ihn an der Sonne trocknen. Da wir in reichlichem Maße Zigarettenpapier mit uns führten, brauchten wir also nicht auf den gewohnten Zigarettengenuß zu verzichten. An das Aussaugen des Tabaks hätten wir uns nie gewöhnen können, denn jeder Versuch verursachte schon Brechreiz.
[435]) Hierin steckt bemerkenswerterweise das Wort, mit dem die gigantischen Tier- und Pflanzengeister benannt werden — *hekurd* — und mit denen die Männer nur mittels des Schnupfpulvers in Verbindung treten können.

(*Piperacea* sp.) — *maxarahá* — bekannt wurden[illegible]).

Genau wie das Pfeilgift wird auch dieses Pulver nur von bestimmten Männern angefertigt. Es wird in Bambusröhren — *tóra* — aufbewahrt (Fig. 28a), die man mit Blättern verschließt. Vor Gebeten, anläßlich großer Feste und vor Krankenheilungen, an denen außer dem Häuptling noch mehrere Männer beteiligt sind, schüttet man das Pulver auf einen großen, von den Xiriána überlassenen Tonteller. Von hier wird es dann in die 60—70 cm langen Schnupfrohre aus Bambus gefüllt, an deren einer Seite eine durchbohrte, längliche Palmnuß mittels Baumharz angekittet ist (Fig. 28b). An dem freien Ende ist die Nuß spitz zugeschliffen, damit sie der Mann, welcher schnupfen will, in ein Nasenloch stecken kann. Von der anderen Seite

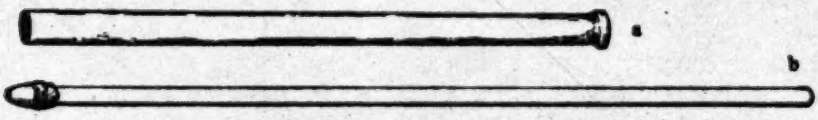


Fig. 28a Bambusröhre zum Aufbewahren des Schnupfpulvers
Fig. 28b Schnupfrohr aus Bambus

des Rohres bläst ihm dann ein befreundeter Stammesgenosse, der dabei halb in die Kniebeuge geht, das Pulver mit aller Kraft in die Nase (Abb. 44).

Schon nach wenigen Augenblicken gerät der Schnupfende dann in einen unvorstellbaren Rauschzustand, wobei er tobt, schreit, singt, tanzt und hin und her springt (Abb. 45, 46). Da ich mich, nach meiner Aufnahme in den Stamm der Surára, dieses Genusses ebenfalls unterziehen mußte, bin ich in der Lage, die Wirkung genau zu beschreiben. Ich möchte hier nur kurz andeuten, daß ich gleich danach rasende Kopfschmerzen bekam und einen starken Brechreiz verspürte, genau wie Jünglinge, welche zum ersten Mal mit dieser Droge Bekanntschaft machen. Doch kurz darauf vollzog sich in mir ein eigenartiger Vorgang, denn ich fühlte mich als Riese unter Riesen. Alle in meiner Nähe befindlichen Menschen, aber auch Hunde und Papageien, schienen plötzlich Giganten zu sein. Diese Wirkung, welche auf die im Pulver befindlichen Alkaloide zurückzuführen ist, hängt eng mit den Vorstellungen von den gigantischen Tier- und Pflanzengeistern zusammen (s. S. 92/93).

Bei den Waiká wird dieses Schnupfen in derselben Weise durchgeführt[illegible]). Auch die Tuparí[illegible]) und zahlreiche andere Stämme des westlichen Südamerikas[illegible]) frönen dieser Sitte, obgleich die Zusammensetzung des Pulvers, abgesehen von den Paricá- oder Piptadenia-Samen, scheinbar von Stamm zu Stamm verschieden ist. Cooper kommt übrigens in einer vergleichenden Arbeit über das Piptadenia-Schnupfen zu dem Schluß, daß es sich hierbei um einen „western trait" handelt[illegible]).

12. *Hygiene*

Ein regelmäßiges Baden, Waschen von Gesicht und Händen und Reinigen der Finger- und Zehennägel kennt man nicht; dies trifft auch für die Säuglinge zu, welche oft mit förmlichen Schmutzkrusten bedeckt sind. Auch die

[illegible]) Die gleiche Zusammenstellung fand Zerries bei den Waiká vor und selbst die Namen für das Pfeffergewächs stimmen nahezu überein, die Waiká nennen es „masho hara". Die Rinde der Mimose, in welcher Zerries ein Alkaloid vermutet, wird aber nur im getrockneten, bzw. gerösteten Zustand benutzt. (Zerries, 1956b, S. 154).

[illegible]) Herr Prof. Dr. Klaus Soehring vom Pharmakologischen Institut der Universität Hamburg ist gegenwärtig noch dabei, mein mitgebrachtes Pulver zu analysieren. Das Ergebnis soll später in einem Aufsatz veröffentlicht werden.

[illegible]) Zerries, 1955b, S. 665.
[illegible]) Caspar, 1953, S. 151ff.
[illegible]) Gillin, 1948, S. 855.
[illegible]) Cooper, 1949, S. 536—538 und Karte 10.

Zähne werden nicht geputzt, noch wird jemals der Mund ausgespült. Trotzdem habe ich nie einen unangenehmen Körper- und Mundgeruch an den Indianern wahrgenommen, und ihre Zähne sind bis ins hohe Alter hinein blendend weiß und gesund. Doch wenn Männer und Frauen dann beim Jagen, bzw. Sammeln einen Bach oder einen kleinen Fluß durchqueren müssen, benutzen sie gern die Gelegenheit, um ein erfrischendes Bad zu nehmen, desgleichen, wenn weibliche Stammesangehörige Wasser holen. Von Kindern und jüngeren Leuten wird ein Bad sehr geschätzt, von älteren dagegen gar nicht. Die meisten Männer können recht gut schwimmen und lehren es auch ihre Söhne; schwimmende Frauen und Mädchen bilden Ausnahmen. Durch gelegentliche Berührungen mit den Palmfasersammlern am Rio Aracá, resp. dem Personal des Indianerschutzpostens am Demini haben die Surára und Pakidái seit einiger Zeit die Seife kennengelernt, und verschiedene Indianer, vorwiegend Kinder sowie jüngere Männer und Frauen, lieben es, sich bei einem Bad damit einzuseifen. Einige Frauen waren sogar schon dazu übergegangen, ihre Hängematten hin und wieder mit Seife zu waschen. Die Seifenstücke, welche ich bei mir führte, waren daher sehr begehrt, desgleichen Parfüm und Haarwasser.

Gegessen wird nur mit den Händen (s. S. 85). War das Fleisch sehr fettig und sind die Hände völlig mit Schmutz und Fett verschmiert, so reibt man sie an einem Pfosten etwas ab und fährt sich danach ein paar Mal durch das Haar. Die Eßschalen und Töpfe werden dann mit den Resten der Mahlzeit den Hunden vorgesetzt, welche auch gleichzeitig die Arbeit des Reinigens übernehmen; gespült werden die Eßgeräte nämlich nur selten. Werden sie für die nächste Mahlzeit gebraucht, so fährt die Frau damit einige Male über das Haar. Falls jedoch noch einige Schmutzkrusten vorhanden sind, spukt sie darauf und reibt mit der Hand darüber.

Während und nach dem Essen wird häufig aufgestoßen, und nicht selten kommt es vor, daß ein Familienmitglied d[illegible]uft abläßt, oft sogar mit lautem Geräusch, was man aber, ohne Beeinträchtigung des Appetits, mit fröhlichem Gelächter quittiert. Ansonsten sieht man beide Geschlechter auch viel spucken, bedingt durch die Tabakrollen, welche sie fast ständig im Munde haben (s. S. 88).

Uriniert wird am Tage in unmittelbarer Umgebung der Maloka und nachts in die Feuerstellen. Auch Männer und Knaben urinieren, genau wie Frauen und Mädchen, stets im Hocksitz. Für größere Geschäfte gehen tagsüber alle ein Stück tiefer in die Waldrodung hinein oder gar bis zum Rande des Urwaldes. Nach der Beendigung reiben sie das Gesäß einige Male auf dem Boden hin und her oder an einem Baumstamm. Kleinkinder hält die Mutter, falls sie gerade in der Hängematte liegt, über den Rand derselben ab. Danach wischt sie mit der Hand oder dem Unterarm einige Male über das Gesäß, oder sie bedient sich, falls nötig, zur Reinigung eines Stöckchens. Das kleine Häufchen wird mit Asche oder Erde überstreut und von der Mutter in den Boden eingetreten. Hat ein Erwachsener nachts ein größeres Geschäft zu verrichten, so gräbt er dazu ein kleines Loch neben der Hängematte und schüttet dieses anschließend mit etwas Asche oder Erde zu. Alte oder kranke Personen verfahren auch am Tage in dieser Weise. Daß die Surára und Pakidái zu dem oben erwähnten Zweck nachts die Maloka nicht verlassen, ist darauf zurückzuführen, daß sie Angst vor Schlangen und Jaguaren haben, sowie vor Nonexí, dem bösen Geist, welcher Krankheiten überträgt (s. S. 96). Doch anhaltende unangenehme Gerüche sind selbst in geschlossenen Malokas nicht zu verspüren, da sie durch den aufsteigenden Rauch der ständig brennenden Feuer vertrieben werden.

Während der Menstruation benutzen die Frauen keinerlei Mittel, um das Blut aufzufangen (s. S. 66/67). Blutlachen, welche auf dem Boden zurückbleiben, verwischen sie mit den Füßen.

Im übrigen wird das Gemeinschaftshaus aber recht sauber gehalten. Ständig sieht man Männer und Frauen, die mit Besen aus Piaçabafasern fegen. Für diese Arbeit zogen beide Geschlechter recht gern die von mir als Geschenkartikel mitgebrachten Hemden und Hosen bzw. Kleider an, welche sonst durchaus nicht sehr geschätzt wurden.

VIII. Religion und Magie

1. Das religiöse Weltbild

Nach Ansicht der Surára und Pakidái ist die Erde eine Scheibe, über welcher sich der Himmel glockenförmig wölbt. Alle Macht geht von dem Monde — *Perimbó* — und von *Poré*, dem Herren des Mondes, aus, den man sich als alten Mann mit langem weißen Bart und rotbemalter Tonsur vorstellt. Gelegentlich steigt er zur Erde herab, ist aber dann für die Menschen unsichtbar.

Poré und *Perimbó* bilden also eine untrennbare Einheit, die als ewig, gerecht und gütig gilt, aber auch strafen kann, wenn es notwendig ist. Ihr wird die Entstehung der Erde und alles Lebens zugeschrieben, wobei man annimmt, daß die Schöpfungsvorgänge sowohl in direkter als auch in indirekter Weise[442]) erfolgten.

Der Mond, eine große, offene, kreisrunde Maloka, die inmitten einer Pflanzung liegt und von Wäldern, Bergen und Flüssen umgeben ist[443]), wird gleichzeitig als der Ort betrachtet, wo alle Seelen von Menschen, die nach ihrem Tode verbrannt wurden, unter *Poré* ein paradiesisches Dasein führen. Tiere, Pflanzen und Früchte gibt es hier in Hülle und Fülle, und kein Mondbewohner braucht jemals Hunger und Durst zu leiden.

Aber nur mit dem während der Verbrennung aufsteigendem Rauch kann eine Seele — *uwexik* — (identisch mit Wolke, Rauch), die sich in den Knochen befindet und bei Lebzeiten nie den Körper verläßt, dieses Paradies erreichen. Die Seelen von nicht verbrannten Verstorbenen werden zu Schatten — *petanuáki* —, welche ruhelos, ohne Speisen und Getränke, zwischen Erde, Sonne und Mond umherirren müssen[444]).

Alle Surára und Pakidái haben daher große Furcht, daß sie nach ihrem Tode einmal solche Schatten werden könnten. Deshalb bemühen sie sich auch nach kriegerischen Handlungen ihre gefallenen Stammesangehörigen zu bergen, um sie zu verbrennen. Von alten Personen wird zwar nur der Kopf verbrannt (s. S. 72), aber man glaubt, daß dies genügt, um die Seele ebenfalls zum Monde emporzuführen. Feinde verbrennt man dagegen nicht, denn ihnen wünscht man das Schattendasein.

Verbündete des Mondes sind die unzähligen Sterne, welche auch alle von Stämmen bewohnt werden[445]). Wenn eine Sternschnuppe fällt, so glaubt man, daß die Bevölkerung eines Sternes jene von einem anderen besucht.

Der Sonne wird im religiösen Leben nur eine geringe Bedeutung beigemessen. Man hält sie für ziemlich kraft- und machtlos, weil sie ja allein am Himmel steht, keine starken Verbündeten hat und wie ein Vagabund um die Erdscheibe läuft. Nur die umherirrenden Seelen unverbrannter Verstorbener beherrscht sie und bedient sich ihrer Schatten, um im Schutze derselben an Menschen, Tieren und Pflanzen den brennenden, unstillbaren Durst zu löschen. Am Schweiß, so sagten mir meine Gewährsleute, sieht man deutlich, wie sie die Flüssigkeit aus den Körpern herauszieht, und anschließend bleibt ja auch beim Mensch und Tier ein Durst- und Schwächegefühl zurück, während Pflanzen oft verdorren. Daher, und besonders aus Furcht vor den Schatten, hält man Sonnenstrahlen für gefährlich. Deshalb werden Arbeiten, bei denen man sich einer unmittelbaren Sonnenbestrahlung aussetzen müßte, z. B. Waldrodung, Feld- und Hausbau, lieber bei trübem oder sogar regnerischem Wetter durchgeführt. In letzterem Falle ergibt sich sogar ein unmittelbarer Zu-

[442]) Die Ursprungsmythe der Yanonámi stellt ein Beispiel solcher indirekten Schöpfungen dar (s. S. 113/14).

[443]) Das Bild, welches man sich von der Oberfläche des Mondes macht, entspricht der offenen nahezu kreisrunden Surára-Maloka (s. S. 11/12).

[444]) Man fühlt sich hier an die Vorstellung der homerischen Griechen erinnert, welche ja auch annahmen, daß die Toten, nachdem das eigentliche Leben fort ist, ein jammerhaftes Schattendasein führen müssen.

[445]) Die Surára und Pakidái haben keine besonderen Bezeichnungen für die einzelnen Sterne und Konstellationen. Es gibt nur zwei generelle Namen, Stern — *purimá* — und großer Stern — *purimá kreu* —.

sammenhang mit dem Monde. Auf diesem Himmelskörper steht nämlich in der Mitte jener offenen Maloka ein großer Baum. Schüttelt *Poré* denselben, kommt erst Wind auf, und danach fällt der Regen. Der Abscheu der Surára und Pakidái vor den unbarmherzigen Sonnenstrahlen der Äquatorialzone findet aber noch eine weitere reale Erklärung darin, daß sie früher, als reine Jäger und Sammler, praktisch nie aus dem ewigen Halbdunkel des Urwaldes herauskamen.

Die Ehrfurcht vor *Poré* und dem Monde ist so groß, daß es die Indianer nicht wagen, persönlich zu dieser vereinigten Höchsten Gottheit zu beten. Serras — *peatile* — sowie gigantische Tier- und Pflanzengeister — *hekurá* —[446]), die auf ihnen wohnen und sich durch übernatürliche Eigenschaften auszeichnen, sind die Vermittler. Hierfür eignen sich die Serras deshalb so gut, weil sie ja zwischen der Erde einerseits und dem Mond und der Sonne anderseits liegen. Sie werden als höhere göttliche Gehilfen betrachtet, die nach *Poré* und *Perimbó* am mächtigsten sind. Gleichzeitig sieht man sie als Oberhäupter aller auf ihnen lebenden Tier- und Pflanzengeister an. Ihre Macht ist deshalb viel größer als die der Sonne, weil es ja nur eine Sonne gibt, aber unendlich viele Serras. Doch die Haltung derselben gegenüber *Poré* und *Perimbó* ist nicht immer eine loyale. Meist stehen sie zwar auf deren Seite, wenn es zwischen ihnen aber mal zu einem Streit kommt, kann es passieren, daß sie sich für eine gewisse Zeit mit der Sonne verbünden. Die vereinigte Höchste Gottheit hat aber vorgesorgt und jede eventuelle Gefahr berücksichtigt. Denn dadurch, daß sie für die gigantischen Tier- und Pflanzengeister die Serras als Wohnsitze auserwählte, ist deren Stärke, wenn sie sich gegen *Poré* und *Perimbó* richtet, beeinträchtigt. Im Gegensatz zu den Serras sind nämlich die *Hekurá* unverbrüchlich treue Gefolgsleute der vereinigten Mondgottheiten und schützen sie, gemeinsam mit den Sternen, gegen jegliche Überfälle seitens der Sonne und deren zeitweilige Verbündete. Manchmal tritt bei einem Streit, den die Serras mit dem Monde oder mit der Sonne führen, eine Mond- bzw. Sonnenfinsternis ein, weil sich der jeweilige Himmelskörper dann vor dem anderen verbergen will, um nicht in die Auseinandersetzung hineingezogen zu werden[447]). Wird es z. B. vor einem Gewitter dunkel und beginnen Blitze zu zucken, dann ist die Sonne sehr durstig, verbirgt sich hinter den Serras und bittet um Regen. Diese geben die Bitte an den Mond weiter. Doch jener will nicht dem Wunsche der Sonne entsprechen, und schon ist ein Anlaß gegeben, daß sich die Serras und der Mond streiten. Wenn es dann donnert, hat *Poré* vor Ärger Kopfschmerzen und schüttelt schließlich doch den Regenbaum, damit der Streit ein Ende findet.

Bei den *Hekurá* handelt es sich um gigantische Prototypen aller Tier- und Pflanzenarten, welche auf bestimmten Serras leben, die für Menschen tabu sind. Jene Naturgeister werden als niedere Gehilfen von *Poré* und *Perimbó* betrachtet. Den Menschen sind sie meist wohlgesinnt, gestatten und erleichtern ihnen die Jagd, das Sammeln und den Feldbau. Doch die Männer müssen ihnen durch Gebete stets ihre Dankbarkeit erweisen, und sie dürfen Tiere und Pflanzen nicht wahllos vernichten. Hiermit hängt auch zusammen, daß alle Stammesmitglieder, Männer, Frauen und Kinder, Namen von Tieren oder Pflanzen tragen (s. S. 64/65). Dadurch ergibt sich eine Symbiose, die gleichzeitig den Beweis für das hier auftretende Alter ego — Motiv liefert. Stirbt ein Mensch, der das dritte Lebensjahr überschritten hat, so muß ein Tier oder eine Pflanze jener Gattung, deren Namen er trug, ebenfalls getötet, bzw. zum Absterben gebracht werden. Dies geschieht, damit die Seele des Toten für den langen Weg zum Monde einen Begleiter hat, der die Führung übernimmt und ihr den Eintritt in das paradiesische Totenreich erleichtert (s. auch S. 70).

[446]) Dieser Name wird abgeleitet von *hetomisse* = Himmel und *ke* = Kopf, eben.

[447]) Das Verhältnis von Mond und Sonne spielt auch in den religiösen und mythologischen Vorstellungen verschiedener anderer Indianerstämme eine besondere Rolle. In einer Mythe der Yurukaré wird es beispielsweise im Sinne des Orphaeusmotives behandelt. (Rodrigues, 1875, S. 252 ff.; d'Orbigny, 1835/47, III, S. 210).

Wenn die Häuptlinge, die ja gleichzeitig Medizinmänner sind, oder andere männliche Stammesmitglieder mit den Naturgeistern in Verbindung treten wollen, sei es bei Krankenheilungen, vor oder nach Jagdzügen, anläßlich von Dankgebeten für eine erfolgreiche Ernte usw., so lassen sie sich vorher von einem anderen Mann mittels eines Bambusrohres narkotisches Pulver in die Nase blasen und geraten unmittelbar danach in einen Rauschzustand, wobei sie sich als Riesen unter Riesen fühlen (s. S. 89). Daher ist es auch verständlich, daß sie sich während eines Schnupfpulverrausches mit den *Hekurá* identifizieren und jegliche magische Handlung mit einem sehr ähnlich klingenden Wort — *rekurá* — bezeichnen.

Vergleicht man die Glaubensvorstellungen der Surára und Pakidái mit denen der verwandten Waiká, welche von Otto Zerries, Meinhard Schuster und dem amerikanischen Missionar James Paul Barker untersucht wurden[...] [...], so läßt sich feststellen, daß sie in ihren Grundzügen weitgehend übereinstimmen.

Alle genannten Stämme glauben an ein Höchstes Wesen, *Pové*, bzw. „Omaua", und schreiben ihm die Erschaffung der Erde und aller Lebewesen zu. Dabei gibt es zwar gewisse Differenzierungen, welche aber wohl auf äußere Einflüsse zurückzuführen sind. So wird *Pové* mit dem Monde — *Pwimbé* — in Verbindung gebracht und bildet mit diesem eine untrennbare Einheit[...], während „Omaua" zusammen mit einem Helfer, „Yoaua", im westlichen Himmel lebt, wo sie auch den Regen erzeugen, indem sie das Wasser aus den beiden Himmelsflüssen gießen[...]. Demgegenüber glaubt man bei den Surára und Pakidái, daß *Pové* den Regenbaum des Mondes schüttelt (s. S. 92).

Doch dem Monde wird auch von den Waiká eine große Bedeutung beigemessen, und zwar bezeichnenderweise ebenfalls im Zusammenhang mit der Schöpfung von Menschen. Dies ist aus ihrer Urzeitlegende zu ersehen[...], welche, bis auf geringfügige Abweichungen, jener entspricht, die mir der Surára-Häuptling Hewenako erzählte (s. S. 113/14)[...]. Als weitere Parallele ist sodann auf die Beingeburten zu verweisen. Nach der Surára- und Pakidái-Version kamen die ersten vier Männer und eine Frau in gewissen Abständen aus dem Bein eines kleinen Vogels (s. S. 113), während nach jener der Waiká die erste Frau aus dem schwangeren Bein eines Mannes hervorging[...] [...]. Beiden Mythen gemeinsam ist aber der polyandrische Zug, denn die Frau bekam mit den Männern einen Knaben (Surára und Pakidái) (s. S. 113), bzw. mehrere Kinder (Waiká)[...].

[...]) Zerries, 1958b.
[...]) Zerries, 1958b.
[...]) Barker, 1953.
[...]) Diese etwas ungewöhnlich anmutende Vorstellung, in welcher Josef Haekel deshalb einen Widerspruch zu erkennen glaubt (Haekel, 1959, S. 40), ist aber auch für die Uitoto belegt, denn Preuss schreibt darüber u. a.: „Wir haben hier also den seltenen Fall, daß durch die Verbindung von Weltgott und Mondheroen eine einzige Gottheit entstanden ist, eine Art Monotheismus, wobei der es nur ganz bedeutungslose Dämonen gibt." (Preuss, 1921, S. 176). Und an anderer Stelle führt er noch aus: „Daß Mond und höchstes Wesen hier zusammenfallen, kann daher später eingetreten sein, braucht es aber nicht zu sein. Hierin haben wir sie als untrennbare Einheit." (Preuss, 1921, S. 184).

[...]) Zerries, 1958b, S. 280.
[...]) Zerries, 1958b, S. 280.
[...]) Aber bei den Waiká gibt es dienbezüglich noch eine zweite Vorstellung, welche besagt, daß die ersten Menschen im Regen zur Erde kamen (Zerries, 1958b, S. 281). Demnach müßten sie also aus dem westlichen Himmel hervorgegangen sein, wo ja Omaua lebt und den Regen erzeugt. Zerries hält es jedoch für möglich, daß jener Regen mit dem Blute des verwundeten Mondes identisch ist, und verweist als Parallele auf eine Uitoto-Mythe (Zerries, 1958b, S. 281). In dieser Mythe ist der Menstruationsblut der Tochter des Vorsteuerhauptes des Festes der Tiere als feiner kalter Regen zu sehen, was Preuss als die Flut im Kleinen deutet, welche eintritt, sobald der Dunkelmond entsteht; sie entspricht der monatlichen Regel. (Preuss, 1921, S. 113—115).
[...]) Zerries, 1958b, S. 280.
[...]) Auch für andere südamerikanische Stämme sind die Vorstellungen von Beingeburten belegt. So treten bei den Tukuna die Stammesheroen Dyoi und Epi gemeinsam mit ihren beiden Schwestern aus den durch Wespenstiche angeschwollenen Knien des männlichen Nutapa (Nimuendajú, 1952, S. 122), und bei den Uaunána, welche als Stammeseinheit leider nicht mehr existieren, glaubt man, daß Zwillinge und feindliche Indianerstämme aus den entzündeten und geschwollenen Waden des ersten Mannes Alpoim kamen (Oberg, 1953, S. 108).
[...]) Zerries, 1958b, S. 280.

In der religiösen Gedankenwelt der Waiká findet man aber auch Vorstellungen, die sehr widerspruchsvoll sind. So wird „Omaua" einerseits als Höchstes Wesen und Schöpfer der Erde und der Menschheit betrachtet und anderseits geradezu als ein Feind der Waiká empfunden, den man eng mit Fremdstämmen im Westen und den Weißen in Verbindung bringt, sowie mit deren unheilvollen Einflüssen, Krankheiten, rätselhaften Kulturgütern (Motor, Benzin etc.)[illegible]. Weiterhin ist es bemerkenswert, daß „Omaua" bei weißer und schwarzer Magie direkt angerufen wird[illegible] (die Surára und Pakidái verkehren mit *Perí/Perimbó* nur über Vermittler), und daß bei ihm ein kannibalisches Wesen, „Omayali", lebt, welches nach Zerries vermutlich eine Hypostase des ersteren darstellt[illegible]. Er glaubt jedoch, daß es sich bei „Omaua — Omayali" um Importgut aus einem anderen Kulturbereich handelt, und führt von Aruak-Stämmen Nordwestbrasiliens sowie von Karaiben Guayanas entsprechende Parallelen an[illegible], welche von Haekel noch erweitert werden[illegible]. Der letztgenannte Gelehrte stellt dann die Frage: „Fehlte nun aber den Waika vor dieser Fremdbeeinflussung die Vorstellung von einem Höchsten Wesen?"[illegible]. Daran knüpft er die Vermutung, daß ihnen eine Hochgottvorstellung im Sinne ihrer verwandten Surára und Pakidái bekannt gewesen sein könnte, da ja in den genannten Volksgruppen der Mond, bzw. der Herr des Mondes gelegentlich auf die Erde herabsteigt, und als weitere Verbindung führt er die Vorstellung von einem himmlischen Paradies der Seelen an[illegible]. Sodann weist Haekel darauf hin, daß die Surára und Pakidái sowie die Waika in religiös-mythologischer Hinsicht auffallende Ähnlichkeit mit den nachstehend aufgeführten Karaiben-Stämmen zeigen[illegible], wobei jedoch zu bemerken ist, daß manche das Höchste Wesen mit dem Mond und andere mit der Sonne in Verbindung bringen[illegible]: Kachuyana (Kashuiéna) (selbst der Name des Höchsten Wesens lautet hier sehr ähnlich, Purá)[illegible], Barama[illegible], Kalina[illegible], Wajana (Oyana)[illegible], Makiritare[illegible].

„Die angedeuteten Parallelen", so führt Haekel hierzu aus, „zwischen Yanoama und Kariben machen jedenfalls auf eine Reihe von Problemen aufmerksam, von deren Lösung wir heute allerdings noch weit entfernt sind. An der Wahrscheinlichkeit von historischen Beziehungen wird man wohl kaum vorbeisehen können. Wer waren aber nun die „Gebenden", wer die „Nehmenden"? Daß die Surara-Pakidai und Waika in der Einflußsphäre karibischer Stämme liegen, ist offensichtlich, doch besteht meines Erachtens keine Berechtigung, bei den zutage tretenden Anklängen bloß an Einwirkungen von Seiten der Kariben denken zu wollen. Es wäre auch in Betracht zu ziehen, daß sowohl Yanoama als auch Kariben gemeinsam an einem älteren Substrat partizipierten"[illegible]. Hierin stimme ich mit Haekel vollständig überein. Auch seine gewissen Bedenken teile ich in bezug auf die ausgesprochen westliche Orientierung der Waiká-, resp. Yanonámi-Kultur[illegible], welche von Zerries vertreten wird[illegible]. Vieles spricht zwar dafür, u. a. eine bestimmte Form des Endokannibalismus und das rituelle Schnupfen eines narkotischen Pulvers. Als weiterer Beweis könnte auch die Tatsache gewertet werden, daß man bei den Ipurina am Rio Purús den Mond — „pati" — als Höchstes Wesen und „Vater" verehrt, der die Früchte wachsen läßt[illegible]. Ehrenreich glaubt jedoch in diesem Falle, daß eine christliche Beeinflussung vorliegt. Auch bei den Sáliva im südlichen und östlichen Kolum-

[illegible]) Zerries, 1958b, S. 286.
[illegible]) Zerries, 1958b, S. 286.
[illegible]) Zerries, 1958b, S. 280.
[illegible]) Zerries, 1958b, S. 286.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 41.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 42.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 42.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 43.

[illegible]) Haekel, 1959, S. 35.
[illegible]) Kruse, 1955, S. 424 ff.
[illegible]) Polykrates, 1957, S. 138ff.
[illegible]) Gillin, 1936, S. 155ff.
[illegible]) de Goeje, 1943, S. 26ff.
[illegible]) Ahlbrinck, 1956, S. 26.
[illegible]) Cruxent, 1953, S. 325ff.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 43.
[illegible]) Haekel, 1959, S. 43/44.
[illegible]) Zerries, 1953a, S. 81.
[illegible]) Ehrenreich, 1891, S. 72.

hier findet man gewisse Züge in der Religion und Mythologie, die an jene der Yaruroani und Karaiben erinnern, und das von ihnen verehrte Höchste Wesen heißt „Pura"[illegible], ein Name, der sehr ähnlich klingt wie *Pure* und „Puri". Sodann weist Hackel noch darauf hin, daß die Religion der Sáliva eine betonte Übereinstimmung mit den benachbarten arawakischen Achagua zeigt[illegible], die von Hernandez de Alba beschrieben wurde[illegible]. Außerdem ist zu erwähnen, daß die Guahibo-Indianer am venezolanischen Ufer des Orinoco ihre Gottheit Pursuimoli nach Zerries von den Achagua, bzw. Sáliva übernommen haben[illegible].

Aber auch in den östlichen Regionen Guayanas finden sich bedeutsame Parallelen in bezug auf die religiösen und mythologischen Vorstellungen der genannten Yaruroani. Auf die Kachuyana und ihr Höchstes Wesen Puré wurde bereits hingewiesen (s. S. 94). Noch stärker ausgeprägt sind sie bei den Warrau. In ihrer Hondmythe von „Aboré" und „Wowtáh" hat der Hond den Charakter eines Kulturheros[illegible], genau wie bei den Sorára und Pakidái; außerdem ist die Übereinstimmung der Namen Aboré und *Pure* besonders groß. Auch die Verwandtschaft mit Kultgegenständen führt man jeweils auf die Gottheiten zurück. In der Warraumythe heißt es sogar, daß Aboré vor Wowtáh in das Land der Weißen flüchtete, von wo aus er seine Stammesangehörigen mit Importartikeln versorgte[illegible].

Auch die Vorstellung, daß es von jeder Tier- und Pflanzengattung gigantische Prototypen gibt, existiert bei anderen südamerikanischen Stämmen. Zerries hat hierüber bereits zusammenhängend gearbeitet und mehrere Forscher zitiert, die gleiche oder ähnliche Anschauungen für verschiedene indianische Völkerschaften belegten, u. a. Arawak, Maya, Stämme des Chaco, Karaiben in Guayana (Arekuná-Taulipang), Cavina- und Tucupaya-Indianer Nordostboliviens, Cayapa in Ecuador und Yaruro in Venezuela[illegible].

[illegible] H. v. Wahlis-Wahlenberg, 1908, S. 408.
[illegible] Hackel, 1930, S. 436ff.
[illegible] Hernandez de Alba, 1948, S. 400ff.
[illegible] Zerries, 1954b, S. 130.
[illegible] Beckl, 1880, S. 36.
[illegible] Beckl, 1880, S. 84f.
[illegible] Zerries, 1951, S. 140/50.

Besonders die Auffassung der Yaruro zeigt nach Petrullos Beschreibung übereinstimmende Parallelen[illegible]. Für den Karaibenstamm Arekuná bezeugt Koch-Grünberg zwar keine gigantischen Pflanzengeister, aber ihre Vorstellung von den Tiergeistern ist sehr ähnlich; sie werden hier „Pudale" — Vater genannt[illegible].

Vergleicht man danach die Mythen, welche vom Geschehen auf der heute geschaffenen Erde handeln, so fällt auf, daß bei den Wahó die Verwandlungen von Menschen in Landtieren einen breiten Raum einnehmen[illegible]. Dasselbe ist auch bei den Sorára und Pakidái der Fall, doch dann kommen noch solche der Tiere selbst, und zwar werden stets kleinere in größere verwandelt (s. S. 115). Die Mythe von der Erschaffung des Amerikaners, in welcher Omama bzw. *Pure* einen Kaum in jenes Tier verwandelt, der mit seiner Schwiegermutter Inzest begangen hatte, ist den Wahó[illegible] sowie den Sorára und Pakidái in gleicher Fassung bekannt (s. S. 115).

Gleichfalls synonym ist das System der Spielgeister von Tieren und Pflanzen, *kobowi* (Sorára und Pakidái) resp. „kobode" (Wahó)[illegible], welches eng mit dem Medizinmannwesen verbunden ist.

Von Interesse sind schließlich noch Vergleiche über die Vorstellung der menschlichen Seele. Sie kann jeweils vor dem vom Monde (Sorára und Pakidái) bzw. Himmel (Wahó)[illegible] emporsteigen, wenn die Leiche verbrannt wird, dann ihr Name *nawili* (Sorára und Pakidái) resp. „nabolobo" (Wahó)[illegible] ist mit dem für Wolke, Rauch identisch. Nach Ansicht der Sorára und Pakidái bohnnet sich die Seele in den Knochen (s. S. 75)[illegible]. Deshalb verbrennen sie auch vor

[illegible] Petrullo, 1939, S. 135.
[illegible] Koch-Grünberg, 1923a, S. 189.
[illegible] Zerries, 1954b, S. 189.
[illegible] Zerries, 1954b, S. 189.
[illegible] Zerries, 1954b, S. 189/90.
[illegible] Zerries, 1954b, S. 199.
[illegible] Hierzu erinnern sie mit vielen anderen Stämmen Kaum, dazu in seinem Aufsatz „Die Anthropologie der südamerikanischen Indianer" schreibt Koch (Grünberg): „Aus allen diesen Gebräuchen geht hervor, daß der Indianer, weiblich das Körperliche von dem Geistigen zu trennen, die Knochen, die nach der Bestattung des Leibes allein noch übrig bleiben, als den eigentlichen und letzten Sitz der Seele betrachtet." (Koch (Grünberg)), ebda, S. 69.

die Skelett ihrer Totem, denn wenn das Fleisch noch vorhanden, so könnte die Seele ja nicht völlig genug herauskommen. Auch das zurückbleibende Trinken der Knochenasche, entsühnlich des jährlich stattfindenden Totemtanzes, bringt mit der Vorstellung zusammen, daß darin noch lebtätigende Bestandteile der Seele vorhanden sind. Bezüglich der Wahl schreibt Zweiter in diesem Zusammenhang: „Allerdings konnten wir die Vorstellung einer Knochenseele bei den Wahia nicht feststellen, wenn wir von der Verbindung zwischen Knochenasche und Seele absehen"[...]. Zweiter hebt auch hervor, daß die Seele nach Ansicht der Wahia nur dem Menschen eigen sei, nicht aber dem Tier[...]. Nach den Aussagen der Sukuma- und Pakisii-Häuptlinge soll aber die menschliche Totemseele anläßlich ihrer Wanderung vom Monde von einer gleichnamigen Tierseele oder pflanzlichen Totemseele begleitet sein, die als Führer dient (s. S. 70/71). Von Kindern nimmt man bei den Sukuma und Pakisii an, daß sie bis zum vollendeten 3. Lebensjahr ohne Seele sind, weil sie ja unlängst von der Mutter geziert worden und daher noch zum Fleisch und Blut gerade nur Seele dazuzählen gehören (s. auch S. 64 und 73). Wahia-Kinder erhen ihre Seele erst erst nach der Vollendung des 6. Lebensjahres bekommen[...].

2. Krankheiten

a) Allgemeines

Alle Krankheiten werden bösartigen Zauberkräften, besonders jenen der Wahia, angeschrieben[...]. Als Überträger bedienen sich derselben den Gewöhnlichen (*Thermopsis barypsis* L.) und der Fledermaus. Beide Tiere bezeichnet man deshalb generell als — *mwazi* —, d. h. bösen Geist oder Krankheitsgeister[...] [...]. Wird solch ein Tier erblickt, tötet man es sofort, um dadurch ein Unheil zu verhüten. Außerdem wird angenommen, daß mit dem Tode derselben auch ein bösartiger Medizinmann, der ihm ja zeitweilig innewohnt, sein Leben ausgehaucht hat. Die Pflanzenteilen des Gewöhnlichen werden deshalb für einige Tage als Trophäe in die Hütte gebracht (s. S. 46).

Ist ein Stammesangehöriger erkrankt, so kann man ihn nur dadurch helfen, daß der Häuptling, welcher bei den Sukuma und Pakisii zu gleicher Zeit Medizinmann ist, und seine Gehilfen versuchen, die Krankheit zu den Feinden zurückzuschleudern. Dies kann aber nur im Schnupfpulverrausch und unter Anrufung der *Mizimu* erfolgen, und zwar am allerbesten in der Nacht bei Mondschein[...]. Den ganzen Tag über haben meist schon ein bis zwei oder mancherlei auch mehrere Männer einleitende Halbrausche durchgeführt. Für alle Krankheiten gibt es ganz bestimmte Texte, Melodien und Tanzschritte, die den jungen Männern in einem zweiwöchigen Kursus von ihrem jeweiligen Häuptling beigebracht werden (s. S. 67/68). Wenn der Patient trotz aller aufgewendeten Mühen stirbt, so ergibt man sich einem gewissen Fatalismus, weil dann eben die Kraft des bösartigen Medizinmannes stärker war[...].

Aus den genannten Gründen gibt es nur eine suggestive Therapie, die durch Fasten und eine Behandlung mit kaltem Wasser ergänzt wird. Im letzteren Falle muß ein Kranker, auch bei bösartigem Fieber, viel Wasser trinken und im eingegrabenen Pfuhl oder Bach häufige Bäder nehmen. Man setzt ihn auch gern dem strömen-

[...] Zweiter, ebda., S. 105.

[...] Zweiter, ebda., S. 109.

[...] Zweiter, ebda., S. 108.

[...] Die Vorstellung, daß Krankheiten von Zauberkräften verursacht werden, ist in Südamerika so weit verbreitet, daß ich aus der großen Zahl von Belegen nur zwei Autoren zum Vergleich anführen möchte: Roth, 1903, S. 308; Koch-Grünberg, 1909, S. 290.

[...] *Mizimu* ist aber auch der spezielle Name des Gewöhnlichen.

[...] Das gleichen Namen „*mwazi*" oder „*mwizi*" bedeutet Zweiter für die Wahia. Doch dient bezeichnend damit die Schlechtmenschen oder den Alter ego. (Zweiter, 1908, S. 108).

[...] Die *Mizimu* sind die Vermittler zwischen den Menschen und dem verstorbenen Mächtigen. Wesen *Pori*(*Pyrinoid* (s. S. 108).

[...] Gleichen, besonders auch Koch-Grünberg, von den Arekuná-Taulipang (Koch-Grünberg, 1909, S. 200), Richard Schomburgk von den Waiwai (Richard Schomburgk, 1847, S. 378) und Brazilien sowie Quesada von den Cuiba und Arowaken (Brazilien, 1703, S. 108/9); Quesada, ebda., S. 108, um nur einige Parallelen zu erwähnen.

den Regen um (Abb. 49), da man annimmt, daß derselbe Heilkräfte in sich birgt, weil er ja vom Regenhaum des Mondes kommt (s. S. 91). Kranke, die jedoch schon zu schwach sind und ihre Hängematte nicht mehr verlassen können, übergießt man in regelmäßigen Abständen mit kaltem Wasser[...].

Während meines verschiedenartigen Aufenthalts unter den Sanéma und Palidéi traten dort folgende Krankheiten auf: Grippe, Lungenentzündung, Malaria, Windpocken und ein gastrisches Fieber; zum Glück verlief aber keine tödlich[...]. Doch die beiden an Lungenentzündung erkrankten Sanéma-Frauen, anfangs eine junge, Xamamí, die Frau von Kúrikayawö, dem jüngeren Bruder des Häuptlings, später eine ältere, Xanimá, die etwa 47 Jahre alte Mutter von Anyarawö (s. S. 57/58), und ein etwa 12 Jahre älter Junge, Xanawö (s. S. 58), wären wohl ohne mein mitgeführtes Penicillin nicht lebend davon gekommen, denn trotz der unermüdlichen Kuren des Häuptlings und seiner Gehilfen verschlimmerte sich deren Zustand von Tag zu Tag. Im ersten Fall erbaten mir der Häuptling Hewanáo und der Ehemann Kurikayawö schließlich, daß ich Xamamí an zwei aufeinanderfolgenden Tagen je eine Penicillin-Injektion in den Oberarm gab, wodurch sich schlagartig eine Besserung bei ihr einstellte[...]. Im zweiten und dritten Fall bat mich der Häuptling, nachdem auch diesmal seine Heilversuche nicht zum Erfolg führten, sogar darum, den Patienten „Penicillina" zu geben.

[...] Die Behandlung mit kaltem Wasser ist in Südamerika weit verbreitet. Allerdings Vergleichsfall möchte ich die Kashibó-Indianer im nordöstlichen Chaco anführen, bei denen der Zauberarzt die Kranken in dreifaches Wasser zu baden versucht. (Becher, 1955, S. 145).

[...] Nur der Palidéi-Jüngling Hakorúwaxiwéi starb nach dem Biß von einer Pequeno-Palme, wobei er sich wahrscheinlich innere Verletzungen zugezogen hatte (s. S. 96).

[...] Diese Heilung erhielte mein Assistent angeboten, so daß ich dennoch angebracht in den Stamm der Sanéma eingeführt wurde und zwischen den großen Tatsachenangelegenheiten auch die mit der Kranken-Behandlung verschiedener Angehöriger verschiedene Bemerkungen [illegible] (s. S. 108). Wäre die Frau jedoch nach der Injektion gestorben, so hätte der Häuptling böse Folgen für mich haben können.

Von den verschiedenen Kuren, denen ich beiwohnen durfte, möchte ich nachstehende zwei Behandlungen ausführlich schildern:

b) Zauberkur (Rabaré) für Xamamí:

Xamamí, die junge, schöne Frau von Kurikayawö, war ganz plötzlich erkrankt. Sie hatte hohes Fieber, lag apathisch in ihrer Hängematte und klagte über starke Brustschmerzen. Ihr Mann, der den ganzen ersten Tag in rührender Anhänglichkeit bei ihr blieb, er saß neben ihr oder lag in seiner Hängematte, führte sie mehrmals zu dem nahegelegenen kleinen Fluß, worin sie stets längere Zeit verweilte und in reichlichem Maße trank. Essen durfte sie nichts, doch sie hatte auch kein Verlangen danach. In der Nacht schien das Fieber zu steigen, denn sie phantasierte viel und fand keinen festen Schlaf. Am nächsten Tag fühlte sie sich noch schlechter. Dreimal brachte sie ihr Mann am Vormittag und ebenso oft am Nachmittag zu dem Fluß, ohne daß nach den Bädern und dem Trinken eine Besserung eintrat. Am Mittag des dritten Tages begann dann der Ehemann, zusammen mit zwei anderen Männern, die erste Spezialkur. Zuerst malten sich Kurikayawö und der zweite Teilnehmer mit Urucu schlangenförmige Linien in das Gesicht und auf den Körper, während sich der dritte vollständig mit Ruß einrieb. Danach blasen sich alle drei gegenseitig Schnupfpulver in die Nase und gerieten schon nach wenigen Augenblicken in Ekstase, indem sie wie wild um die in ihrer Hängematte liegende Kranke herumsprangen, laut schrien und gestikulierten. Doch dann verfiel die Kur nach ganz bestimmten Richtlinien. Der völlig schwarz gefärbte Mann stellte symbolisch den Krankheitsgeist — *xamaxí* — dar, den ein feindlicher Medizinmann in den Körper der Kranken gezaubert hatte, und die beiden anderen Männer, die sich jetzt mit den *Rabaré* identifizierten (s. S. 92), führten gegen ihn einen Schattenkampf. Anfangs waren sie mit großen Stöcken bewaffnet und schlugen auf „*xamaxí*" ein, um diesen zu töten. Doch er wehrte sich mit allen Kräften. Dann schleuderten sie Pfeile auf ihn, die er aber zurückwarf. Hierauf stützten sich der

Krankheitsgeist einen Tragkorb auf den Kopf, der ihm plötzlich herunterfiel. Sofort schlugen die zwei anderen Männer mit ihren Stöcken ganz heftig auf den Korb, um der Krankheit den Garaus zu machen. Alle Bewegungen wurden in einem Tanzrhythmus, zwei Schritte vor und einer zurück, durchgeführt, wobei die „*Hekurá*" ununterbrochen die Worte ho-he-hi-ha-ik, ho-he-hi-ha-ik sangen, während „*Nonezi*" zwischendurch schrille Laute von sich gab. Erst spielte sich der „Kampf" in einiger Entfernung von der Kranken ab, doch während der „Auseinandersetzung" näherten sie sich ihr. „*Nonezi*" tanzte nun allein am Kopfende von Xunamí, und die beiden „*Hekurá*" strichen über den Körper der Kranken und sangten daran. Danach erbrachen sie sich und einer nahm plötzlich einen Stein und der andere ein Stück Holz aus dem Mund. Mit schrillen Schreien warfen sie diese Gegenstände fort, wobei sich „*Nonezi*", der noch am Kopfende der Patientin verharrte, duckte und laut zu wimmern begann. Mit dem Stein und dem Stück Holz wollte man die Krankheit zu den Waiká schleudern. Hierauf begann erneut das Schreigefecht zwischen „*Nonezi*" und den „*Hekurá*", oftmals unterbrochen durch Saugen und Streichen an dem Körper der Kranken, die alles völlig willenlos über sich ergehen ließ. Zwischendurch blasen sich die Männer immer wieder Schnupfpulver in die Nase. Vier Stunden lang wurde die Kur durchgeführt, doch bei Xunamí war noch keine Besserung festzustellen, sondern eher eine Verschlechterung. Man setzte nun die Kranke vor ihre Hängematte auf den Boden, und zwei andere Männer, diesmal nur personifizierte *Hekurá*, führten im Schnupfpulverrausch die Kur weiter, indem sie um die Frau herumtanzten, sangen und laut schrieen. Zwischendurch bestrichen sie Xunamís Körper und sangten kleine Steine heraus, die sie bespuckten, beleckten und danach an ihrem eigenen Körpern rieben, bevor sie dieselben unter schrillen Schreien fortschleuderten. Hin und wieder schlugen sie auch mit den Händen und Füßen aus und bedrohten einen unsichtbaren Feind. Gelegentlich spuckten sie auch und traten mit Gebärden des Abscheus auf das Spuckum. Danach wurde die Patientin wieder in ihre Hängematte gelegt und mit kaltem Wasser übergossen.

Infolge des hohen Fiebers und durch das lange Fasten war Xunamí schon sehr geschwächt. Doch in der kommenden Nacht sollte nun eine ganz große *Rekurá* (magische Kur; s. auch S. 96) durchgeführt werden, und zwar vom Häuptling Hewemáo und acht Gehilfen. (Der Häuptling greift erst dann ein, wenn die Tageskuren einzelner Männer ergebnislos waren). Gleich nach dem Einbruch der Dunkelheit versammelten sich die Männer, von denen acht, einschließlich des Häuptlings, ihr Gesicht und den Körper mit roten, schlangenförmigen Linien bemalt hatten und der neunte mit Ruß schwarz gefärbt war. Ein Stück abseits von der Kranken bildeten sie einen Kreis um den in der Mitte stehenden großen Tonteller, auf dem sich das Schnupfpulver befand. Hiervon bliesen sie sich gegenseitig erhebliche Mengen in die Nase und tanzten danach laut singend und schreiend im Kreise herum. Dadurch sollte, wie mir der Häuptling später erklärte, der Kontakt mit den Hekurá hergestellt werden. Diese Vorbereitungen währten etwa eine halbe Stunde. Darauf näherten sie sich tanzend und singend der Kranken. Diese stand diesmal vor der Hängematte, gehalten von dem Ehemann, der seine Arme unter den ihrigen durchgesteckt und über ihrer Brust gefaltet hatte, denn sie war schon nicht mehr in der Lage, allein zu stehen. Laut schreiend tanzten die Männer mehrmals um sie herum und sprangen dann in das innere Rund der großen, offenen Maloka, wo sie mit Ingrimm unsichtbare Gegenstände fortschleuderten. Dann spuckten sie auf dieselben und trampelten wütend auf jenen imaginären Objekten herum, wobei sie laute Drohungen gegen die Waiká ausstießen. Hierauf tanzten und sprangen sie in einem scheinbaren Durcheinander zwischen der Kranken, deren Körper sie jeweils einige Male bestrichen, und dem inneren Hof der Maloka hin und her, wobei sie ab und zu laut schrieen, wilde Sprünge ausführten und sich dabei im Kreise drehten. Immer wenn sie außerhalb des Wohnteiles kamen, warfen sie erneut unsichtbare Gegenstände von sich. Dieses Tanzen, Springen und Schreien, die Bewegungen des

Fortwerfens, in die Kniebeuge gehen, mit den Händen nach vorn und oben zeigen, erschien wie ein Wirwarr, und der dabei vollführte Lärm war unbeschreiblich. Anschließend tanzten der Häuptling und sein Bruder, die Kranke wurde währenddessen von einem anderen Mann gehalten, für etwa 40 Minuten allein um dieselbe herum. Sie bliesen nach ihr und saugten am Körper, wobei sie ihn gleichzeitig massierten. Abwechselnd sprangen sie dann einige Meter zurück und warfen imaginäre Gegenstände von sich. — Die acht Medizinmannsgehilfen hatten sich inzwischen ein Stück von der Feuerstelle entfernt. Der mit Ruß gefärbte Mann lag auf dem Boden, symbolisch den bösen *Nosexi* darstellend, während die anderen sieben, welche sich, genau wie der Häuptling und sein Bruder, mit den Hekurá identifizierten, um denselben herumtanzten und -sprangen. Dabei stießen sie mit den Füßen nach ihm, sprachen Schimpfworte aus, drohten mit den Fäusten und schlugen auf ihn ein. Plötzlich versuchte „*Nosexi*" zu fliehen, doch die anderen Männer holten ihn rasch wieder ein und warfen den „bösen Krankheitsgeist" erneut zu Boden. Man beklopfte seinen Körper, saugte daran und spuckte über ihm aus. Ja, man schlug sogar symbolisch mit Stöcken auf denselben ein. Dann wurde ein 2 kg schwerer Stein auf den Leib von „*Nosexi*" gelegt, nach kurzer Zeit wieder aufgenommen und fortgeschleudert. Hierauf verstummte mit einem Male der Höllenlärm. Der Häuptling Hewemão hockte völlig in sich versunken vor der Kranken. Hinter ihm kauerte sein Bruder Kurikayawö, der ihm über den Körper und den Kopf strich und leicht seinen Rücken beklopfte. Es herrschte ein völliges Schweigen, nur das Stöhnen des Häuptlings und der Kranken war zu vernehmen, welches oft durch laute Seufzer des ersteren unterbrochen wurde. Die übrigen sieben „*Hekurá*" hockten indessen schweigend um den liegenden „*Nosexi*" herum. Die Kranke saß nun zwischen den Beinen jenes Mannes, der sie bisher gestützt hatte. Nach der Sammlung des Häuptlings, die etwa 30 Minuten währte, bildeten alle Teilnehmer der *Rahurá* einen Kreis um Xunamã. Der Häuptling kauerte sich ihr direkt von Angesicht zu Angesicht gegenüber und begann laut mit einer wunderbaren Baritonstimme zu singen, während die übrigen acht Mann, mit Ausnahme des „*Nosexi*", im Chor einstimmten. Es war ein mehrstimmiger Gesang und so melodisch, daß er auf mich wie ein Orgelklang wirkte. Ab und zu standen die Medizinmannsgehilfen auf und gingen singend um die Patientin herum, während ihr der Häuptling vom Kopf bis zu den Füßen über den Körper strich, sie massierte, beklopfte und an ihr saugte. Danach spuckte er jeweils imaginäre Gegenstände aus, wobei die anderen Männer stets in laute Ah- und Oh-Rufe ausbrachen. Dieser Chorgesang und die dabei durchgeführten Handlungen währten ca. drei Stunden. Anschließend saugte Hewemão besonders heftig an Xunamãs Körper, wobei seine Hände an ihr immer von oben nach unten strichen. Mit einem Male befanden sich ein etwa 2 kg schwerer Stein in seiner rechten Hand und drei kleine Steine, zwei Stückchen Holz und zwei Fingernägel in seiner linken. Alle Objekte hatte er aus ihrem Körper gesaugt und schleuderte sie nun, unter lauten Ah- und Oh-Rufen seiner Gehilfen, mit Gebärden des Abscheus fort. Während dieses Saugens und Bestreichens schwoll der Chor aller im Kreise stehender „*Hekurá*" zu einer ungeheueren Stärke an und ebbte erst wieder ab, nachdem sich Hewemão langsam zurückgezogen hatte, denn seine Arbeit war zunächst beendet. Er war in Schweiß gebadet und legte sich völlig erschöpft in seine Hängematte, wo ihn seine beiden Frauen mit einer nahrhaften Mahlzeit, bestehend aus gebratenem Tapirfleisch, Maniokfladen und einem Bacabagetränk, versorgten.

Doch die Kranke war auch nach dieser fünfstündigen Kur noch nicht erlöst. Von 23.00 bis 1.00 Uhr führten der Ehemann und die Medizinmannsgehilfen dieselbe weiter, und zwar in der gleichen oben beschriebenen Weise. Die Hauptsache waren der Chorgesang und das schreitende Tanzen, dazu kamen gelegentliches Sitzen, Bestreichen der Kranken, Saugen, drohende Handbewegungen zu einem unsichtbaren Gegner, Ausspeien usw. Um 1.00 Uhr schieden zwei weitere Männer aus, u. a. der Ehemann. Dieser hob jetzt seine Frau auf und legte sie in ihre

Hängematte, dann kauerte er sich daneben und stützte ihr zärtlich den Kopf. Noch etwa zwei Stunden lang sangen und „kurierten" die Medizinmannsgehilfen weiter und danach bis gegen 3.00 Uhr einer allein. Erst dann konnte sich die kranke Frau für kurze Zeit der wohlverdienten Ruhe hingeben[88]). Von den übrigen Stammesangehörigen schauten viele dieser Zauberhandlung zu, vor allem Frauen, die dabei leise weinten. In einem etwas größeren Abstand kauerten sie im Halbkreis und beobachteten die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit, jedoch nur, solange der Häuptling in Tätigkeit war. Als er seine Arbeit beendet hatte, verschwanden auch nach und nach die Zuschauer.

Leider blieben in diesem Falle alle aufgewandten Mühen ohne Erfolg, und Hewemão gestand mir am nächsten Tag, als es der Kranken noch viel schlechter ging, daß diesmal die Kraft der Waiká-Medizinmänner ungewöhnlich groß sei. Daraufhin schlug ich ihm vor, daß ich Xunamí Penicillin-Injektionen geben wolle. Nach längeren Beratungen mit dem Ehemann und anderen männlichen Stammesangehörigen willigte er, wenn auch mit Bedenken, ein, und das Glück stand sowohl der Kranken als auch mir zur Seite. Von diesem Augenblick an wurde der Name Penicilina (portugiesische Schreibweise) zu einem Zauberwort, denn es hatte ja dazu beigetragen, die Krankheit fortzuschleudern. Hewemão bat mich sogar, daß ich ihm beim nächsten Besuch recht viel davon mitbringe.

c) Zauberkur (*Rehurd*) für Xanimá:

Xanimá, die etwa 47 Jahre alte Mutter von Anyarawë (s. S. 58), war seit fünf Tagen an Windpocken erkrankt und hatte ständig hohes Fieber. Anfangs führte man auch bei ihr die Wasserkuren durch, d. h. sie mußte im Fluß ständig Bäder nehmen und viel Wasser trinken; bei zunehmender Schwäche blieb sie in der Hängematte liegen und wurde mit kaltem Wasser übergossen. Danach gab es Scheingefechte zwischen zwei „*Rehurd*" und dem bösen, schwarzgefärbten Krankheitsgeist „*Nowazi*".

Als keine Besserung eintrat, veranstalteten der Häuptling Hewemão und acht Gehilfen wiederum eine große, jedoch diesmal etwas abweichende nächtliche *Rehurd*, weil es sich ja um eine andere Krankheit handelte[89]). Zuerst bildeten die Männer, acht hatten sich rote schlangenförmige Linien auf Gesicht und Körper gemalt und einer war schwarz gefärbt, im Schein der Feuerstelle wieder einen Kreis um den in der Mitte stehenden großen Tonteller, auf welchen man Schnupfpulver geschüttet hatte. Sie füllten reichlich davon in ihre Schnupfrohre und bliesen es sich gegenseitig in die Nase, worauf schon nach wenigen Augenblicken der Ekstasezustand eintrat. Die Männer hüpften mehrmals um ihre eigene Achse und stürmten, auf einen Zischlaut des Häuptlings, mit anhaltend schrillen Schreien, die in den verschiedensten Tönen erfolgten, auf die Kranke zu. Sie wirkten wie eine wilde Horde, denn die Teilnehmer überschrieen sich, hüpften vor und zurück, drehten sich im Kreise, gingen in die Kniebeuge, sprangen in die Höhe und drohten mit den Fäusten gegen einen unsichtbaren Feind. Nach einem erneuten Zischlaut Hewemãos stellten sie sich im Kreis um die in ihrer Hängematte liegende kranke Frau, und jeder Mann legte beide Hände auf die Schultern des vor ihm stehenden. Mit wiegenden Tanzschritten, zwei vor und einer zurück, wobei sie ho-he-hi-ha-ík, ho-he-hi-ha-ík sangen, liefen sie längere Zeit um die Patientin herum. Dann zischte Hewemão zum dritten Mal, worauf der Gesang verstummte. Hierauf stimmte der Häuptling einen melodischen Gesang an, den die Gehilfen durch Summen untermalten. Währenddessen bewegten sie sich weiter wiegenden Schrittes um die Kranke, wobei die Hände nach wie vor auf den Schultern des jeweiligen Vordermannes lagen. Nach 15 Minuten zischte Hewemão erneut, und jetzt legte man die Hände gekreuzt auf die Schultern des Vorauschreitenden. Gleichzeitig fielen alle Männer in den Ge-

[88]) Hat sich bei Patienten die Krankheit sehr verschlimmert, so hält man sie möglichst wach, um ihr Leben nicht entfliehen zu lassen. Denn wenn sie einschlafen, so könnte der Tod von ihnen Besitz ergreifen.

[89]) Wie schon oben erwähnt (s. S. 96), gibt es für jede Krankheit ganz bestimmte Texte, Melodien und Tanzschritte.

sang des Häuptlings ein, und zwar wurde wieder mehrstimmig gesungen. Dieser Chorgesang, in Verbindung mit dem schreitenden Tanz, währte weitere 20 Minuten. Danach stellten sich der Häuptling und sein Bruder Kurikayawö am Kopfende der Patientin einander gegenüber und stimmten einen Wechselgesang an. Am Fußende hockten zwei Gehilfen, die sich ebenfalls anschauten und leise summten. Ein Stück hinter dem Kopfende tanzten zwei weitere Gehilfen mit zugewandten Gesichtern vor und zurück, welche ebenfalls summten und gelegentlich vogelartige Laute ausstießen; mit den Händen fuhren sie häufig durch das Kopfhaar und strichen sie danach regelmäßig über das Gesäß nach unten. Die restlichen drei Männer, zwei rotbemalte und der eine schwarzgefärbte, d. h. zwei „*Hekurd*" und „*Nonazi*", führten währenddessen hinter dem Fußende von Xanimá ein Scheingefecht durch, in ähnlicher Weise, wie es bereits auf S. 99 geschildert wurde. Inzwischen hatte die Schwiegertochter der Kranken dieselbe aufgerichtet und sich hinter ihr in die Hängematte gesetzt, gleichzeitig stützte sie die alte Frau mit beiden Armen. Als dann das Scheingefecht beendet war und der böse „*Nonazi*" am Erdboden lag und die beiden „*Hekurd*" neben ihm als „Sieger" kauerten, begann erneut ein mehrstimmiger Gesang aller Teilnehmer. Gleichzeitig strich der Häuptling über den Kopf und anschließend über den Körper der Kranken. Dann begann er an ihr zu saugen, erst am Kopf, danach an der Brust, am Bauch und an den Oberschenkeln. Hierauf stieß er schrille Schreie aus und erbrach sich. In diesem Augenblick verstummte der Gesang, und alle Gehilfen stießen laute Ah- und Oh-Rufe aus. Hierauf schleuderte Hewemäo unsichtbare Gegenstände zur Seite, was von den übrigen Männern stets mit Ah- und Oh-Rufen begleitet wurde. Dann stimmte man erneut einen Chor an. Dieser Teil der Zauberhandlung dehnte sich über zwei Stunden lang aus. Nachdem der Häuptling aber Steine und Holzstücke aus dem Körper der Kranken herausgesaugt und unter begeisterten Ah- und Oh-Rufen der Gehilfen fortgeschleudert hatte, steigerte sich die Lautstärke des Gesanges, dem sich schrille Schreie anschlossen, die in einem allgemeinen Summen endeten. — Danach trat völlige Ruhe ein. Die Männer setzten sich im Kreis um Xanimá, und jeder stützte den Kopf auf die Knie, denn alle waren sichtlich erschöpft, besonders der Häuptling und sein Bruder. Doch die Frauen der letzteren hatten sich hinter dieselben gesetzt und strichen ihnen über den Kopf, über die Schultern und beklopften leicht den Rücken, um den Ermatteten neue Kräfte zu verleihen, denn während des Heilprozesses hatten sie sich vollständig verausgabt. Auch die Kranke konnte jetzt wieder liegen. Sie hatte die Augen geschlossen, und man merkte, wie mitgenommen sie von dem langen Sitzen war. Nach dem bisherigen Lärm wirkte die Stille recht eigenartig. Aber bereits nach 15 Minuten erhob sich einer der Medizinmannsgehilfen; er begann im Kreise um die Kranke herumzutanzen, wobei er leise sang. Doch inzwischen hatten sich Wolken vor den Mond geschoben, und ein heftiger Regen setzte ein. Daraufhin beschloß Hewemäo, die Sitzung zunächst abzubrechen, um sie im Morgengrauen fortzusetzen. „Denn bei verdunkeltem Himmel", so meinte er, „ohne die Mitwirkung des Mondes, sei es nicht möglich, die Frau von ihrer Krankheit zu befreien." Zwei Gehilfen ließ er bei der stöhnenden, von Fieberschauern geschüttelten Xanimá zurück, die links und rechts von ihrem Kopfende kauerten und leise summten, damit, wie mir Hewemäo sagte, der Kontakt zu den *Hekurd* nicht abgebrochen wurde. Gegen 4.30 Uhr, der Regen hatte inzwischen aufgehört, versammelten sich die neun Männer erneut um die Kranke und setzten die Kur in der oben beschriebenen Weise noch zwei Stunden lang fort. Bereits am Vormittag war das Fieber beseitigt, und die Frau befand sich auf dem Wege der Besserung. Sie und jeder andere Stammesangehörige waren davon überzeugt, daß Hewemäo den bösen Krankheitsgeist *Nonazi* zu den Waiká geschleudert hätte. Doch auch Hewemäo selbst glaubt fest daran, daß er im Schnupfpulverrausch und mit Hilfe der *Hekurd* und des Mondes Krankheiten und Unglücksfälle abwehren, aber auch auslösen könne.

Die beiden geschilderten Zauberhandlungen zur Abwehr von zwei verschiedenen Krankheiten lassen ein gewisses äußeres Schema erkennen. Jede Kur beginnt mit der Einnahme von Schnupfpulver, wodurch der Häuptling und seine Gehilfen in einen Rauschzustand geraten und sich dabei mit den *Hekurá* identifizieren. Es folgt das Anrufen der *Hekurá*, was durch wilde Gebärden unterstützt wird, dann das Scheingefecht zwischen zwei oder mehreren „*Hekurá*" und dem Krankheitsgeist „*Nosexi*". Doch danach wendet man für jede Krankheit ganz bestimmte Texte, Melodien und Tänze an. Unvergeßlich werden mir die mehrstimmigen Chorgesänge bleiben, welche die Bitten an die Hekurá und die Serras enthalten, die sie ihrerseits an *Poré/Perimbó* weiterleiten (s. S. 91 ff.)[888])

Bei allen Kuren durfte ich als Zuschauer teilnehmen und jede *Hekurá* war ein erneutes, großes Erlebnis für mich. Ich fand es bewunderungswürdig, mit welcher Aufopferung, Leidenschaft und Inbrunst der Häuptling und seine Gehilfen sich mit allen ihren physischen und psychischen Kräften dafür einsetzten, die Krankheiten von ihren Stammesangehörigen abzuwehren[889]). Daher ist es verständlich, daß die Surára und Pakidái ihren Häuptlingen ein so grenzenloses Vertrauen entgegenbringen und restlos von deren Zauberkräften überzeugt sind. Diesem unerschütterlichen Glauben ist es deshalb wohl auch zu verdanken, daß so viele Kranke geheilt werden können[890]).

In diesem Zusammenhang möchte ich noch folgende sehr aufschlußreiche Schilderung von Herbert Baldus zitieren: „Die Zauberärzte wurden von früheren Reisenden einfach für Betrüger erklärt, und heute noch sind alle Weißen, welche die Psyche des Indianers nicht zu begreifen vermögen, derselben Ansicht. Man vergißt, daß bei der Suggestibilität des Primitiven die zauberischen Handlungen nicht nur dem Kranken wesentlich helfen und seinen Angehörigen die Angst nehmen, sondern auch den Ausübenden selbst derartig in ihren Bann ziehen, daß es unmöglich ist zu unterscheiden, wieweit er gläubig wirkt und wieweit er heuchelt"[891]). Daß aber selbst in der modernen Medizin der suggestiven Einwirkung des Arztes auf seinen Patienten heute eine große Bedeutung beigemessen wird, zeigen die nachfolgenden Ausführungen von Hans Grimm: „Wenn wir betonen, daß die suggestive Einwirkung der Arztpersönlichkeit auf den Patienten vielfach von entscheidender Bedeutung ist (Jores), wenn wir Hypnose, das sogenannte „autogene Training" usw. verwenden, so kehren wir in unserer Weise zu dem zurück, was schon in den schamanistischen Techniken eine Rolle spielte"[892]).

3. *Religiöse Feste*

In jedem Jahr, gegen Ende der Trockenzeit, März—April, feiern die Surára und Pakidái gemeinsam das Totenerinnerungsfest — *patapánomão* —[893]). Es findet regelmäßig in der großen, offenen Surára-Maloka Jaracá (s. S. 11 ff.) statt. Gelegentlich nehmen auch einige Familien befreundeter Stämme (Xiriána, Puscheweteri, Aramamesteri usw.) daran teil. Das Patapánomão-Fest, welches ich in allen Phasen mit-

[888]) Ich bedauere es zutiefst, daß ich diese Gesänge nicht auf einem Tonband festhalten konnte. Aber leider war das Tonbandgerät, welches mir die Deutsche Forschungsgemeinschaft vor Antritt meiner Expedition auf dem Kurierwege an das Deutsche Generalkonsulat in São Paulo geschickt hatte, von einem dortigen Angestellten beschädigt worden. Er hatte es unberechtigterweise ausgepackt und damit herumgespielt. So kann ich nur hoffen, daß es mir vergönnt sein wird, diese Gesänge bei einer späteren Forschungsreise noch aufzunehmen.

[889]) Aber auch mir, dem Fremdling, ließ man die gleiche Fürsorge angedeihen. Wenn ich einen Malariaanfall hatte, tanzte der Häuptling mit seinen Gehilfen ebenfalls um mich herum, und sie sangen im Chor, während Hewemão meinen Körper bestrich, massierte und daran saugte. Er war der Meinung, daß die Waihá mein Blut vergiftet hätten, weil ich mit den Surára in Freundschaft lebte und ihnen so viele schöne Geschenke mitgebracht hatte.

[890]) Nie beobachtete ich, daß die Häuptlinge für ihre Kuren ein Honorar verlangten. Aber die Stammesangehörigen zeigen sich erkenntlich, indem sie ihren Häuptlingen laufend größere und kleinere Geschenke darbringen (s. S. 60).

[891]) Baldus, 1931, S. 142.

[892]) Grimm, 1958/59, S. 357.

[893]) Hierin ist das Wort für Leiche, der oder die Tote — *mamão* — enthalten.

erlebte, wurde in der Zeit vom 4.—6. IV. 1956 durchgeführt. Doch schon vorher traf man zu diesem Zwecke große Vorbereitungen. Die Männer gingen auf Gemeinschaftsjagd, um möglichst viele Tapire zu erlegen, deren Fleisch dann auf den Bratständern, bei gleichbleibendem, nicht zu starkem Feuer, solange durchgebraten wurde, bis es schwarz und knochenhart war, so daß man es einige Tage aufbewahren konnte. Dieses Braten gehörte zum Aufgabenbereich der Männer, genau wie das Ernten der Pupunha-Früchte. Von den Frauen wurden die letzteren dann zu einem Getränk verarbeitet. Außerdem holten sie aus der Pflanzung große Mengen Bananen, welche man in die Sonne legte, damit sie nachreifen konnten, und schließlich ist noch zu erwähnen, daß sich bei allen Familien nach und nach mehrere Haufen von Maniokfladen stapelten.

Am Abend des 4. April, gegen 21.00 Uhr, begann dann das eigentliche Fest. Fünf Männer und fünf Knaben, welche über ihren Hüftschnüren baumwollene Gürtel trugen, tanzten, nachdem sich die ersteren vorher noch Schnupfpulver in die Nase geblasen hatten, einer hinter dem anderen (zwei Schritte vor und einer zurück, wobei das stärkere Anheben der Kniee bei leichter Auswärtsdrehung des Beines zu bemerken ist) auf einer Kreisbahn im offenen Rund der Maloka herum, und zwar gegen den Uhrzeigersinn[xxxx]). Die beiden ersten Männer hielten je zwei Pfeile in der rechten Hand, und die übrigen, sowie alle Knaben, hatten die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Gelegentlich sang ein Mann mit schöner, voller Baßstimme, und die anderen fielen danach im Chor ein. Die Gesänge waren sehr melodisch und gaben den Rhythmus für die Tanzschritte ab[xxxy]). Gegen 22.00 Uhr stießen weitere Männer, 2. T. mit, 2. T. ohne Pfeile, und Knaben (alle ohne Pfeile) zu den Tanzenden, und 23.30 Uhr waren, mit Ausnahme des Surára-Häuptlings, alle Männer und Knaben in der Mitte des Maloka-Hofes versammelt, wo sie sich von einem mit Schnupfpulver gefüllten großen Tonteller, den man inzwischen hier aufgestellt hatte, einschließlich mehrerer Schnupfrohre, gegenseitig gewaltige Mengen in die Nase bliesen. Danach setzten sie sich im Kreise nieder und begannen einen Chorgesang anzustimmen. Bald darauf erhoben sich fünf Krieger, die in beiden Händen Pfeile hielten, und tanzten um die Singenden herum. Ab und zu führten sie gewaltige Sprünge aus und schrieen dabei mit hoher, schriller Stimme. Alles spielte sich in einer kühlen, wolkenverhangenen Vollmondnacht ab, die zahlreichen Feuerstellen trugen aber etwas zur Erhellung bei. Alle Frauen und Mädchen sowie mein Diener Mateus und ich lagen in den Hängematten und schauten dem einzigartigen Schauspiel zu. Gegen 1.00 Uhr morgens erhoben sich die männlichen Festteilnehmer und tanzten jetzt, wieder einer hinter dem anderen, im Außenkreis des Maloka-Hofes herum. Sie waren in der Weise formiert, daß hinter einem Mann mit zwei Pfeilen stets einer folgte, der die Hände hinter dem Kopf verschränkt hatte.

Plötzlich wurde der neben mir in seiner Hängematte schlafende Häuptling Hewemão von einem Krieger mit dem Pfeil leicht angestoßen. Er stand sofort auf, zog Hemd und Hose aus (die beiden Kleidungsstücke hatte er von mir als Geschenk erhalten), nahm einen Bogen ohne Sehne in die Hand, ließ sich Schnupfpulver in die Nase blasen und mischte sich unter die Tänzer, welche aber sofort nach seinem Eintritt folgende neue Formation bildeten: Zehn Männer hatten sich an der Spitze des Tanzzuges in Rhombusform aufgestellt, einer ganz vorn, zwei seitlich dahinter und wiederum zwei seitlich hinter diesen; letzteren standen zwei unmittelbar gegenüber, dann folgten zwei, die etwas nach innen standen, und schließlich einer, der sich in der Mitte hinter diesen befand (Fig. 29). Die ersten fünf Krieger, welche sich mit Ruß schwarz gefärbt hatten, symbolisierten die *Nonaxi* (böse Geister bzw. Krankheitsgeister, s. S. 96) und mußten rückwärts tanzen. Die ihnen folgenden fünf Tänzer verkörperten *Hekurd* (gigantische Tier- und Pflanzengeister, die den Surára und

[xxxx]) Bei allen Tänzen, die sich auf der Peripherie eines Kreises bewegen, tanzen die Teilnehmer entgegen dem Uhrzeigersinn.

[xxxy]) Die Surára und Pakidái begleiten ihre Tänze teilweise mit Gesängen, denn Musikinstrumente sind ihnen nicht bekannt.

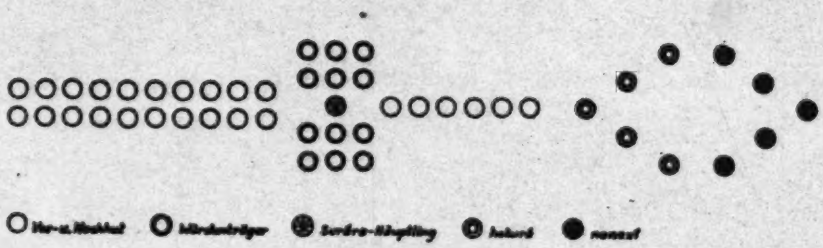


Fig. 29 Aufstellung der Tänzer anläßlich einer Zeremonie des Totenerinnerungsfestes

Pakidái wohlgesinnt sind, s. S. 92, 97 ff.). Zwischen diesen beiden Fünfergruppen, deren Teilnehmer je zwei Pfeile in den Händen hielten, wurde während des Tanzes ein Scheingefecht durchgeführt (s. auch S. 97 ff.). Die Männer der ersten Gruppe tanzten je zwei Schritte zurück und einen vor und die der zweiten zwei Schritte vor und einen zurück. Dazwischen wurden wilde Sprünge und Drehungen ausgeführt, man bedrohte sich mit den Pfeilen und schrie in den höchsten Tönen. Die „*Nonexí*" waren also ununterbrochen auf dem Rückzuge und verteidigten sich mit allen Kräften gegen die vordringenden „*Hekurá*". Hinter diesen zehn „kämpfenden" Tänzern folgten sechs Männer in Reihe, die je einen Pfeil in der Hand hatten, die Vorhut des Häuptlings. Mit kleinem Abstand schloß sich ihnen der Surára-Häuptling Hewemão an, eingerahmt zu beiden Seiten von je sechs in Doppelreihe formierten Männern. Bei letzteren handelte es sich ebenfalls um hervorragende Persönlichkeiten; so gehörten ihnen die beiden jüngeren Brüder des Häuptlings an, der Kriegshäuptling der Surára, Häuptling und Kriegshäuptling der Pakidái sowie besonders bewährte ältere Krieger beider Stämme. Danach kamen, als Nachhut, in der Formation einer Doppelreihe, die übrigen Männer, Jünglinge und Knaben. Alle Teilnehmer des Zuges bewegten sich in den üblichen Tanzschritten, zwei vor und einen zurück, wozu sie im Chor sangen. Ab und zu stieß der Häuptling Hewemão einen Zischlaut aus, worauf sich alle Teilnehmer in der Mitte des Platzes um den großen Tonteller mit Schnupfpulver gruppierten. In singendem Tonfall betete der Häuptling hier zuden *Hekurá* und bat sie um Fürsprache bei *Porí/Perimbó*, damit dem Fest ein glücklicher und erfolgreicher Verlauf beschieden sei. Dann bliesen sich die Männer gegenseitig neues Schnupfpulver in die Nase, worauf der Tanz in jener oben geschilderten Weise fortgesetzt wurde. Dieses Tanzen und Singen währte, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechungen am Tonteller, bis 6.00 Uhr morgens.

Gleich anschließend kauerte sich der Surára-Häuptling an seiner Feuerstelle nieder, und neben ihn hockte sich ein Medizinmannsgehilfe. Auf der gegenüberliegenden Seite der großen Maloka hatten der Pakidái-Häuptling und ein Gehilfe die gleiche Stellung eingenommen. Hewemão, der erstgenannte Häuptling, begann laut und vernehmlich mit den *Hekurá* (gigantische Tier- und Pflanzengeister) zu sprechen. Dabei strich er sich ständig von vorn nach hinten über das Haar und klatschte sich anschließend auf sein Gesäß. Der neben ihm hockende Gehilfe wiederholte jedes seiner Worte und kopierte alle Bewegungen. (Hierdurch soll symbolisch zum Ausdruck gebracht werden, daß die *Hekurá*, jene Vermittler zwischen den Menschen und dem vereinigten Höchsten Wesen, *Porí/Perimbó*, auch tatsächlich alle Fragen, Bitten und Wünsche weiterleiten). Nach Hewemão sprach der Pakidái-Häuptling mit den *Hekurá*, und sein Gehilfe wiederholte ebenfalls jedes Wort und ahmte die Gesten (Haarstreichen und Klatschen auf das Gesäß) nach. Diese Geisterbeschwörung, welche die beiden Häuptlinge wechselseitig durchführten, dauerte eine Stunde.

Danach legten sich die beiden erschöpften Häuptlinge und die übrigen Männer, Jünglinge und Knaben zur wohlverdienten Ruhe nieder.

Die Frauen gingen inzwischen ihrer gewohnten Tätigkeit nach. Sie holten Wasser, bereiteten das Essen, versorgten die Kinder; manche flochten inzwischen auch an einem Korb, oder sie zogen Glasperlen auf eine Schnur. Diejenigen Männer, welche inzwischen wieder erwacht waren, blieben z. T. untätig in ihrer Hängematte liegen, manche spielten auch mit den Kindern, während andere gruppenweise zusammensaßen und sich unterhielten.

Gegen 14.00 Uhr nahm das Fest seinen Fortgang, als 20 Männer, Jünglinge und Knaben, von denen jeder einen Pfeil in der Hand hielt, mit lauten Schreien in den Maloka-Hof stürmten. Sie waren prächtig bemalt[810]) und an den Oberarmen und z. T. in den Ohrläppchen mit bunten Federzieraten geschmückt (s. S. 43/44). Außerdem hatten sich alle die weißen Flaumfedern des Gavião-real (*Thrasaetus harpyia* L.), des gefürchteten Überträgers der Krankheiten (s. S. 96), in die Haare geklebt (Abb. 43). Sie vollführten gewaltige Sprünge, gingen danach in die Kniebeuge, drehten sich zwischendurch mehrere Male, warfen die Pfeile in die Luft und fingen sie wieder auf. Hiernach verfielen sie in einen schreitenden Tanz, wozu sie sangen. Doch dieser Tanz wurde immer wieder von wildem Vorwärtsstürmen und anfeuernden Schreien unterbrochen, wodurch die *Nonexi* aus der Maloka vertrieben werden sollten, und man wollte ihnen zeigen, wie gefährlich es sei, überhaupt hierherzukommen. Die übrigen Anwesenden sahen dieser Vorführung von ihren Feuerstellen aus begeistert zu. Doch aus Anlaß des Festes hatten sich alle Männer, Frauen und Kinder gleichfalls bemalt und z. T. die baumwollenen Gürtel angelegt; die Männer trugen außerdem ihren Oberarmschmuck aus Federn (Abb. 9—11).

Nach dieser zweistündigen Tanzveranstaltung fand eine besonders feierliche Zeremonie statt, die Segnung der aufbewahrten Knochenasche verstorbener Stammesangehöriger. Zu diesem Zweck hatten sich je zwei führende Persönlichkeiten beider Stämme in Viereckform vor der Häuptlingshütte niedergelassen. Der Surára-Häuptling Hewemão kauerte so, daß er in Richtung des Maloka-Hofes schaute. Rechts und links von ihm, ein wenig seitlich nach vorn, hockten der Pakidái-Häuptling Karenauö, bzw. Hewemãos Bruder Kurikayawö und gegenüber von Hewemão hatte Poréhiwö, der Kriegshäuptling der Pakidái, seinen Platz. Vor letzterem waren 10 kleine mit Knochenasche gefüllte Jamarugefäße (Jamaru = *Cucurbita idolatrica* Lacerda) aufgebaut. Dahinter standen eine leere und eine mit Urucu gefüllte Cuyenschale. Der Pakidái-Häuptling Karenauö hatte dagegen zwei größere, leere Jamarugefäße vor sich stehen.

Poréhiwö schüttete nun der Reihe nach aus den kleinen Jamarugefäßen Knochenasche in die leeren Cuyenschalen, fügte etwas Urucu hinzu, vermengte beides mit den Händen und übergab die Schale an Karenauö, der den Inhalt jeweils in eines der größeren Jamarugefäße füllte. Während die beiden Pakidái ihre Arbeit schweigend verrichteten, betete Hewemão in einer halb singenden Tonart zu den *Hekurá* und strich sich dabei ständig mit den Händen vom Kopf bis zu den Füßen herunter. Sein Bruder Kurikayawö wiederholte jedes seiner Worte und imitierte die Gesten[811]). Um die vier Männer herum, welche jetzt als Priester fungierten, kauerten rotbemalte Krieger, deren Kopfhaare über und über mit Flaumfedern des Gavião-real bedeckt waren. Wenn der Pakidái-Häuptling ein neues Gemisch von Knochenasche und Urucu in ein größeres Jamarugefäß gefüllt hatte, zog er stets einige Federn von den Köpfen der Krieger und warf sie dazu[812]). Hinter den Kriegern saßen die nächsten Angehörigen der kürzlich Verstorbenen und schluchzten herzzerreißend, vor allem die Frauen. Ihre Tränen

[810]) Die Bemalung wurde mit Urucufarbe durchgeführt und bestand aus schlangenförmigen Linien, Kreisen und Punkten; einige Männer hatten sich aber auch den ganzen Körper rot gefärbt.

[811]) Hierbei handelt es sich wiederum um die symbolische Übertragung der Gebete von den *Hekurá* an *Poré/Perimbé* (s. auch S. 104).

[812]) Hiermit ist ein Abwehrzauber verbunden. Denn wenn die Männer beim späteren zeremoniellen Trinken der mit Knochenasche vermischten Bananensuppe diese Federn mit hinunterschlucken, sind sie und ihre Angehörigen besser gegen Krankheiten gefeit.

flossen ununterbrochen, und gleichzeitig beteten sie in einem halblauten, singenden Tonfall. Wurde von Poréhiwö die Knochenasche eines weiteren Jamarugefäßes mit Urucu vermischt, so gingen ihr Schluchzen und die Gebete in hohe, schrille Töne über. Doch die Medizinmänner ließen sich davon nicht beeindrucken, sondern setzten unbeirrt ihre Tätigkeit fort. Die Trauergemeinde wurde von einem Kreis stehender, rotbemalter und mit Oberarmfedern geschmückter Krieger umschlossen, welche Bogen und Pfeile in den Händen hielten und zur Außenseite blickten. Ihre Aufgabe war es, die Zeremonie gegen böse, äußere Einflüsse abzuschirmen. Hinter diesen standen zahlreiche männliche Zuschauer, welche den Vorgang zwar mit Interesse, aber ohne innere Anteilnahme verfolgten, denn zwischendurch lachten und scherzten sie.

Als die etwa zwei Stunden dauernde Vermischung der Knochenasche beendet war, gab Poréhiwö die halbgeleerten kleinen Jamarugefäße an die Angehörigen zurück, die sie mit Klagelauten zur weiteren Aufbewahrung entgegennahmen. Darauf begann eine feierliche Prozession, an welcher sich der Surára-Häuptling jedoch nicht beteiligte. Karenauö, der Pakidái-Häuptling, schritt voran, ihm folgten Poréhiwö und Kurikayawö, die je eine der großen, mit Knochenasche, etwas Urucu und einigen Flaumfedern des Gavião-real gefüllten großen Jamarugefäße in den Händen hielten; alle drei sangen Gebete. Weinend und klagend schritten dahinter die nächsten Angehörigen, welche die kleinen Jamarugefäße trugen. Das Ende des Zuges bildeten die an der Zeremonie teilnehmenden Krieger. Diese Prozession, welche mehrere Male um den Maloka-Hof herumschritt, wurde nach einer halben Stunde vor der Häuptlingshütte mit einem gemeinsam gesungenen Gebet abgeschlossen.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und die meisten Angehörigen der beiden Stämme lagen in ihren Hängematten, saßen um die Feuer herum oder besuchten sich einzeln bzw. familienweise, um zu plaudern. Oft erschallte ein lautes, fröhliches Lachen. Doch gegenüber der Hütte des Surára-Häuptlings hatten sechs Krieger, die Federn des Gavião-real im Haar tragen, drei hellodernde Feuer entzündet, auf denen sie in mehreren schwarzen, rundbodigen Tongefäßen (s. S. 53) bis Mitternacht Bananensuppe kochten. Während dieser Zeit lief ein Medizinmannsgehilfe, der Bogen und Pfeile in der Hand trug, laut singend im äußeren Rund des Maloka-Hofes herum und erbat den Beistand der Hekurá für das Gelingen der Suppe. Danach trat allgemeine Ruhe ein, nur zwei Männer gingen, wie allnächtlich, vor der Maloka ihre Runden, um die Bewohner gegebenenfalls vor einem feindlichen Überfall zu warnen[112]).

Am nächsten Tag, dem 6. April 1956, erreichte das Fest seinen Höhepunkt. Gegen 9.00 Uhr setzten sich der Surára-Häuptling, sein Bruder Kurikayawö und der Häuptling und Kriegshäuptling der Pakidái um die Töpfe mit der Bananensuppe, vor denen auch die beiden Jamarugefäße mit der Knochenasche der Verstorbenen standen, und alle übrigen männlichen Stammesangehörigen saßen um sie herum. Der Surára-Häuptling begann laut zu beten, worauf ein längeres Chorlied angestimmt wurde. Danach schüttete er die Knochenasche in alle Suppentöpfe, mengte sie mit den Händen gut durch und schöpfte sich anschließend eine Kalebasse voll, welche er hastig und bis zur Neige leerte. Hierauf tranken der Pakidái-Häuptling, der Bruder von Hewemäo und die Kriegshäuptlinge beider Stämme, denen sich alle älteren und jüngeren Männer, einschließlich der größeren Knaben, welche zuletzt tranken, anschlossen[113]). Durch dieses zeremonielle Trinken der Knochenasche würden, so glaubt man, Kraft und Geist der Verstorbenen innerhalb der Stämme verbleiben und zu deren Stärkung beitragen.

Im Anschluß an diesen Trunk wurde ein Dankgebet gesungen. Danach aßen die Männer, Jünglinge und Knaben gemeinsam große Mengen

[112]) Die Einteilung der Wachen wird jeden Abend vom Kriegshäuptling vorgenommen. Die Krieger haben es im Gefühl, wann ihre Zeit herum ist und sie die Nachfolger wecken müssen; in der Regel geschieht dies nach zwei bis drei Stunden.

[113]) Auch meinem Diener und mir hatte Hewemäo, gleich im Anschluß an die Kriegshäuptlinge, je eine volle Kalebasse davon angeboten. Als wir sie ausgetrunken hatten, klopfte er uns anerkennend auf die Schulter und sagte, daß wir nun echte Surára seien.

des gebratenen Tapirfleisches sowie Maniokfladen, und hinterher reichten ihnen die Frauen volle Kalebassen mit dem erfrischenden Getränk aus Pupunha-Früchten.

Gut gestärkt und ausgerüstet mit den Kräften der Verstorbenen, konnten die Männer nunmehr zu dem anstrengendsten Teil des Festes schreiten. Doch bevor dieser begann, schwärzte sich die Hälfte von ihnen Gesicht und Körper mit Ruß, den sie von ihren Kochtöpfen abkratzten. Inzwischen hatten andere in der Mitte des Malokarundes wieder den großen Tonteller aufgestellt, auf welchen sie aus Bambusbehältern das bräunliche Schnupfpulver — *epená* — schütteten, und vor den Teller legten sie eine große Anzahl von Schnupfrohren. Im Anschluß an diese Vorbereitungen versammelten sich die Häuptlinge, alle Männer, Jünglinge und Knaben, helle und schwarzgefärbte Teilnehmer, außerhalb der Maloka. Auf einen Zischlaut von Hewemão stürmten sie dann laut schreiend in den Hof, liefen einmal am Außenrande herum und gruppierten sich danach um den Tonteller. In die Schnupfrohre wurde Pulver hineingefüllt, und je zwei Männer bliesen es sich gegenseitig mit aller Kraft in die Nase (Abb. 44). Anläßlich dieses Festes schnupfen sie noch stärker als vor sonstigen Zauberhandlungen, Krankheitskuren und Gebeten. Die Wirkung war ungeheuerlich. Schon nach wenigen Augenblicken befanden sich alle Männer in einem wilden Rauschzustande (Abb. 45 u. 46). Zuerst tanzten und sprangen sie gestikulierend und schreiend in einem wilden Durcheinander um den Tonteller herum, danach stürmten sie in der gleichen Weise mehrmals um den Hof. Darauf legten sich jeweils fünf, zehn oder mehr Männer die Arme um den Hals und führten in diesen Gruppen stampfende Kreistänze durch (Abb. 47), wobei jeder Mann einen anderen fest an sich zu ziehen suchte; ab und zu tanzten sie auch in der Kniebeuge. Nach einer halben Stunde wurde dieses ekstatische Tanzen, wobei die Teilnehmer in Schweiß gebadet waren, von einer höchst merkwürdigen Sportart — *petapéanhamú* — abgelöst. Im ganzen äußeren Rund des Maloka-Hofes setzten sich überall zwei Männer, Brust an Brust, mit gespreizten Beinen gegenüber, einer hatte sie jeweils über die Oberschenkel des anderen gelegt. Bei den Partnern handelte es sich immer um einen Surára und einen Pakidái; außerdem war einer von ihnen jeweils geschwärzt. Mit den Armen umschlangen sie sich gegenseitig am Halse und zogen sich, unter kräftigen Armbewegungen, mit aller Gewalt hin und her (Abb. 48). Jeder versuchte den Kopf des Gegners ganz dicht zu sich heranzuziehen. Manchmal sanken die Arme auch auf die gegenseitigen Rücken herab, und man zog sich dann für eine Weile in dieser Stellung. Während des Kampfes riefen sie sich ständig grimmige Worte zu. Oft standen die Ehefrauen um ihre Männer herum und feuerten sie an. Doch es gab bei diesen Kämpfen keine Sieger und keine Verlierer. Erlahmte die Kraft eines Kämpfers, so kam sofort ein anderer Stammesgenosse und setzte an seiner Stelle den Kampf mit dem Gegner fort. Die Ehefrau massierte dann dem Erschöpften den Kopf, damit er rasch wieder einsatzfähig wurde. Die Häuptlinge und Kriegshäuptlinge zeichneten sich bei dieser Sportart besonders aus. Sie kämpften auch am längsten, teilweise mit fünf, sechs und mehr Gegnern; sie hatten eine geradezu unwahrscheinliche Kraft und Ausdauer.

Diese Kämpfe, bei denen symbolisch ein Mann immer den guten Geist, d. h. einen *Hekurá*, und der andere, welcher sich mit Ruß beschmiert hatte, den bösen Geist, einen *Nonexi*, repräsentierte (s. S. 97 ff., 103 ff.), dauerte nahezu zwei Stunden. Danach waren die Männer völlig erschöpft und stärkten sich bei einem neuen, gemeinsamen Mahle mit Tapirfleisch und Maniokfladen. Hinterher litten aber noch viele Teilnehmer an starken Kopfschmerzen, hervorgerufen durch das Schnupfpulver in Verbindung mit den unmenschlichen körperlichen Anstrengungen, so daß viele Ehefrauen ihren Männern den Kopf massieren mußten.

Abends fand dann nochmals eine etwa halbstündige Prozession in dem Maloka-Hof statt, wobei man alle kleinen Jamarugefäße, in denen noch Reste der Knochenasche aufbewahrt wurden, mitführte. Dieses Zurückhalten von einem gewissen Aschenquantum ist sehr wichtig, damit man das nächste Totenerinnerungsfest für den Fall, daß bis dahin kein Stammes-

angehöriger stirbt, überhaupt feiern kann. Ohne Knochenasche verstorbener Surára oder Pakidái könnte es nämlich nicht stattfinden.

Vergleicht man dieses Jahresfest mit dem der Waiká, welches von Zerries sehr eingehend geschildert wurde[218]), so findet man in den wichtigsten Phasen weitgehende Analogien. Zerries glaubt, daß es bei den Waiká ursprünglich ein Erntefest war, zu dem sich noch andere Riten verschiedenen Charakters hinzugesellt hätten[219]). Demgegenüber ist für die Surára und Pakidái festzustellen, daß hier keinerlei Züge an ein Erntefest erinnern. Es handelt sich um ein ausgesprochenes Totenerinnerungsfest, welches durch das zeremonielle Trinken der Knochenasche verstorbener Stammesangehöriger gekennzeichnet wird. Gleichzeitig ist damit allerdings auch ein Abwehrzauber gegen die *Nonexi* verbunden, weil sie es ja sind, welche die Krankheiten übertragen und dadurch häufig den Tod herbeiführen. Wie bei allen Zauberkuren zur Heilung Kranker, wo stets die symbolischen Kämpfe zwischen den „*Hekurá*" und dem oder den „*Nonexi*" veranstaltet werden (s. S. 97 ff.), tritt dieses Faktum natürlich auch in allen Abschnitten des Festes zutage, sowohl bei den Tänzen, bei der Vermischung der Knochenasche, wenn ein Medizinmann Flaumfedern des Gavião-real aus den Haaren von Kriegern zieht und diese beifügt, als auch anläßlich der Zweikämpfe, die in sitzender Stellung durchgeführt werden. Für die Waiká sind letztere in der gleichen Weise belegt, doch Zerries schreibt, daß es weder ihm noch den amerikanischen Missionaren möglich war, Exaktes über den Sinn dieser Zeremonie zu erfahren[221]). Es ist aber zu vermuten, daß es sich um den gleichen symbolischen Kampf zwischen einem guten und einem bösen Geist handelt, wie bei den Surára und Pakidái. Von anderen Indianerstämmen ist hierüber noch nichts berichtet worden. Meine Gewährsleute sagten mir jedoch, daß auch die Xirlána, Puschewteri und Arumamesteri diese Kämpfe anläßlich ihrer Totenerinnerungsfeste veranstalten. Demnach scheint es sich also um ein ganz spezielles Charakteristikum der Yanomámi zu handeln, daß allerdings früher auch weiter verbreitet gewesen sein könnte. Herr Dr. Gerdt Kutscher machte mich nämlich im Anschluß an einen Vortrag, den ich in Berlin hielt, darauf aufmerksam, daß die Position, welche die zwei Männer hierbei einnehmen, an die Bemalung einer Tonschale vom Rio Ulúa, Honduras, erinnert[222]). Nach Zerries, Barker und Dupouy gibt es bei den Waiká auch noch einen ähnlichen Kampf, wobei sich die Partner abwechselnd mit geballter Faust auf die Brust schlagen[223a, b, c]). Diesen konnte ich bei den Surára und Pakidái nicht beobachten. Desgleichen ist dort die Sitte unbekannt, von der Zerries ebenfalls berichtet, daß sich die Männer, wenn sie im Schnupfpulverrausch umherlaufen, mit der flachen Hand auf den Rücken schlagen[224]). Der genannte Autor faßt dies als Fruchtbarkeitsritus auf. Hierbei scheint es sich jedoch um äußere Einflüsse feldbautreibender Stämme zu handeln, worauf ja auch das zeremonielle Einbringen der Pupunha-Früchte hindeutet[225]).

Weiterhin ist bemerkenswert, daß bei den Waiká Frauen und Mädchen aktiv an dem Fest teilnehmen, indem sie sich an einigen Tänzen beteiligen und sogar von der mit Knochenasche vermischten Bananensuppe trinken[226]). Die weiblichen Stammesangehörigen der Surára und Pakidái fungieren demgegenüber nur als Zuschauer.

Als ein sehr bedeutsamer gleichartiger Zug ist der Endokannibalismus zu werten. Für die Waiká wird er von Cruxent[227a]) und Zerries in mehreren Aufsätzen belegt[227b]) [228]) [229]). Außer-

[218]) Zerries, 1955b, S. 662—665.
[219]) Zerries, 1955b, S. 662.
[221]) Zerries, 1955b, S. 665.

[222]) Dieselbe befindet sich im Berliner Museum für Völkerkunde (Nr. IVa Ca 21381) und wurde in einem Aufsatz Walter Lehmanns abgebildet (Lehmann, 1910, S. 737, Abb. 9).
[223a]) Zerries, 1955b, S. 665.
[223b]) Barker, 1953, S. 447.
[223c]) Dupouy, 1953, S. 423.
[224]) Zerries, 1955b, S. 665.
[225]) Zerries, 1955b, S. 665.
[226]) Zerries, 1955b, S. 661 ff.
[227a]) Cruxent, 1955a, S. 149/50.
[227b]) Zerries, 1955a, S. 80.
[228]) Zerries, 1955b, S. 664/65.
[229]) Zerries, 1956a, S. 185.

dem hat letzterer Verfasser nach den Beiträgen der ersten fünf Bände des Handbook of South American Indians eine Verbreitungskarte über das Vorkommen des Endokannibalismus entworfen, die durch umfangreiche Beispiele ergänzt wird[220]). Danach tritt der Endokannibalismus in Südamerika vor allem in den westlichen Teilen des Kontinents auf und unter den marginalen und submarginalen Stämmen der Tropenzone. Besonders häufig ist dieser Brauch bei den Pano und Tukano. In den meisten Fällen wird außer den pulverisierten Knochen, die mit Chicha (z. B. Pano und Tukano), Wasser (z. B. Tapuya) oder einem Brei aus Parákastanien (Moré-Indianer) vermengt werden, auch das Fleisch gegessen. Die angewandte Praxis der Surára, Pakidái und Waikâ, welche lediglich die verbrannten, pulverisierten Knochen zu sich nehmen, ist dagegen sehr selten zu finden. Am ähnlichsten ist die entsprechende Sitte der Sáliba, Guayupe und Saé in Kolumbien. Doch auch im östlichen Guayana ist der Endokannibalismus verbreitet, so bei den karaibischen Parukotó[221]) und bei den Arapium, einem Tupistamm in der Nähe von Santarem[222]). Außerdem wird von den Kalina, Palikur und Arawak berichtet, daß sie die verbrannten Totenknochen konsumieren[223]). Von letzteren schreibt ebenfalls Ralegh, daß sie die Knochen zu Pulver zerstoßen und mit einem Getränk vermischt zu sich nehmen[224]) [225]), und auch von den Maubé wird dasselbe bezeugt[226]).

Nach Whiffen existiert in Südamerika gar kein Endokannibalismus, da, seiner Ansicht zufolge, nur die Rachsucht gegenüber feindlichen Stämmen als Motiv der Anthropophagie angesehen werden kann. „From all this", so führt er weiter aus, „it follows that intra-tribal cannibalism would be a criminal outrage by the tribe on itself, and therefore it could never occur that a member of the tribe was eaten, ... This disposes of any such thing as the eating of dead relatives as a sign of respect. These and similar statements are due to missapprehension of facts by the writer, or a too hasty judgement on the part of the explorer"[227]). Im Anschluß an diese abwegigen und mit völlig ungerechtfertigter Kritik versehenen Ausführungen Whiffens möchte ich noch einen von Herbert Baldus und Emilio Willems verfaßten Beitrag über den Endokannibalismus zitieren[228]): „Uma forma especial do canibalismo é o endocanibalismo, isto é, o canibalismo dentro da própria tribu, o costume de comer os companheiros da tribu. Aparece das seguintes duas maneiras distintas:

1. Matam-se e comen-se os velhos e doentes da própria tribu, como, por exemplo, entre os índios Caxibo e Mayoruna (Krickeberg, 272, 273). Entre os Guayaki do Paraguay o endocanibalismo existe como privilégio usurpado só por certos cabeças de bando (v.i.) extraordinariamente fortes e brutais e condenados, por sua perversidade, pelos outros bandos. Para êsses antropófagos se atreverem a mater gente da própria tribu com o fim de moqueála como um animal e comê-la em companhia dos outros membros do bando, a fome é estímulo importante porque, muitas vezes, duas semanas a fio, não conseguem nem uma única peça de caça. Mas a fome só, dificilmente incitaria o Guayaki a tratar como se fosse animal de caça, uma creatura que com êle partilha o aspecto, os costumes e a língua. Para chegar a tal ponto, o cabeça deve ter alcançado um estado de autocracia, que já não respeita as restrições mais rudimentares impostas pela vida em comum. Não mata somente o indivíduo isolado de outro bando podendo surpreendê-lo traiçoeiramente, mas, com a mesma perfídia, assassina também membros do próprio bando. O bando inteiro participa da comezaina. Mas, sendo vencido o cabeça em duelo com o cabeça de outro bando, seus companheiros e êle mesmo não comem mais carne humana.

[220]) Zerries, 1955a, S. 80/81.
[221]) Fribel, 1937, S. 320 und 343.
[222]) Zerries, 1955a, S. 81.
[223]) de Goeje, 1943, S. 11.
[224]) Ralegh, 1848, S. 53.
[225]) Waitz, 1862, S. 388.
[226]) von Martius, 1867, I, S. 404 A.

[227]) Whiffen, 1915, S. 120/21.
[228]) Dieser erschien in dem eminent wichtigen, aber längst vergriffenen Dicionário de Etnologia e Sociologia, welches kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges herauskam und deshalb in den meisten europäischen Bibliotheken leider nicht vorhanden ist.

2. A outra espécie do endocanibalismo afigura-se, por assim dizer, como uma das muitas variantes de sepultar os mortos. Da parte ocidental das selvas tropicais sulamericanas refere Krickeberg (273) que os Konibo e os Kokama, por ocasião de certas festas, consumiam os ossos torrados e pulverizados dos mortos em mistura com bebidas fortes. O mesmo costume, em relação à sepultura secundária (v.i.), encontra-se entre muitas tribus tukano da região do Uaupé e Yapurá e, também, mais ao norte até os caraibas ilhéos. Predomina nêle a vontade de incorporar-se a alma do morto que vive nos ossos"[288a]).

In jüngster Zeit erschien die verdienstvolle Arbeit von Boglár „Ein endokannibalischer Ritus in Südamerika", worin der Verfasser das Material mehrerer einschlägiger Quellen zur Darstellung bringt[288b]). Mit seinen daran anknüpfenden Interpretationen kann ich jedoch nicht konform gehen. Der Genuß des Knochenpulvers Verstorbener ist nämlich durchaus nicht immer mit feldbautreibenden Stämmen in Verbindung zu bringen, denn wie mir meine Gewährsleute bei den Surára und Pakidái erklärten, übten auch schon ihre Vorfahren, welche ja noch reine Jäger und Sammler waren, diesen Brauch. Auch die Ansicht des Autors, daß die Ehrfurchtsbezeugung, die magische Vererbung von guten Eigenschaften usw. bloß als sekundäre Motive des endokannibalischen Ritus betrachtet werden können[288c]), trifft für die Surára und Pakidái nicht zu; hier sind sie ausgesprochen primär. Das Weiterleben des Toten wird bei ihnen durch die Verbrennung gewährleistet, denn mit dem aufsteigenden Rauch gelangt ja die Totenseele zum Monde (s. S. 71).

Es ist noch zu erwähnen, daß der Endokannibalismus auch für Zentralamerika, México und in einem Falle für Nordamerika belegt ist, doch Beals hält ihn für ein typisches Element der südamerikanischen Indianer[288d]).

[288a]) Baldus e Willems, 1939, S. 40/41.
[288b]) Boglár, 1958, S. 67—85.
[288c]) Boglár, 1958, S. 83.
[288d]) Beals, 1932, S. 123/24.

Zwischen den *Palapdanomão*-Festen veranstalten die Surára und Pakidái im Laufe des Jahres nur noch wenig andere Festlichkeiten. Es sind auch nur kleine Feiern, die z. B. nach der zweimonatigen Medizinmannsgehilfenausbildung zweier junger Männer stattfinden, nach einem erfolgreichen Kriegszug, beim Einzug in eine neuerrichtete Maloka und im Anschluß an die zweite Menstruation eines Mädchens. Letztere hat außerdem einen familiären Charakter, denn daran beteiligen sich lediglich verwandte und befreundete Familien.

4. Krankheits-, Jagd-, Liebes- und Regenzauber

a) Krankheitszauber:

Aus der Rindenasche einer wildwachsenden Mimosenart (*Mimosa acacioides* ?) — *hekurá-hikená* — (s. auch S. 88) und dem Knochenpulver des Gavião-real (*Thrasaetus harpyia* L.) wird hin und wieder ein Zauberpulver bereitet. Abends, kurz vor Einbruch der Dämmerung, wenn gerade ein Gavião-real vorbeifliegt oder auf einem Baum sitzt, bläst der Häuptling jenes Pulver in die Richtung des Vogels. Dieser nimmt es auf und überträgt damit Krankheiten zu einem bestimmten feindlichen Stamm.

b) Jagdzauber:

Am Vorabend eines geplanten Jagdzuges nimmt der Jäger Schnupfpulver zu sich und betet etwa 2—3 Stunden lang zu den Hekurá (s. S. 92/93), wobei er über diese Poré und Perimbó (s. S. 91) um einen erfolgreichen Verlauf bittet. Bevor er dann am nächsten Morgen aufbricht, bemalt er sein Gesicht und den Körper mittels Urucu mit schlangenförmigen Linien. Wenn ihn seine Frau begleitet, trägt sie sich ebenfalls diese Muster auf, und einem Hund der mitgenommen wird, färbt man die Schnauze sowie dessen Füße mit der gleichen Farbe. Hierdurch soll das Jagdglück erhöht werden, und gleichzeitig ist damit ein Abwehrzauber verbunden gegen eventuelle Gefahren, die von Giftschlangen und Jaguaren drohen.

Hat der Jäger in Begleitung seiner Frau ein kleineres Wild oder einen Vogel erlegt, so trägt letztere die Jagdbeute in das Gemeinschafts-

haus. War der Mann allein, dann bringt er das Tier nur bis zum Eingang seiner Behausung. Hineingeholt wird es von seiner Frau oder einem anderen Mann. Ähnlich ist es mit einem Großwild, z. B. einem Tapir, von dem zunächst einige Fleischstücke mitgenommen werden; den Rest holen danach befreundete Stammesangehörige. Bis zum Eingang der Maloka kann der Jäger seine Jagdbeute also stets tragen, doch hineingehen darf er damit nie. Auch das Ausnehmen des Tieres muß er anderen Männern überlassen. Anschließend kann er das Fleisch zwar braten, doch nach der Zubereitung ist es ihm verwehrt, den ersten Bissen davon zu essen. Hat er seine Mahlzeit beendet, so ist er verpflichtet, erneut über die *Hekurá* zu *Poré* und *Perimbó* zu beten, denn diese fordern, daß man ihnen für die Jagdbeute dankt. Wenn der Jäger alle diese Vorschriften befolgt, werden ihm das vereinigte Höchste Wesen und die Hekurá stets wohlgesinnt bleiben und immer für einen glücklichen Jagdausgang sorgen.

Auch bei vielen anderen Stämmen Südamerikas finden sich gleiche oder ähnliche Konzeptionen für den Jagdzauber. Ich kann hier auf Zerries verweisen, der das einschlägige Quellenmaterial bereits zusammengestellt und vergleichend bearbeitet hat[227] [228]). Danach ergibt sich, daß für die Rotfärbung vor der Jagd fast immer Urucu benutzt wird. Métraux erwähnt jedoch, daß die alten Mocovi im Gran Chaco die Schnauzen ihrer Hunde mit Jaguarblut beschmierten[229]). Hieraus zieht Zerries den berechtigten Schluß, daß Urucu ein Substitut für Blut sei[230]), was von Métraux für die Chiriguano auch besagt wird[231]).

Außerdem ist noch hervorzuheben, daß jenes von den Surára- und Pakidái-Männern so streng befolgte Jagdgebot, welches besagt, daß ein Jäger seine Beute niemals selbst in die Maloka tragen darf, wahrscheinlich auf karaibische Einflüsse zurückzuführen ist. Zerries spricht in diesem Zusammenhang von Verschmutzungsriten, die sich auf das getötete Tier beziehen[232]). Seinen Untersuchungen zufolge schält sich hier als Kerngebiet der Norden Südamerikas heraus, wo man sie vor allem bei Karaibenstämmen der venezolanischen Küste und ihres Hinterlandes findet[233]). Als wichtigste Quellen führt der Autor Roth[234]) und Crévaux[235]) an sowie den sehr alten Bericht von Rochefort[236]), woraus zu ersehen ist, daß auch schon die Inselkaraiben diese Sitte kannten.

c) Liebeszauber:

Zum Zwecke des Liebeszaubers tragen junge Männer gelegentlich eine Curauáfaserschnur um den Hals, an welcher ein Wurzelstückchen der Tajá (*Colocasia antiquorum* und *Xanthosoma violaceum* Schott) — *kaará* — befestigt ist (s. S. 39). Wenn der Träger auf dasselbe beißt und es einem Mädchen oder einer Frau unter die Nase hält, so gewinnt er durch die ausströmenden Düfte deren Zuneigung. Ja, man sagte mir, daß die Liebe dann so groß sei, daß die Frau oder das Mädchen ihm überallhin folgen würde[237]).

Um sich vor diesem Liebeszauber zu schützen, verwenden verheiratete Frauen zwei Arten von Halsketten. Jüngere haben an ihrer Schnur aus Curauáfasern zahlreiche Wurzelstückchen der Tajá festgebenden und ältere kleine Stücke der Camaran-Liane (*Cipó* sp.) — *hil* — (s. S. 39). Diese vielen Wurzel- bzw. Lianenstückchen heben dann die Wirkung des einen Wurzelstückchens der jungen Männer auf.

Wenn ein Mann auf eine Frau böse ist, weil sie ihn nicht erhört, kann er auf folgende Weise an ihr Rache nehmen: An einem Regentage reißt er ein Blatt der Pupunha-Palme (*Guilielma speciosa* Mart.) herab und geht damit in den Urwald. Hat er einen Matamatá-Baum (*Eschweilera matamata* Hub.) erreicht, von dem

[227]) Zerries, 1952.
[228]) Zerries, 1954a.
[229]) Métraux, 1940, S. 283.
[230]) Zerries, 1954a, S. 22.
[231]) Métraux, 1931, S. 154, Anm. 1.
[232]) Zerries, 1954a, S. 339.
[233]) Zerries, 1954a, S. 136/37, 339/40.
[234]) Roth, 1915, S. 294.
[235]) Crévaux, 1883, S. 283.
[236]) Rochefort, 1658, S. 451.
[237]) Diese Art von Liebeszauber erinnert an eine Mythe der arawakischen Manao: Die Rinderwurzel (Holden, 1958, S. 32 ff.).

Tropfen herniederfallen, so legt er das Palmblatt unter den Baum. Hier läßt er es so lange liegen, bis es in Fäulnis übergegangen ist. Daraus entsteht ein Wurm, welchen der Mann später holt und danach röstet. Wirft er diesen dann auf die schlafende Frau, so bekommt sie keine Kinder mehr.

d) Regenzauber:

Obgleich die Surára und Pakidái den Regen mehr schätzen als eine zu starke Sonnenbestrahlung[149]), gibt es auch Anlässe, wo man ihn nicht gebrauchen kann, z. B. vor Jagdzügen oder anläßlich der Wanderung eines Stammes. In diesem Falle bemalen sich alle Männer, Frauen und Kinder den Körper mit einem Wirrwarr von schlangenförmigen Linien, um dem Regen dadurch Einhalt zu gebieten. Wenn das nichts nützt, so wird mittels einer dicken Liane ein Tauziehen — *toótotó* — veranstaltet. Diese Liane personifiziert die Sucuriju (*Eunectes murinus*) — *uaikonyá* —, welche als starkes Wassertier die Macht hat, *Poré* zu veranlassen, daß er aufhört, den Regenbaum zu schütteln (s. S. 92). Zuerst führen nur zwei Gruppen von rotbemalten Männern das Tauziehen durch. Doch wenn der Regen gar nicht nachlassen will, beteiligen sich auch rotbemalte Frauen daran. Ihre Teilnahme soll den Druck auf die Sucuriju verstärken, denn man nimmt von ihr an, daß sie weiblichen Geschlechtes und den Frauen daher besonders wohlgesonnen sei. Solches Tauziehen erstreckt sich oft über mehrere Stunden. Meist sah ich neben den Erwachsenen auch Kinder, die es mit einer dünnen Liane imitierten.

Wenn der Fall eintritt, daß es bei Sonnenschein regnet, so glauben die Surára und Pakidái, daß zwischen dem Mond, von dem der Regen ja kommt, und der Sonne ein schwerer Streit ausgebrochen sei. Alle Stammesangehörigen fühlen sich dann verpflichtet, ihrem Höchsten Wesen, dem Monde, beizustehen. Dies geschieht in der Weise, daß sich wiederum zwei gemischte Gruppen von Männern und Frauen formieren — eine stellt symbolisch die Bevölkerung des Mondes dar und die andere jene der Sonne —, welche sich gegenseitig mit nasser Erde bewerfen, diesen „Kampf" nennt man *xejejó*.

5. *Eine besondere Art der Dankbezeigung gegenüber Poré und Perimbó*

Im Anschluß an das Totenerinnerungsfest (s. S. 102ff.), nach der Ausbildungszeit zweier Medizinmannsgehilfen (s. S. 67f.), nach Krankenheilungen (s. S. 96ff.) u. a. Zauberzeremonien will man *Poré* und *Perimbó* (s. S. 91) außer den üblichen Gebeten, die durch Vermittlung der *Hekurá* (s. S. 92/93) erfolgen, auch noch in einer besonderen Weise danken. Zu diesem Zweck wird eine große Kalebasse mit Erde gefüllt, in welche man in Kreisform rotbemalte Zweige des Imbaúba-Baumes (*Cecropia palmata* Wild.) steckt, die man mit Fäden aus Bromeliafasern verbindet. Auch über die Stöcke werden kreuz und quer solche Fäden gezogen, und darauf klebt man Flaumfedern des Gaviãoreal (*Thrasaetus harpyia* L.). Das Gebilde — *ahuanohé* —, welches Frauen und Mädchen nicht sehen dürfen, wirkt wie ein Männerkopf, in dessen Haaren die Flaumfedern des Gaviãoreal kleben. Mehrere Krieger bringen diese Kalebasse auf Anordnung des Häuptlings in den Urwald und setzen sie an einer bestimmten Stelle nieder.

6. *Vögel als Nachrichtenübermittler*

Am 21. Mai 1956 führte der Surára-Mann Honohomá in seiner Maloka an der Cachoeira dos Índios am oberen Rio Aracá ein lautes Selbstgespräch, daß früh gegen 4.00 Uhr begann und bis gegen 6.00 Uhr währte; hierbei lag er in seiner Hängematte. Über die Bedeutung jenes scheinbaren Selbstgespräches gab mir hinterher mein kleiner Dolmetscher Jibeauwõ folgende Erklärung: Als Honohomá aufwachte, hörte er den kleinen Vogel Kaukaumá, einen Japim (*Cacicus cela* L.), singen, in dem sich aber gegenwärtig die Seele von Porékiwõ, dem Kriegshäuptling der Pakidái, befand. Letzterer wollte mit seinem Stamme in der

[149]) Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß z. B. bei den Taufipang große Furcht vor dem Regen besteht. (Koch-Grünberg, 1916, S. 130/31).

Maloka am mittleren Demini. Die Seele in dem kleinen Vogel erzählte, daß die Pakidái im Anschluß an das Totenerinnerungsfest wieder wohlbehalten in ihr Gemeinschaftshaus gelangt seien. Gleichzeitig berichtete er ausführlich über den Verlauf der Reise, von Jagderfolgen und über den Anbau neuer Bananenstauden und Pupunha-Palmen. Wenn der kleine Vogel für einige Zeit seinen Gesang unterbrach, gab ihm Honohomá Auskunft über das Befinden der Surára.

Nach Auffassung beider Stämme ist der kleine Japim ein Nachrichtenübermittler, der auch von Krankheiten und Todesfällen berichtet sowie von kriegerischen Auseinandersetzungen mit feindlichen Stämmen.

7. *Sportarten*

Abgesehen von dem Stockduell — *zelekukahl* —, welches aus Gründen der Eifersucht durchgeführt wird[100]), haben alle anderen Sportarten einen religiösen oder magischen Charakter.

Bemerkenswert ist vor allem das Ballspiel mit einer Affenblase — *yawokazi* —. An ihm dürfen sich nur männliche Stammesangehörige beteiligen, und zwar binden sie dazu stets ihre Baumwollgürtel um. Danach bilden sie einen Kreis und schlagen mit der flachen Hand die Blase unentwegt nach oben, welche dann sowohl den Mond als auch die Sonne repräsentiert (Abb. 50).

Dieses Ballspiel weist große Übereinstimmungen mit jenem der Uitoto auf, selbst hinsichtlich der damit verbundenen lunaren und solaren Vorstellungen[101]). Außerdem ist zu erwähnen, daß in einer Mythe der Paresi beide Himmelskörper als Federbälle gedacht sind[102]). Schließlich sei noch auf den asiatischen Volksglauben verwiesen, wo der fliegende Ball ebenfalls mit Sonne und Mond gleichgesetzt wird[103]).

Drei weitere Sportarten der Surára und Pakidái sind bereits an anderer Stelle beschrieben worden: *Potapoanhaná*, der im Sitzen durchgeführte Umschlingungskampf zweier Männer (s. S. 107), das Tauziehen (s. S. 112) und das gegenseitige Bewerfen mit nasser Erde (s. S. 122).

IX. Mythen und Legenden

Die nachstehenden Mythen und Legenden wurden mir von dem Surára-Häuptling Hewmão erzählt:

Die Schöpfung der Yanomámi

Die Erde bestand schon und war voller Pflanzen und Tiere, aber noch ohne Menschen. Doch eines Tages kam der erste Mann, Urubí, aus dem Bein des Xiapó, eines kleinen Vogels mit schwarzen und gelben Federn, ähnlich dem Japim. Kurze Zeit darauf gebar das Vogelbein einen zweiten Mann, danach einen dritten, einen vierten und schließlich eine Frau, Petá. Diese vier Männer und die Frau lebten in vollkommener Harmonie zusammen. Petá war zwar die Ehegefährtin von Urubí, dem Erstgeborenen, aber die anderen drei Brüder hatten auch das Recht, sexuellen Verkehr mit ihr zu pflegen[104]).

Nach einem Jahr brachte Petá einen kräftigen und gesunden Knaben zur Welt, der schnell wuchs und alle vier Männer „Vater" nannte[105]). Das Hauptvergnügen des Jungen war, mit seinem kleinen Bogen und Pfeil Vögelchen zu erlegen. Doch eines Nachts vinerte er aus Spaß

[100]) Dieses Stockduell habe ich bereits ausführlich beschrieben. (Becher, 1959, S. 160—167).

[101]) Preuss, 1921, S. 123, 133—136; 1923, S. 644 bis 655.

[102]) Karl von den Steinen, 1894, S. 425/36.

[103]) Krickeberg, 1928, S. 130.

[104]) Bei den Surára und Pakidái steht den jüngeren, unverheirateten Brüdern ebenfalls das Recht auf geschlechtlichen Verkehr mit den Frauen ihrer älteren Brüder zu. Außerdem haben die Angehörigen beider Stämme die Vorstellung, daß eine Frau nur dann kräftige Kinder gebären kann, wenn sie während ihrer Schwangerschaft auch häufig Verkehr mit anderen Männern pflegt.

[105]) Auch die Surára- und Pakidái-Kinder nennen den unverheirateten Bruder ihrer Vatern nicht Onkel, sondern ebenfalls Vater.

den Mond an und schoß einen Pfeil ab. Sofort trat eine Mondfinsternis ein. Blut tropfte herab und floß wie eine Flut über die ganze Erde[100]). Aus diesem Blute entstanden alle Yanomámi, d. h. die Surára, Pakidái, Puscheweterí, Aramamesterí, Xiriána, Karauaterí, Waiká etc. (s. S. 6).

Der Ursprung des Feuers

Der Urwald mit seinem Reichtum an Pflanzen und Früchten war bereits geschaffen, und auch die Menschen sowie alle Arten von Tieren lebten schon auf der Welt. Nur das Feuer fehlte noch. Neben ihrer pflanzlichen Kost konnten die menschlichen Bewohner daher lediglich rohes Fleisch zu sich nehmen, und während der Nacht fror sie in ihren Hängematten. Es war ihnen aber bekannt, daß der Kaiman (Jacaretinga) Feuer im Maule hatte. Doch trotz aller Bitten wollte er davon nichts abgeben. Da griffen die Menschen zu einer List. Sie baten den Kolibri, er möchte um den Kaiman herumfliegen und Späße machen. Anfangs blieb der Kaiman unbeweglich und nahm keinerlei Notiz von dem kleinen Vogel. Aber schließlich konnte er das Lachen nicht mehr unterdrücken, wobei aus seinem geöffneten Maule das Feuer herausschoß. Die Menschen waren darüber sehr glücklich und dankten dem Kolibri in überschwenglicher Form.

Die Herkunft der Banane

Früher waren die Surára-Männer nur Jäger, und die Frauen sammelten Früchte des Urwaldes. Jegliche Art von Feldarbeit war ihnen noch unbekannt. Doch als eines Morgens der Surára-Mann Horonamú besonders zeitig aufgestanden war und vor die Maloka trat, erblickte er zu seiner Überraschung eigenartige große Pflanzen, voll mit Früchten. Sogleich wollte er eine pflücken, doch die Stimme von *Poré*, dem Herrn des Mondes, welcher mit letzterem zusammen die höchste göttliche Macht repräsentiert (s. S. 91), ließ ihn erstarren. *Poré* sagte aber sehr freundlich, daß er jene Pflanzen für die Surára angebaut hätte und ihr Name *kurató* laute. Er befahl ihm dann, alle Stammesangehörigen zu benachrichtigen, daß die *Kurató* kultiviert werden sollen, denn dadurch würden sie niemals mehr Hunger zu leiden brauchen und wären nicht allein auf das Jagdglück angewiesen. Als Horonamú seinen Dank aussprechen wollte, war *Poré* schon verschwunden.

Die ersten Pupunha-Palmen

Die Surára kannten schon die Bananenstaude, und diese war die erste Pflanze, welche sie kultivierten. Eines nachts kam ein Japim (*Cacicus cela L.*) angeflogen und pflanzte auf Anordnung von *Poré* zwischen den Bananenstauden Pupunha-Palmen (*Guilielma speciosa* Mart.) an. Am frühen Morgen weckte er die Surára durch einen besonders lauten Gesang, und als diese überrascht vor die Maloka traten, sagte er ihnen, daß diese Palme *homonamá* genannt würde und ihre Früchte — *arazá* — sich zum Essen sowie zur Bereitung eines erfrischenden Getränkes eigneten.

Die Erschaffung der Jibóia-vermelha

Einst lebte der Surára Karemoná, welcher sehr zänkisch veranlagt war. Jeden Tag mißhandelte er seine beiden Frauen und stritt sich mit den anderen Männern herum. Nie fügte er sich den Anordnungen des Häuptlings und versuchte sogar, die Disziplin des Stammes zu unterhöhlen. Da alle Ermahnungen nichts nutzten, wurde er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

Karemoná bemalte seinen Körper mit Urucu und verließ die Maloka. Nachdem er einige Stunden im Urwald gewandert war, legte er sich ermüdet auf den Boden und schlief ein. Während des Schlafes wurde er wegen seiner Unbotmäßigkeit von *Poré* in die Jibóia-vermelha (*Epicrates cenchris*) — *oatá* — verwandelt.

Die Erschaffung des schwarzen Jaguars

Die Surára hatten schon die Brandrodung kennengelernt und kultivierten Bananenstauden und Pupunha-Palmen. Eines Tages sahen sie in der Waldrodung eine große Kröte. Ein Surára wollte sie töten, doch sie floh auf die andere

[100]) Aus diesem Grunde wird den Surára- und Pakidái-Kindern noch heute streng verboten, mit dem Pfeil in Richtung des Mondes zu schießen.

Seite der Roça (Waldrodung) und verwandelte sich dort in einen schwarzen Jaguar.

Die Erschaffung des Tapirs

Ein Cuatá-Affe fiel von einem hohen Baum und konnte nicht wieder hinaufklettern. Nach mehreren ergebnislosen Versuchen verwandelte er sich in einen Tapir.

Die Erschaffung der Wildschweine

Eine Bande von Cuxiú-Affen fiel von einem hohen Baume. Nach vergeblichen Versuchen, wieder hinaufzuklettern, verwandelten sie sich in Wildschweine.

Die Erschaffung des Ameisenbären

Ein Surára-Mann, der seine Schwiegermutter vergewaltigt hatte, wurde zur Strafe von *Porí* in einen Ameisenbär verwandelt. Seit dieser Zeit besteht die Schwiegerscheu zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, und das Fleisch des Ameisenbären darf von den Stammesangehörigen nicht gegessen werden.

X. Charakter und Denkweise

Trotz geringfügiger Kontakte mit den Caboclos (Gummi- und Palmfasersammler, Pflanzer und Personal des Indianerschutzpostens Ajuricaba am mittleren Demini) haben sich die Surára und Pakidái noch durchaus den Charakter unverdorbener Naturvölker bewahrt, denen so althergebrachte indianische Tugenden, wie Gastfreundschaft, Mäßigkeit und Ehrlichkeit, noch nicht fremd geworden sind. Schon anläßlich meiner ersten Berührung mit ihnen konnte ich dies feststellen. Als ich, gemeinsam mit meinem Diener Mateus, neun Surára-Krieger an der Cachoeira dos Índios am oberen Rio Aracá traf, bestaunten sie zwar unser Boot, den Außenbordmotor und die zahlreichen Geschenke und Tauschartikel in Gestalt von Messern, Beilen, Töpfen, Glasperlen usw., rührten aber nichts an. Sie waren auch sofort bereit, uns zu ihrer etwa 70 km entfernten Maloka mitzunehmen und trugen die 50—60 kg schweren Koffer, Kisten und Säcke[illegible]) [illegible]), die ja für ihre Begriffe ungeheuere Schätze enthielten. Während des dreitägigen anstrengenden Marsches herrschte eine ausgesprochene Harmonie, ständig wurde gelacht und gescherzt. Als die Indianer hörten, daß mich Mateus „doutor" nannte, brachen sie in ein besonders großes Gelächter aus und erklärten uns, daß *istori* (Jaboti) eine passendere Bezeichnung für mich wäre. Der Name blieb mir dann auch bis zu meinem Abschied und war glänzend für mich geeignet, denn als Angehöriger der Zivilisation wirkt man ja, im Vergleich zu den freien Waldindianern, recht schwerfällig in den Urwaldgebieten.

Diese neun Krieger hätten uns mit Leichtigkeit umbringen und allein mit den Geschenken und Tauschartikeln davonziehen können. Doch nicht einen Augenblick lang war ich mir einer Gefahr bewußt, denn liebenswürdigere und fürsorglichere Begleiter kann es gar nicht geben. Wie groß ihre Ehrlichkeit war, möchte ich noch durch folgendes Beispiel dokumentieren: Während des Marsches auf den unwegsamen Indianerpfaden im ewigen Halbdunkel des Urwaldes war mir eine Schachtel Zigaretten aus meiner Hosentasche gefallen. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als mir abends am Rastort ein Indianer die Schachtel mit vollem Inhalt zurückbrachte. Es war dann selbstverständlich, daß ich dem ehrlichen Finder die Zigaretten überließ und ihm noch ein Messer dazu gab.

Auch während meines monatelangen Zusammenlebens mit beiden Stämmen hatte ich alle Koffer, Kisten und Säcke immer offen stehen, doch nie wurde mir etwas gestohlen. Selbst der Tausch von ethnographischen Gegenständen vollzog sich, meist unter Aufsicht der Häuptlinge, in völliger Ruhe und Gelassenheit. Wenn ich Männern, Frauen oder Kindern Messer, Töpfe, Glasperlen u. a. Gegenstände

[illegible]) Becher, 1957a, S. 113.
[illegible]) Becher, 1958, S. 133.

scheinbar, so nahmen sie diese stets mit unbewegtem Gesicht, aber ohne Dankerbezeugung entgegen. Doch ein Wort für „danke" existiert in ihrer Sprache ebensowenig wie in denen anderer Indianersprachen. Daß sie sich freuten, konnte ich aber an ihren leuchtenden Augen ablesen.

Vor dem Abschied eines Familienmitgliedes kommt es zwischen den Angehörigen niemals zu rührseligen Szenen oder gar zu Liebkosungen, und selbst bei der Rückkehr kann man eine Gefühlsbewegung nur an den strahlenden Augen erkennen.

In Gegenwart von Fremden zeigen sich besonders Frauen und Mädchen anfangs scheu und ernst, doch wenn man ihr Vertrauen gewonnen hat, sind sie lustig und ausgelassen. Die Zuneigung der Kinder gewann ich besonders rasch und damit auch die ihrer Eltern und der anderen Erwachsenen. Eine wichtige Rolle im Umgang mit Indianern spielt natürlich die Behandlung. Tritt man den Suaiva und Pukiddi freundlich und zuvorkommend gegenüber, so kann man bei ihnen alles erreichen. Würde man sich dagegen abfällig über ihre Sitten und Gebräuche äußern, mit ihnen schelten oder gar ein Kind schlagen, zieht man sich ihren Widerwillen zu. Nervösen Leuten wäre daher ein Besuch in den Malokas dieser Indianer nicht zu empfehlen, denn Ruhe findet man den ganzen Tag über nicht, und oft fehlt sie sogar in der Nacht. Immer standen oder saßen Männer, Frauen und Kinder um mich herum. Unermüdlich sprachen sie mir anfangs die Worte ihrer Sprache vor, lachten mich aber nie aus, wenn ich sie mit falscher Betonung wiederholte. In der ersten Zeit wurde ich sogar am ganzen Körper betastet, und mit besonderem Interesse untersuchte man meine Brille[107]) und zeigte sich sehr erstaunt über mein blondes Haar und meine blauen Augen. Rasierte ich mich, so war ich ebenfalls von einem Kreis Zuschauer umgeben[108]). Selbst wenn ich eine Notdurft verrichten mußte, wurde ich gefragt, wohin ich gehe, und abwechselnd schlossen sich mir Begleiter an.

Sehen die Suaiva und Pukiddi zum ersten Male etwas Neues, oder gefällt ihnen ein Gegenstand besonders gut, dann bekunden sie ihren Beifall durch lautes Schnalzen. Unterhaltungen führen sie über alles, und auch in der Nacht wird meist noch stundenlang erzählt. Dabei kommt es aber niemals vor, daß sie sich gegenseitig ins Wort fallen.

Der Mann ist zwar das Oberhaupt der Familie, doch die Frau gilt als seine gleichberechtigte Gefährtin, ohne deren Rat er nichts Wichtiges unternimmt. Hat er zwei oder mehrere Frauen, so führt die jüngste meist ein Privatleben dazu, für welches auch die älteren mitarbeiten müssen. Mißhandlungen von Frauen kommen nur wegen Ehebruchs und aus Gründen der Eifersucht vor. Doch wenn ein Mann seiner Frau schlägt oder ihren Körper mit dem Cotimandemonarchen blutig ritzt, so eilen gleich mehrere Geschlechtsgenossinnen zu ihrer Hilfe herbei. Sie versuchen dem wütenden Mann die Arme festzuhalten, und eine Frau bemüht sich, sein Sexualorgan zu erfassen und preßt es dann mit aller Kraft zusammen, so daß ihm die Lust zu weiteren Mißhandlungen vergeht. Die übrigen Stammesangehörigen schauen solch einem Schauspiel interessiert zu. Es ist übrigens bemerkenswert, daß die meisten Frauen recht energisch sind und mit Ausdauer schimpfen können. Wenn sich eine Frau über ihren Mann ärgert, weil er vielleicht untreu war oder nicht zur Jagd gegangen ist, dann schilt sie oft stundenlang so laut vor sich hin, daß alle übrigen Bewohner der Maloka jedes Wort verstehen. Der geschmähte Mann bleibt jedoch selbstverständlich in tiefster Ruhe in seiner Hängematte liegen, denn eine schimpfende Frau darf niemals unterbrochen werden. Aber auch zwischen den Frauen kommt es gelegentlich zu wahren Schimpfkanonaden, die mit grellem Stimmaufwand geführt werden. Ich hatte dabei stets den Eindruck, als gerieten sie jeden Augenblick handgreiflich aneinander. Manchmal kommt das aber auch tatsächlich vor. Dann stehen sie sich gegenseitig an den Haaren und schlagen sich mit den Händen ins Gesicht und auf den übrigen Körper.

[107]) Der Suaiva-Häuptling war von meiner Brille so beeindruckt, daß er mich bat, ihm beim nächsten Besuch unbedingt eine mitzubringen.

[108]) Ähnliche Erfahrungen machten Chaffanjon bei den Kuikuru (Chaffanjon, 1889, S. 187/188), Koch-Grünberg bei den Tucúpango und Makuna (Koch-Grünberg, 1923/24, S. 38/39) und Baldus bei den Tapirapé. (Baldus, 1937b, S. 64/65).

In diesem Falle gerieten andere Frauen nicht ein und ebensowenig Männer. Alle schienen gebannt zu sind warten, bis die Raubtiere beendet ist.

Kinder werden mit besonderer Liebe und Zärtlichkeit behandelt. Meist dienen sie dem auch ihren Eltern, indem sie ihnen eine besonderwillende Anhänglichkeit bewahren. Wie bald ich erlebt, daß man aber Menschen vorzugsweise[...]. Wenn sie allerdings so schwach oder krank geworden waren, daß sie nicht mehr an den gemeinsamen Wanderungen teilnehmen konnten, wurden sie, gemäß der Stammesmitte, getötet (s. S. 70/71).

Das Sensibelste, empfindlichste Wesen aller Sorira und Pukidi ist aber mit einem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein gepaart. Zusammen mit ihren Verbündeten, vor allem den nächstgelegenen Kirirão, fühlen sie sich wirklich als die Beherrscher der Welt, die ihrer Nahrung nach nur aus Urwald, Bergen, Flüssen und Seen besteht. Die Caboclos (Pflanzer, Gummi- und Palmfruchtsammler), jene einzigen Angehörigen der Zivilisation, welche ihnen bekannt sind, werden deshalb stets mit einer gewissen mitleidigen Verachtung von ihnen behandelt, da sie auf dem Standpunkt stehen, daß alle Zivilisierten, Weiße, Schwarze und Mischlinge, schwach und krüppelhaft sind und ihr Leben nur der wohlwollenden Nachsicht der Indianer verdanken[...]. Als ich ihnen von Städten erzählte, in denen viele weiße und schwarze Menschen leben, vom Meer und den darauf fahrenden großen Schiffen, konnten sie dies erst gar nicht fassen und wurden unschlüssend nicht nachdenklich. Später, bei meinem Abschied, mahnten sie mich noch, nicht so weit auf das Meer zu fahren, damit ich nicht von der Krankheit (s. S. 91) abstürze.

XI. Verstandesmäßige Fähigkeiten

Besonders ausgeprägt ist bei den Sorira und Pukidi das Erinnerungsvermögen, sowohl in bezug auf die Mythen und Gesänge, die Religion und Stammesgeschichte als auch hinsichtlich der Flora und Fauna sowie der Eigentümlichkeiten einer Landschaft[...]. Auch die Nach-

[...] Auch Baldus berichtet von den Tupinaqui, daß man dort die Alten sehr gut behandelt (Baldus, 1938, S. 109), während Peter Gheenen bezüglich der Tobaria in dieser Hinsicht ein sehr düsteres Bild entwirft: „Entre os indios Bororó-Orientais, o sentimento dos velhos é dos mais ignorados..... Pedestamos disse, que matou de novo, que o velho ou a velha, quando não pode mais trabalhar para a tribo, é considerado como bocaxorro que já deu cacha, e ninguem está compromisso deles....." (P. Gheenen, 1940, S. 15).

[...] Ähnliche Verhältnisse fand Baldus bei Stämmen des nordöstlichen Chaco (Baldus, 1937, S. 114) und Métraux bei den Kayapó. (Siehe Prof. Métraux' Aufsatz mit dem während der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Berlin, 1937, mit).

[...] Hiermit möchte ich auf eine Bemerkung von Baldus verweisen: „Was den Gedächtnis des Indianers im großen und ganzen angeht, so haben durch uns, von auf der ihm zugänglichen Bühne der Eroberungsgeschichte hat besonderswert. So erschien den Indianern bei meiner Ankunft das Schreiben und Zeichnen von mir geheimnisvoll. Als ich ihnen meinen Fußbodenhalter und Metallstifte zeigte und sie bat, etwas zu zeichnen, bemühten sich die Kinder, auch Männer und Frauen etwas anderes zustande als die Mädchen schlangenförmigen Linien, Kreise und Punkte, welche sie meist mit Urucu auf ihren Körper, ihr Gesicht und die Gebrauchsgegenstände malen. Doch erhielt ich Bäume, Häuser und Tiere verzeichnet, wenn ich nach einigen Versuchen beginnende, diese Gebilde zu kopieren. Sie zeigten sich darin unverhältnismäßig und wollten, wenn sie einmal begonnen hatten, gar nicht wieder aufhören. Es dauerte auch nicht lange, bis sie

einigen Zweckmäßigkeit besitzt. Ich wird sich jede Eigentümlichkeit einer Landschaft, die er durchwandert, merken, denn das ist wichtig, um den Weg wiederzufinden, und ihn den Gefährten beschreiben zu können. Die vielgerühmte „Orientierungsgabe" der Indianer ist nichts anderes als Erinnerungsvermögen." (Baldus, 1937, S. 118).

Buchstaben und schließlich ganze Worte nachsprechen konnte[***] [***].

Jüngere Leute zeichnen sich durch rasche Auffassungsgabe und eine erstaunliche Lernfähigkeit aus. Obgleich diese Indianer sehr selten mit Caboclos in Berührung kommen, und meist sind es nur die Männer, verfügen beide Geschlechter bereits über einen gewissen Schatz portugiesischer Worte und Redewendungen. Ein kleiner, etwa zwei Jahre alter Surára-Junge, Jibaxawé, auch Hanéli genannt, der fast zwei Jahre in der Hütte des Pakaóbrasseurs

[***] Gleiches berichtet Bühler von Indianerkindern im nordwestlichen Chaco: „Leicht merkt die Indianer und ‚mit unserem Jungen schwer‘, dieses Urtheil an im Schulwesen und Verkehrsleben nicht besser zu merken.“ (Bühler, 1931, S. 116).

[***] Aber auch die entsprechenden Erfahrungen dieser mutigen Forscher sollen noch angeführt werden. Es handelt sich erstens um Cravenne, dessen nachstehende Schilderung die Opinião bestätigt: „Je m'amuse à reproduire les figures et les ombrages dont sont couverts les gens du village. Elles prétendent beaucoup d'analogie avec les gravures de la roche Tinaïri du Marroni. Il me vient ensuite l'idée de tailler un morceau de charbon et de le donner au capitaine Jean-Louis en le priant de dessiner sur mon cahier, qu'il m'avait copié, tandis qu'il copiait les dessins qu'il m'avait montrés. Jean-Louis en est guère dessinateur. Au contraire le petit Yanni me fait rapidement non, plus avec des charbons, mais avec un crayon, des dessins d'hommes, de chien, de tigre, enfin de tous les animaux et diables du pays.

Un autre Indien reproduit toutes sortes d'arabesques qu'il a l'habitude de peindre avec la genipa.

Ayant dessiné quelques signifiés à mon dessinateur, c'est à qui me demandera un crayon pour imiter du papier. Je vois que rien ne m'engage qu'un morceau d'être absolument ignorants des beaux-arts dessinent tous avec une facilité extraordinaire. ...“ (Cravenne, 1886, S. 387/7). — Doch nicht minder interessant ist die Anzeige Kiel von den Stämmen bezüglich der Suya am Xingú, mit welcher er bezweckt, daß diese Indianer den Beweis gut zu führen vorhaben und schöne Motive in ein Notizbuch zeichneten, obgleich er der erste Weiße war, den sie sahen. (Kiel von den Stämmen, 1888, S. 102).

Manuel Antonio Gómez am Rio Araçá verbracht hatte, beherrschte die portugiesische Sprache sehr vollkommen und leistete sehr einsichtige Dolmetscherdienste. Ihm allein verdanke ich es überhaupt, daß ich tiefer in die geistige Kultur der Surára und Pakaóbrasseurs eindringen und die vollständigen Wörterverzeichnisse aufnehmen konnte[***]. Den meisten Männern fiel es auch nicht schwer, schon nach kurzer Zeit mit unserem beiden Gewehren umzugehen; einige beschäftigten sogar bald den Aufnahmebeamten, und der Surára-Häuptling Hewanda, welcher großes Interesse für meinen Photoapparat zeigte, machte recht brauchbare Aufnahmen damit. Die Denkfähigkeit scheint bei den Männern etwas stärker entwickelt zu sein als bei den Frauen[***].

[***] Der kleine Junge hatte vor drei Jahren durch ein ungeschickteres Gefäß mit kochendem Bananenbrei lebensgefährliche Verbrennungen am Unterleib erlitten. Da der Häuptling die Heilung aufgegeben hatte, daß er sterben würde, wollte er den unbeholfenen lassen. Die Bitte dieses Vaters, wie auch die der Pakaóbrasseurs, gebietet ebenfalls, daß alle alten und schwerkranken Personen, die nicht mehr an den gemeinsamen Wanderungen teilnehmen können, getötet werden müssen (a. S. 70/73). Die Großmutter des kleinen Jungen, der ein Weiterwandern ist, brachte den aber eines Nachts heimlich in die Hütte des spanischen Pakaóbrasseurs Manuel Antonio Gómez, dem es gelang, ihm das Leben zu retten. Der Häuptling soll über die eigenmächtige Handlung der Großmutter zwar sehr böse gewesen sein, hatte sich aber dann, als er sah, daß der Kleine Heilung fand, wieder beruhigt.

[***] Diese Feststellung deckt sich mit einer Beobachtung von Bühler bei den Tumarokká, und der Gelehrte schließt eine Bemerkung an, welche auch für die Surára und Pakaóbrasseurs zutreffen könnte: „Die Unterschiede in der Begabung der Geschlechter werden vielleicht durch die Lebensweise und Arbeitsteilung hervorgerufen. So hat wahrscheinlich bei den Tumarokká der Nahrungserwerb des Mannes seinen Scharfsinn gesteigert, weil er dabei nicht nur wie die Frau Pflanzen sammelt, sondern auch auf die Jagd geht ...“ (Bühler, 1931, S. 114).

XII. Zählen und Zeitauffassung

Die Sorára und Pubiddi zählen nur bis drei:

1 — *mahán*
2 — *parahábi*
3 — *prahatabi*.

Danach kommt viel — *prahá* — und sehr viel — *prahá, prahá* —. Das Gegenteil davon, wenig, heißt — *parhatará* —. Eine Hand wird *mahán* auch genannt und beide Hände *parahábi* auch. Die Finger — *tanáili* — werden niemals als Hilfsmittel für das Zählen verwendet.

Ob eine Menge größer oder kleiner geworden ist, können die genannten Indianer zwar mit einem Blick feststellen, doch es fehlt ihnen die Möglichkeit, es zahlenmäßig auszudrücken. Stehen z. B. 20 Pfeile zusammen und man vermindert oder vermehrt das Bündel während der Abwesenheit des Besitzers nur um einen, so bemerkt er diese Veränderung bei der Rückkehr sofort.

Der Tag beginnt mit dem Sonnenaufgang — *pátamahajáhda* — (Sorára), — *hemaháwali* — (Pubiddi) und endet mit dem Sonnenuntergang — *pátamajáhab* — (Sorára), — *hetaméle* — (Pubiddi). Der Ort des Sonnenaufgangs wird dagegen von beiden Stämmen *pátamajáhamajáwáhab* genannt und der Ort des Sonnenuntergangs *pátamaháwáwab*. Den Rhythmus des Tagesablaufes bestimmt man nach dem Stand der Sonne — *pamilatari* — (Sorára), — *hemiheta* — (Pubiddi), dem Helligkeitsgrad, den Temperaturschwankungen und dem Wind — *ihabá* — (Sorára) — *yarí* — (Pubiddi). Morgens, so sagte man mir, sei meist ein leichter Wind zu verspüren, mittags ist es fast immer windstill, und nachmittags weht er etwas stärker.

Der Tag wird *pátamahárá* genannt, der Morgen *hemahá*, der Abend — *pátamahawáhabá* — und die Nacht — *pátamaháli* —. Für Mittag und Mitternacht gibt es keine Bezeichnungen, auch nicht für Jahr, Monat und Woche. Man spricht nur von der Trockenzeit — *pahatará* — und der Regenzeit — *prahá* —.

Außer dem Wort für Mond — *parahá* —, gibt es noch Benennungen für Neumond — *tatarále* — und Vollmond — *parahábiáwa* —, sowie für Mondfinsternis — *pamalle* — (Sorára), — *hahábi* — (Pubiddi). Die Sonnenfinsternis wird überhaupt nicht genannt. Für die einzelnen Sterne und Konstellationen hat man keine besonderen Namen, man spricht nur generell von Sternen — *parinal* — und großen Sternen — *parinal hoa* —.

Literatur

Abkürzungen

A = Anthropos.
AC = Antropológica, Caracas.
ACA = Anales del Instituto de Etnografía Americana, Universidad Nacional de Cuyo, Mendoza.
AIA = Archiv für Anthropologie, Braunschweig.
AfV = Archiv für Völkerkunde, Wien.
AMLP = Anales del Museo de La Plata.
AMN = Arquivo do Museo Nacional, Rio de Janeiro.
BA = Baessler Archiv, Berlin.
BAEA = Bureau of American Ethnology, Annual Reports.
BAEAP = Bureau of American Ethnology, Anthropological Papers.
BAEB = Bureau of American Ethnology, Bulletins.
BAEB (SSs) = Bureau of American Ethnology, Bulletins (Handbook of South American Indians).
BEI = Bulletin of the Essex Institute, Salem, U.S.A.
BIV = Boletín Indigenista Venezolano, Caracas.
BPB = Biblioteca Pedagógica Brasileira, São Paulo.
CES = Comparative Ethnographical Studies, Göteborg.
CIA = Congreso Internacional de Americanistas, Actas.
CIAE = Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques.
E = Ethnos.
EVS = Educação e ciências sociais, Rio de Janeiro.
FVS = Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, Leipzig.
G = Globus, Braunschweig.
GJ = The Geographical Journal.
GR = The Geographical Review.
IA = Ibero-Americana, Berkeley.
IAE = Internationales Archiv für Ethnographie.
IAE (S) = Internationales Archiv für Ethnographie (Supplement Bd.).
KB = Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Braunschweig.
KITM = Koninklijk Instituut voor de Tropen, Mededeling, Amsterdam.
MGGH = Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Hamburg.
MIWF = Mitteilungen des Instituts für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
MNVH = Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg.
MSA = Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris.
NGM = The National Geographic Magazine.
P = Paideuma (Mitteilungen zur Kulturkunde), Wiesbaden.
PF = Psychologische Forschung (Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften), Berlin.
PM = Primitive Man, Washington, D. C.
PPM = Papers of the Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University, Cambridge, Mass.
RA = Revista de Antropologia, São Paulo.
RAM = Revista do Arquivo Municipal, São Paulo.
RIE = Revista del Instituto de Etnología de la Universidad Nacional de Tucumán.

RMLP = Revista del Museo de La Plata.
RMP = Revista do Museu Paulista. São Paulo.
S = Sociologia. São Paulo.
SISA = Smithsonian Institution — Institute of Social Anthropology.
TC = Trabajos y Conferencias. Seminario de Estudios Americanistas (Facultad de Filosofía y Letras). Madrid.
TM = Le Tour du Monde. Paris.
U = Die Umschau in Wissenschaft und Technik. Frankfurt/Main.
UCP = University of California, Publications in American Archaeology and Ethnology. Berkeley.
UMPA = University of Pennsylvania. The University Museum, Anthropological Publications.
VMDV = Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin.
WVM = Wiener Völkerkundliche Mitteilungen.
WZL = Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig.
ZfE = Zeitschrift für Ethnologie.
ZfE(V) = Zeitschrift für Ethnologie (Verhandlungen).
ZGG = Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. Berlin.
ZMA = Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Stuttgart.

Ahlbrinck, W.
1956 Op Zoek naar de Indianen.
KITM CXVIII.

Alba, Gregorio Hernández de
1948 The Achagua and their neighbors.
BAEB 143 (Bib 4), S. 399—412.

Appun, Carl Ferdinand
1871 Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guayana und am Amazonenstrome in den Jahren 1849—1868. 2 Bd. Jena.

Baldus, Herbert
1931 Indianerstudien im nordöstlichen Chaco.
FVS XI
1937 Ensaios de Etnologia Brasileira.
BPB, Serie 5ª, Brasiliana, Bd. 101.
1939 Die Herrschaftsbildung und Schichtung bei den Naturvölkern Südamerikas.
AIA (N.F.) XXV, S. 112—130.
1945 Os Tapirapé, tribo tupi no Brasil Central.
RAM CV, S. 77—90.
1950 A alimentação dos índios no Brasil.
S XII, Nr. 1, Separata, S. 1—13.
1954 Bibliografia Crítica da Etnologia Brasileira. São Paulo.
1956a Ethnologische und linguistische Forschungsmethoden in Brasilien.
CIAE, 4., Wien 1952, Bd. III, S. 293—295.
1956b Some Aspects of Tapirapé Morals.
Encyclopedia of Morals, S. 601—608, New York.
1958 Die Jaguarzwillinge. Mythen und Heldengeschichten, Ursprungssagen und Märchen brasilianischer Indianer. Eisenach und Kassel.

Baldus, Herbert, e Willems, Emilio
1950 Dicionário de Etnologia e Sociologia.
BPB, Serie 4ª, Iniciação científica, Bd. 17.

Barker, James
1953 Memoria sobre la cultura de los Guaiba.
BIV I, Nr. 3—4, S. 435—489.

Barrère, Pierre
1743 Nouvelle relation de la France équinoxiale, contenant la description des côtes de la Guiane; de l'isle de Cayenne; le commerce de cette colonie; les divers changements arrivés dans ce pays; et les mœurs et coutumes des différents peuples sauvages qui l'habitent. Paris.

Barrère, Pierre
1751 Neue Beschreibung von Guiana.
In: Neue Reisen nach Guiana, Peru und durch das südliche America. Aus dem Französischen übersetzt, S. 1—178, Göttingen.
Bartels, Max und Paul, s. Plow, Heinrich und Bartels, Max und Paul.
Beals, Ralph L.
1932 The Comparative Ethnology of Northern Mexico before 1750.
IA 2.
Becher, Hans
1951 Gürtel und Hüftschmuck südamerikanischer Naturvölker.
Diss., ungedruckt. Hamburg.
1955 Cintos e cordões de cintura dos Indios sul-americanos (não-andinos). Tradução de Frei Joaquim da Silva, O.F.M.
RSEP (N.S.) IX, S. 7—180.
1956 Tribos existentes entre o Rio Cuiriauni e o Rio Negro.
RA 4, S. 158—170.
1957a Bericht über eine Forschungsreise nach Nordwestbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Araçá.
ZfE 82, S. 112—120.
1957b Die Yanomami (Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricoera, Serra Parima und Rio Negro).
WVM 5, S. 13—20.
1957c A importância da banana entre os Indios Sanéma e Pakidái.
RA 5, S. 105—114.
1958 Un viaje de investigación por los Ríos Demini y Araçá (Brasil). Traducción del alemán por Fernando Rodríguez Laguarda.
TC II, 3, S. 140—180.
1959 Zeichnerisch. Das Stockhaus der Sanéma- und Pakidái-Indianer. (Ein Beitrag zum Problem der „Häuptlingsstellung" und der Tonsur in Südamerika).
MMVN XXV (Amerikanistische Miszellen), S. 160—167.
Beglar, L.
1958 Ein endokannibalischer Ritus in Südamerika.
Miscellanea Paul Rivet, Octogenario Dicata, II, S. 67—83. México.
Benedit, R.
1907 Die tätowen Stoge an der Bucht von Rio de Janeiro.
MGGH XXX, S. 1—68.
Brett, William Henry
1880 Legends and myths of the aboriginal Indians of British Guiana. London.
Cooper, Fenner
1933 Ein Kulturwandel im Hinterland der Flüsse Gasparini und Machado (Westbrasilien), dargestellt nach ungedruckten und anderen wenig bekannten Quellen, mit besonderer Berücksichtigung der Xokrengo- und Gorotíretel.
Diss., ungedruckt. Hamburg.
Chaffanjon, Jean
1889 L'Orénoque et le Caura; relation de voyages exécutés en 1886 et 1887. Paris.
Coimbra, Paul Le
1947 Árvores e plantas úteis.
BPB, Série 5ª, Brasiliana, Bd. 251, 2. Aufl.
Cooper, John M.
1949 Stimulants and Narcotics.
BAEB 143 (Hdb II), S. 525—558.
Coreal, François
1722 Voyages de François Coreal aux Indes Occidentales, contenant ce qu'il y a vû de plus remarquable pendant son séjour depuis 1666. jusqu'en 1697. . . . Trad. de l'Espagnol, 3 Bd. Amsterdam.
Coudreau, Henry Anatole
1887 La France équinoxiale. Bd. 2. Paris.
Coudreau, Olga
1903 Voyage à la Mapauri, 11 avril 1901—24 décembre 1901. Paris.

Crevaux, Jules M.
1875 Sur les Indiens Roucouyennes.
MSA Série 2, Tome 2, S. 250—258.
1880 De Cayenne aux Andes.
TM XL, S. 33—112.
1883 Voyages dans l'Amérique du Sud. Paris.
Cruxent, J. M.
1953a Indios Guaika: Incineracon de Cadaveres.
BIV I, 1, S. 149—150.
1953b Guanari, Dios Bueno Maquiritare. — Mito de los Indios Maquiritare del Rio Cuzucuzuma, Territorio Federal Amazonas.
BIV I, 2, S. 325—328.
Dupouy, Walter
1953 Noticia sobre una curiosa postura sentada de los Guaika.
BIV I, Nr. 3—4, S. 491—499.
Ehrenreich, Paul
1890 Mittheilungen über die zweite Xingú-Expedition in Brasilien.
ZfE XXII, S. 81—98.
1891 Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens.
VMBV II.
Farabee, William Curtis
1918 The Central Arawaks.
UMPA IX.
1924 The Central Caribs.
UMPA X
Feldner, Wilhelm Christian Gotthelf von
1828 Reisen durch mehrere Provinzen Brasiliens. 2 Bd., Liegnitz.
Finney, Kenneth R.
1957 Prestamos culturales observados entre los Waica.
AC 2, S. 26—30.
Friederici, Georg
1899 Der Indianerbund von Nordamerika.
G 76, S. 361—365.
1907 Die Wirkung des Indianerbogens.
G 91, S. 323—330.
Frikel, Protasius
1957 Zur linguistisch-ethnologischen Gliederung der Indianerstämme von Nord-Pará (Brasilien) und den anliegenden Gebieten.
A 52, S. 509—563.
Frödin, Otto und Nordenskiöld, Erland
1918 Über Zwirnen und Spinnen bei den Indianern Südamerikas.
Kungl. Vetenskaps- och Vitterhetssamhällen Handlingar.
Fjärde följden XIX, Göteborg.
Froger
1713 Relation d'un voyage de la Mer du Sud, détroit de Magellan, Brésil, Cayenne et les Isles Antilles Amsterdam.
Fuchs, Helmut
1956 Initiationen in Südamerika.
Diss., ungedruckt. Wien.
Giacone, Fr. Antonio, S. S.
1949 Os Tucanos e outras tribus do Rio Uaupés afluente do Negro-Amazonas. Notas etnográficas e folclóricas de um Missionário Salesiano. São Paulo.
Gillin, John
1936 The Barama River Caribs of British Guiana.
PPM 14, Nr. 1, S. 1—274.
1948 Tribes of the Guianas.
BARB 143 (Hb 5), S. 799—860.

Gilmore, Raymond M.
1950 Fauna and ethnozoology of South America.
BAEB 143 (Hb 6), S. 345—464.
Goeje, C. H. de
1906 Bijdrage tot de Ethnographie der Surinaamsche Indianen.
IAE(S) 17
1943 Philosophy, Initiation and Myths of the Indians of Guiana and Adjacent Countries.
IAE 44, S. 1—136.
Grimm, Hans
19 8 59 Völkerkunde und moderne Medizin.
WZL 8. Jahrg., Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe — Heft 1, S. 337—365.
Grosse, Ernst
1894 Die Anfänge der Kunst. Freiburg i. B. und Leipzig.
Gumilla, J.
1745 El Orinoco ilustrado, y defendido, historia natural, civil, y geographica de este gran rio, y de sus caudalosas vertientes. 2 Bd. Madrid.
Haebler, Ruth
1919 Die geflochtene Hängematte der Naturvölker Südamerikas.
ZfE 51, S. 1—18.
Haekel, Josef
1958 Religion.
Lehrbuch der Völkerkunde, S. 40—72. Stuttgart.
1959 Pará und Hochgott.
AfV XIII, S. 23—50.
Hitte, Ch. de la
1897 Notes ethnographiques sur les Indiens Guayaquis.
AMLP, Sección antropológica, II, S. 7—23.
Hokeridge, Donald
1933 Exploration between the Rio Branco and the Serra Parima.
GR XXIII, S. 372—384.
Holten, Hermann v. ...
1877 Das Land der Yurukarer und dessen Bewohner.
ZfE 9, S. 105—115.
Hübner, Georg
1907 Die Yuaopery. Kritisch bearbeitet und mit Einleitung versehen von Theodor Koch-Grünberg.
ZfE 39, S. 225—248.
Humboldt, Alexander von
1860 Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Bd. 3 und 4. Stuttgart.
Im Thurn, Everard F.
1883 Among the Indians of Guiana. London.
Jeest, W.
1893 Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana.
IAE(S) V.
Kersten, Rafael
1926 The Civilization of South American Indians. London.
Koch(Grünberg), Theodor
1899 Die Anthropophagie der südamerikanischen Indianer.
IAE XII, S. 78—110.
Koch-Grünberg, Theodor
1909 Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwest-Brasilien 1903/1905. Bd. I, Berlin.
1910a Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwest-Brasilien 1903/1905. Bd. II, Berlin.
1910b Einiges über die Tracht südamerikanischer Indianer.
KB XLI, S. 89.
1913 Abschluß meiner Reise durch Nordbrasilien zum Orinoco, mit besonderer Berücksichtigung der von mir besuchten Indianerstämme.
ZfE 45, S. 448—479.

Koch-Grünberg, Theodor
1916 Vom Roroima zum Orinoco. Bd. II, Berlin.
1917 Vom Roroima zum Orinoco. Bd. I, Berlin.
1922 Die Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Orinoco, Rio Negro und Yapurá.
Festschrift Eduard Seler, S. 203—266. Stuttgart.
1923a Vom Roroima zum Orinoco. Bd. III, Stuttgart.
1923b Vom Roroima zum Orinoco. Bd. V, Stuttgart.
1928 Vom Roroima zum Orinoco. Bd. IV, Stuttgart.
Krause, Fritz
1911 In den Wildnissen Brasiliens. Leipzig.
Krickeberg, Walter
1918—1922 Die Totenaken. Ein Beitrag zur historischen Ethnographie Mittelamerikas.
BA VII, S. 1—35.
1922 Die Völker Südamerikas.
Illustrierte Völkerkunde von Georg Buschan, Bd. I, S. 217—423, Stuttgart.
1948 Das mittelamerikanische Ballspiel und seine religiöse Symbolik.
P 3, Heft 3—5, S. 118—190.
Kruse, A.
1955 Perú, das Höchste Wesen der Ariköna.
A 50, S. 404—416.
Lafitau, P. Joseph François
1724 Mœurs des Sauvages Amériquains, ... 2 Bd., Paris.
Lehmann, Walter
1910 Ergebnisse einer Forschungsreise in Mittelamerika und Mexico.
ZIE 42, S. 687—749.
Lopes, Raimundo
1934 Os Tupis do Gurupy.
CIA 25., La Plata, 1932, Bd. I, S. 139—171. Buenos Aires.
Loukotka, Čestmír
1942 Klassifikation der südamerikanischen Sprachen.
ZIE 74, S. 1—69.
Loukotka, s. Rivet et Loukotka
Martius, Carl Friedrich Phil. v.
1867 Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens. Bd. I, Leipzig.
Mason, Otis Tufton
1904 Aboriginal American Basketry: Studies in a textile art without machinery.
Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution 1902, S. 171—348, Washington.
Menzel, Brigitte
1957 Deformierender Gesichtsschmuck südamerikanischer Naturvölker.
BA(N.F.) V, S. 1—120.
Métraux, Alfred
1932 Mitos y cuentos de los indios Chiriguanos.
RMLP XXXIII, S. 119—184.
1944 Estudios de Etnografía Chaqueñas.
AEA V, S. 263—314.
1948 The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin.
BAEB 143 (Hb 3), S. 861—867.
1949 Weapons.
BAEB 143 (Hb 3), S. 229—263.
Meyer, Herrmann
o. J. Bogen und Pfeile in Central-Brasilien. Leipzig.
Morse, Edward S.
1885 Ancient and modern methods of Arrow-Release.
BEI XVII, S. 3—56.
Nimuendajú, Curt
1914 Die Sagen von der Erschaffung und Vernichtung der Welt als Grundlagen der Religion der Apapocuva-Guaraní.
ZIE 46, S. 284—403.

Nimuendajú, Curt
1952 The Tukuna.
UCP 45
Nordenskiöld, Erland
1911 Indianer och Hvita i Nordöstra Bolivia. Stockholm.
1918 Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zwier Indianerstämme in El Gran Chaco.
CES 1.
1922 Indianer und Weiße in Nordostbolivien. Stuttgart.
1924 The Ethnography of South America seen from Mojos in Bolivia.
CES 3.
Nordenskiöld, s. Frödin und Nordenskiöld.
Oberg, Kalervo
1953 Indian Tribes of Northern Mato Grosso, Brazil.
SISA 15.
Orbigny, Alcide Desoulines D'
1835—47 Voyage dans l'Amérique Méridionale .... 9 Bd., Paris.
Ourique, Jacques
1906 O valle do Rio Branco. Manaos.
Passarge, Siegfried
1904a Die Kalahari. Berlin.
1904b Rumpfflächen und Inselberge.
ZGG LVI, Protokoll.
Petrullo, Vincenzo
1939 The Yaruros of the Capanaparo River, Venezuela.
BAEAP 123, Nr. 11, S. 161—290.
Ploss, Heinrich
1912 Das Kind im Brauch und Sitte der Völker. Bd. II, Leipzig.
Ploss, Heinrich und Bartels, Max und Paul
1927 Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 11. Aufl., Bd. I, Berlin.
Polykrates, Gottfried
1957 Ein Brauch bei den Indianern am Rio Trombetas.
E 22, Nr. 3—4, S. 128—147.
Preuss, Konrad Theodor
1921 Religion und Mythologie der Uitoto. Bd. I, Göttingen und Leipzig.
1922 Die höchste Gottheit bei den kulturarmen Völkern.
PF 2, S. 160—208.
1923 Religion und Mythologie der Uitoto. Bd. II, Göttingen und Leipzig.
1929 Monumentale vorgeschichtliche Kunst. 2 Bd., Göttingen.
Quandt, Christlieb
1807 Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonderlich den Aranacha, Wassaus und Karaiben ...
Görlitz.
Ralegh, W. Sir
1848 The discovery of the large, rich, and beautiful Empire of Guiana. Edited, with copious explanatory notes and a biographical memoir, by Sir Robert H. Schomburgh, Ph. D.
The Hakkeyt Society.
Ranke, Karl Ernst
1923 Ballistisches über Bogen und Pfeil.
G 83, S. 345—348.
Ribeiro, Berta G.
1957 Bases para uma classificação dos adornos plumários dos índios do Brasil.
AMN XLIII, S. 99—120.
Ribeiro, Darcy
1957 Culturas e linguas indígenas do Brasil.
ECS 6.
Ribeiro, Darcy e Ribeiro, Berta G.
1957 Arte plumária dos índios Kaapor. Rio de Janeiro.

Rice, A. Hamilton
1928 The Rio Branco, Uraricuera, and Parima.
GJ LXXI, S. 113—143; 209—223; 345—357.
Rivet, [illegible] Loukotka, C.
1952 Langues de l'Amérique du Sud et des Antilles.
Les Langues du Monde par un groupe de linguistes sous la direction de A. Meillet et Marcel Cohen. Nouvelle édition. Centre National de la Recherche Scientifique, S. 1099—1132. Paris.
Rochefort, C. de
1658 Histoire naturelle et morale des îles Antilles de l'Amérique... Rotterdam.
Rodrigues, João Barbosa
1873 Exploração do Rio Yamundá. Rio de Janeiro.
1883 Rio Jauapery. Pacificação dos Crichanás. Rio de Janeiro.
Roquette-Pinto, E.
1919 Rondonia. 2. Aufl., Rio de Janeiro.
Roth, Walter Edmund
1915 An inquiry into the animism and folk-lore of the Guiana Indians.
BAEA 30, S. 103—386.
1924 An introductory study of the arts, crafts, and customs of the Guiana Indians.
BAEA 38.
1929 Additional studies of the arts, crafts, and customs of the Guiana Indians.
BAEB 91.
Sakthé, Georges
1931/32 Les Indiens Karinê.
RIE II, S. 297—326.
Sapper, Karl
1903 Mittelamerikanische Waffen im modernen Gebrauche.
G 83, S. 53—63.
Sauer, Carl O.
1950 Cultivated plants of South and Central America.
BAEB 143 (Hb 6), S. 487—543.
Schmidt, Max
1904 Abkürzung südamerikanischer Geflechtsmuster aus der Technik des Flechtens.
ZfE(V) 36, S. 490—512.
1905 Indianerstudien in Zentralbrasilien. Erbebnisse und ethnologische Ergebnisse einer Reise in den Jahren 1900—1901. Berlin.
Schmidt, Wilhelm, P.
1913 Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika.
ZfE 45, S. 1014—1124.
Schomburgk, Richard
1847 Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844. Bd. I, Leipzig.
1848 Reisen in Britisch Guiana in den Jahren 1840—1844. Bd. II, Leipzig.
Schomburgk, Robert Hermann
1841 Reisen in Guiana und am Orinoko während der J[illegible]833—1839. Nach seinen Berichten und Mittheilungen an die Geographische Gesellschaft in London herausgegeben von O. A. Schomburgk. Leipzig.
Schuster, Meinhard
1958a Die Soziologie der Waika.
CIA 31., Kopenhagen 1956, S. 114—122.
1958b Neue Filme des Instituts
Waika-Südamerika-Venezuela
B 743 Herstellung einer Hängematte und Korbflechten aus Lianen.
B 744 Herstellung einer Hängematte (Baumwolle).
E 128 Feuerbohren.
E 129 Herstellung eines Bogens.
E 130 Herstellung einer Pfeilspitze (Bambus).
MIWF, Nr. 8, S. 18—23.

Seler, Eduard
1904 Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Bd. II, Berlin.
1908 Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Bd. III, Berlin.
Spix, Joh. Bapt. von und Martius, Carl Friedr. Phil. von
1831 Reise in Brasilien. Bd. III, München.
Spruce, R.
1903 Notes of a Botanist on the Amazons and Andes. London.
Steinen, Karl von den
1886 Durch Central-Brasilien. Leipzig.
1894 Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin.
Steller, Georg Wilhelm
1774 Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, dessen Einwohnern, deren Sitten, Nahrung, Lebensart und verschiedenen Gewohnheiten. Frankfurt und Leipzig.
Stevens, Albert W.
1926 Exploring the valley of the Amazon in a hydroplane.
NGM 50, Nr. 4, S. 353—416.
Stirling, Matthew Williams
1938 Historical and ethnographical material on the Jívaro Indians.
BAEB 117.
Strebel, Hermann
1885 Alt-Mexiko. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner. Bd. I, Hamburg.
Tannay, Alfonso d'Escragnolle
1922 São Paulo no século XVI. Tours.
Tavares, Frota
1957 Der Hund bei den Kulturvölkern Altamerikas.
ZfE 82, S. 1—37.
Ule, E.
1903 Unter den Indianern am Rio Branco in Nordbrasilien.
ZfE 35, S. 278—298.
Vianl, Alfonso
1936 Sonetaiari. (Orinoco-Amazonas). 2. Aufl., Bari.
Wahle-Waldegg, Hermann von
1878 Notes on the Indians of the Llanos of Caracas and San Martin (Colombia).
PM IX, Nr. 3, S. 38—45.
Waitz, Theodor
1862 Anthropologie der Naturvölker. Bd. III, Leipzig.
Warren, Marquis de
1902 Das Geheimnis des Orinoko. Erlebnisse und Forschungen.
Herausgegeben von H. Sartori. Übersetzt von Dr. Karl Sell. Berlin.
Westermarck, Edward
1901 The history of human marriage. London.
Wundt, Karl
1890 Der ethnische Fluß. Leipzig.
Wied-Neuwied, Maximilian Prinz zu
1820 Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817. Bd. I, Frankfurt a. M.
Whiffen, Thomas
1915 The North-West Amazons. Notes of some months spent among cannibal tribes. London.
Willems, s. Britton, Herbert s Willems, Emilio.
Zerries, Otto
1951 Wildgetränkeverbrauchungen in Südamerika.
A XLVI, S. 146—180.
1954a Wild- und Buschgeister in Südamerika. Wiesbaden.
1954b Los indios Guaiba y su situación cultural.
RJV II, Nr. 1—4, S. 61—76.
1955a Some aspects of Waura Culture.
CIA 31., São Paulo 1954, S. 23—68.

Zerries, Otto
1955b Das Lache-Fest der Waika-Indianer.
U 55. Jahrg., 11. Heft, S. 660—665.
1956a Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela.
P VI, Heft 3, S. 180—187.
1956b Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoco (Venezuela).
(Ergebnisse einer völkerkundlichen Forschungsreise 1954/55).
WVM 4, Nr. 2, S. 148—156.
1956c Beiträge zur Ethnographie der Gaulaka-Indianer des Territorio Amazonas, Venezuela.
P VI, Heft 4, S. 104—134.
1956d Die Vorstellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele.
CIA 31., Kopenhagen 1956, S. 109—113.
1956b Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela).
CIA 31., Kopenhagen 1956, S. 180—188.
1956c Kultur im Übergang. Die Waika-Indianer des oberen Orinoko — Wildbeuter oder Pflanzer?
U 58. Jahrg., 6. Heft, S. 177—180.
1959 Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien.
ZMA 50, S. 51—42.

Verzeichnis der Abbildungen

1 Indianerschutzposten „Ajuricaba" am mittleren Rio Demini
2 Cachoeira (Stromschnelle) des Indios am oberen Rio Araçá (während der Trockenzeit)
3 Cachoeira des Indios am oberen Rio Araçá (während der Regenzeit)
4 Konstruktion eines Familienschlafquartiers bei Wanderungen des Stammes
5 Blick auf die große, offene Surára-Malóca im Gebiet zwischen dem Demini und Araçá
6 Ein Ausschnitt der großen, offenen Surára-Malóca
7 Häuptlingshütte (rechts) und Halbmondzelt innerhalb der Surára-Malóca
8 Konstruktion der geschlossenen Surára-Malóca an der Cachoeira des Indios (obere Rio Araçá)
9 Hewendo, der Surára-Häuptling (geschnitzt für das Tóxumarimarangabaú)
10 Der Surára-Häuptling Hewendo mit seinen beiden Frauen und zwei Kindern
11 Kurikayowi, der jüngere Bruder des Surára-Häuptlings
12 Surára-Krieger
13 Surára-Krieger vor dem Abschuß eines Pfeiles
14 Pwaiboni, Kriegshäuptling der Pakidái im Festschmuck
15 Surára-Familie. (Die Frau ist eine Angehörige der Pawáxwetxel und trägt den charakteristischen Frauengürtel dieses Stammes)
16 Karáina-Frau in neuzeitlich mit deformierendem Gesichtsschmuck
17 Nikowená, ein Mädchen der feindlichen Kaxuiánel. (Sie ist eine Gefangene der Surára)
18 Nikowená (Nächtansicht)
19 Vasaíma, Tochter des Kriegshäuptlings der Surára, mit charakteristischer Gesichtsbemalung
20 Vasaíma (links) und Rokoáíma, zwei Surára-Mädchen
21 Jiboawi, mein kleiner Dolmetscher (rechts) und Mowóená (Zwei Waisenjungen vom Stamme der Surára)
22 Zwei Surára-Jungen, Xanowi (rechts) und Mowóená, der eine Albinóíma zwischen den Beinen hält
23 Der Surára-Junge Xanowi
24 Pakidái-Frau Ringpaní
25 Die beiden ältesten Surára-Frauen: Rokoená (rechts) und Cinapení
26 Hängematte aus Embira 90.00/30
27 Lasttragegestelle 90.17/30
28 Geflochtene Hängematte aus Buaçu-rôle 90.17/38
29 Pakidái-Frau mit Säugling in einer Surára-Hängematte
30 Schlafstelle für junge Hunde („Hundebett")
31 Pakidái-Indianer bei der Feuererzeugung
32 Pfeil-zwischer Tragkorb aus Pakidái-Gebiet 90.00/53
33 Tragkorb aus Baststreifen der Curuá-Pflanze 90.00/35
34 Gerader Feuerzeugkorb aus Lianenstreifen 90.17/34
35 Surára-Frau beim Dreihen eines großen Feuerzeugkorbes
36 Henkelkorbchen aus Lianenstreifen 90.00/30
37 Wiederbesiedlung der Surára im Umkreis der großen, offenen Malóca
38 Der Surára-Häuptling Hewendo bei der Fischfischerei. In der linken Hand hält er einen Grabstock
39 Erzeugnis einer Paparaíba-Palme mittels Klettergerät
40 Pwaiboni, Kriegshäuptling der Pakidái (rechts) und seine Begleiter, Meinen Dias, ein ranzöstiger Tukano-Indianer vom oberen Rio Negro. Im Hintergrund lauert ein Pakidái-Jüngling
41 Pakidái-Indianer mit Tabakrolle zwischen Unterlippe und Zähnen
42 Die Surára- und Pakidái-Männer verwendeten sich während des Tóxumarimarangabaú zum zeremoniellen Trinken der Banaxuaçapa, welche mit Kaschasaché versetzter Bananengabelgärer verwendet ist
43 *Ein Tanz der Surára-Krieger. (Links im Vordergrund sitzt der Häuptling Hewendo)*
44 Surára- und Pakidái-Männer blasen sich gegenseitig Schnupfpulver in die Nase
45 Beginnender Rauschzustand nach dem Genuß des Schnupfpulvers
46 Höhepunkt der Ekstase
47 Kreuzkuse im Zustand der Ekstase
48 *Pwaiboni* — der im Stamm durchgeführte Unreinigungsritual
49 Eine Krankenbehandlung bei stammesfremden Regen. (Viel Medizinmangelkräfte der Surára tatsam um einen an Wirbelsäulen erkrankten Jüngling)
50 Beilagel mit einer Albinóíma

Verzeichnis der Figuren

Fig.		Seite
1a—c	Grundriß und Querschnitt der offenen Malaka mit Hängeflügelbälle	11
2a	Flaßspitze, breit, latentiformig, aus Bambus 39.27:52	12
2b	Flaßspitze, schmal, latentiformig, aus Bambus 39.27:53	12
2c	Flaßspitze mit Widerhaken 39.27:54	12
2d	Hölzerne Flaßspitze mit Gittfassung 39.27:57	12
2e	Gegabelte hölzerne Flaßspitze 39.27:56	12
2f	Flaßfederung 39.27:55	12
2g	Kinderbogen 39.25:59	12
2h	Kinderpfeil 39.25:60	12
2i	Bogen mit Querschnitt und Sehnenbefestigung 39.27:58	12
3	Haltung beim Bogenschießen	14
4a—b	Bambusbücher und Abzeichnung des Bäumchens 39.27:46	15
5	Bambusbücher mit angebrachtem Quellwasserrohr 37.22:28,29	15
6a	Männergürtel, Detail 39.27:17	19
6b	Männergürtel, Schema 39.27:17	19
7a	Jünglingsgürtel, Detail 39.25:18	20
7b	Jünglingsgürtel, Schema 39.25:18	20
8a—b	Teil eines Frauengürtels 39.27:20	21
8c	Teil eines Frauengürtels, Schema 39.25:20	21
9a—e	Verschiedene Bemalungen von Frauen- und Mädchengürteln 39.25:14, 39.25:13, 39.25:20, 39.27:20, 39.25:19	21
10a—d	Verschiedene Bemalungen von Männer- und Jünglingsgürteln 39.27:19, 39.27:15, 39.27:16	22
11	Frauengürtel einer älteren Frauenwestel-Frau, mit durchlochten Muschelschalen 39.25:18	23
12	Kindergürtel aus dem Fell des Marazjäß (Felis pardalis Rapp.) 39.25:14	24
13a—b	Brustbewehrtheit der Frauen, Detail und Schema der Bemalung 39.27:27	27
14a—b	Oberarmbewehrtheit der Männer 39.27:31	28
15a—b	Oberarmbewehrtheit der Jünglinge 39.27:30	28
16a—c	Oberarmbewehrtheit der Frauen 39.25:27	29
17	Oberarmbewehrtheit der Frauen 39.25:27a+b	29
18a—b	Detail der Kniebeinbeugung an einer Hängematte aus Rinden sowie Schlingen- und Knotenschema 39.25:36	31
19	Kniebeinbeugung einer Lianenhängematte 37.22:23	32
20	Durchbeinbeugungsform von der Kniebeinbeugung einer Lianenhängematte 37.22:23	32
21	Gebeinbeugung einer Frauenwaghalsbrust 39.27:22	34
22	Gebeinbeugter Frauenfächer 39.25:22	34
23a	Kinderwaghalsbrust aus Rinden-Bambusbast 39.25:42	34
23b	Teil eines Kinderwaghalsbrustbastes mit bekleptem Bambusbast, der bereits etwas abgenagt wurde 39.25:42	34
23c	Bastklapper aus Rindenbast 39.25:43	35
24	Jamaro-Frucht 39.27:46	36
25	Kleines Messer aus dem schwarzen Zahn des Cattis (Phacochoerus aethiopicus L.) 39.25:40	36
26	Messer aus dem Beckenbein der Pavane (Wasserschildkröte) 39.25:41	36
27	Kletterring 37.22:22	40
28a	Bambusröhre zum Aufbewahren des Schmuckgehänges 39.27:23	40
28b	Schmuckgehänge aus Bambus 39.27:28	40
29	Anbindung der Tücher unterhalb einer Zeremonie des Totenschmuckgehänges	42

Karte

Lage der Siedlungsgebiete der Indios und Pakidai

Sachregister

Abendmahlsgeschirr 62
Abenteuer 35, 36, 39, 40, 42, 44
Alter 190–92
Alter, geschätzter 37ff.
Altertumsforschung 38
Archäologie 7
Armenhäuser 37f., 65
Aufbewahrungsgefäße 128
Augenzeugenbericht 4

Bellingerhausen-Meer-Schelfeis, 113
Berichte (Stadt) 1
Bestattung 70, 72
Begräbnisgemeinschaft 128
Begräbnisgemeinschaft 75f.
Bergarbeit 15, 113
Bewerbung 37f., 65
Bruchschlacht 65
Bestattungsbräuche 62ff.
Bevölkerungsgeschichte
— Berlin 37
— Pakefiki 39
Bewohner mit neuer Erde 110, 113
Blutwäsche 71
Brandbestattung 71ff., 91, 93
Brennöfen 82, 103
Brunnenbau 23f.
Brücken 26f.
Brunnenbau 36f., 65
Bugen 17ff., 22
— Tragweite und Handhabung 17ff., 60

Calendo 36, 37, 60, 81, 83, 103, 105, 108
Chronikler 115ff.
Consulate 32, 60, 72

Dokumente, historische 18, 63f.
Denkmäler 117ff.

Eingang 36
Einbahnstraße 105
Eiberwacht 34, 38, 108
Eigentum, persönliches 13, 40, 72
Eisenbahn 83, 117

Emigration 62
Entdeckungsfahrten 70, 73, 80, 98, 108, 108ff.
Entfernung 71, 73
Entwurfsgenehmigungen 117
Ethnische Probleme 36.
Exegrunte 74

Fahrzeuge 65
Familienangelegenheiten 37ff.
Fauna 67f., 83, 98, 107, 98
Feuer 4, 5, 36, 37
— s. auch: Zeltes Tiere
Feuerwehrwach 45ff., 109
Fehlbau 70ff.
Feste 100ff.
Feuerversorgung 45f.
Feuerlöscher 31
Feuerungsanlagen 114
Feuerung 25f., 36
Fischfang 37f.
Flora 1, 2
— s. auch: Pflanze und Samenübertragung
Fons, Stellung der 108
Fröhlichkeit 113, 108
Fruchtbarkeitsmuster 62
Fuhrleistung 18

Gastfreundschaft 113
Gebete 31, 92, 104, 105, 108
Geburt 62
Geburtsanzeigen 32, 62
Gedichte 117
Gefangene (Frauen und Mädchen) 3, 66, 68ff.
Gelände 33
Gelübdeangang 108
Gemeinschaftsbildung 104
Gemeinschaftsarbeit 13, 62
Gestänge 68, 71, 73, 98, 100, 102, 103, 104
Geschichte 78.
Geschichtsbücher 18, 63, 68f., 113
Geschichtsbruch, dokumentarischer 98ff.

Getränke 63f., 107
Glasperlen 45
Gottesdienst 32
Gottesfriedensbildung 117
Grippe 37

Hauptstadt 36f., 39
Hebamme 11, 14
Hebammen und Ärzte 39
Hängematten 45ff.
Hängeflüge 62ff.
Hand-Fuß 108.
Herrn 66
Hinkelsteine Wissen 31, 73, 91ff., 101, 104, 105
Hüttenbauer 27ff., 65, 105
Hundefell 14, 86
Hygiene 32, 65, 82f.

Igaqui 1
Informationsbroschüren Abschnitte 4, 6, 32, 33, 83, 86, 90, 105
Informationen junger Männer 63f. 98
Instrumentenbau 1
Insect 66, 73, 98

Jagd 37ff., 105
Jagdmesser 100f.
Jesuitenmissionen 97

Kinderbetreuung 62ff., 107
Kinderspiele 83
Kinderzeugnisse 32f., 62
Kleiderspeicher 32ff.
Klima 1
Kochtöpfe 32, 105, 108, 109, 108, 109, 110
Kochtöpfe 32, 73, 91, 93f.
Köcher 24f.
Kopfbedeckung 32
Körper 40ff.
Kostbarkeiten 40ff.
Körperbemalung 13, 18, 63, 32, 34, 36, 38, 100, 105, 107, 108, 110, 114, 117

Körperliche Tauchfähigkeit 98f.
Krankheiten 3, 4, 37, 98ff.
Krankheitsursachen 44, 110
Krankenkasse 63, 98ff.
Krieg 73f.
Kriegsbeteiligung 60, 61

Lagunen 114f.
Lernfähigkeit 108
Lieferanten 30, 110f.
Lieblingsfischfang 23

Magie 91ff.
Mädchen 83, 106, 107
Malaria 3, 100
Marschleistung 60
Massen 37
Medizinmänner 60, 61, 62, 98ff.
100
Menstruation 40, 66f., 93
Messer 34f.
Mißhandlungen von Frauen 34, 116
Mangelkrankheiten 61
Mythen 113ff.
Mythologie 93ff.

Nachahmung 23, 107f.
Nagelbetten 63
Nahrung 62, 80ff.
Namen der Individuen 37ff.
Neuerungslust 33, 64f., 103
Nuetzen 30, 31

Penis, hochgeschwollener 18f., 32, 33, 60
Perlenketten (Halsketten, Unterlippe, Mundschmuck, Nasenschmuck) 40, 63
Perlenschmuck 18
Pfeile 23ff., 111, 113
— Tragweite und Handhabung 23ff., 60
Pfeilgiftbaum 23f.
Pflanzengifte, giftpflanzliche 63, 71, 88, 92, 93, 96, 99, 104
Polynesischer Zug 68, 93
Polygynie 66, 74
Profischlauch 31f., 83
Prostitution 66, 68f.
Pubertätsriten für Mädchen 66f.
Pubertätsfest 37f.

Rauchen der Frauen 116f.
Regenzeit 91, 93
Reggenzeiten 110
Religion 91ff.
Rituelle der Hinzuziehung 61f.

Salz 82
Sauerstofträgheit 36f.
Schamgefühl 18, 33, 36, 83
Schattenseiten 97
Schamgefühl 17ff., 104
Schattenfischen 31, 32
Schamgefühlsmomente 108
Schmuck 27ff.
Schmücken 110
Schamgefühlen 63, 71, 74, 80, 88f., 93, 94, 97, 98, 100, 102, 103, 104, 107
Schriftmagnetische 115f.
Schwangerschaften 66, 113
Schwimmen 90
Schädelverletzungen 107
Selbstmordgefahr 110f.
Sorcerie de Pentecôte aus Ambrym 4
Sicherungsmaßnahmen gegen Pfählung 60
Sinnlichkeit 104
Spinnfasern 66, 67, 83, 103
Spondel 26f.
Spinnen 26f.
Stammbaum 24, 30, 68, 113
Steine 24, 27, 98, 99
Suggestive Therapie 98, 100
Syphilis 4

Tabak 67, 82, 88
Tanoa 68, 71, 98, 100, 101, 103, 104, 107
Tatauierung 40f., 66
Tauchwerkzeuge 9, 13, 17, 36, 45, 51, 55, 73, 82, 83, 86, 103
Tauchen 63, 111, 113
Tiergeister, giftpflanzliche 63, 71, 88, 92, 93, 96, 99, 104
Tierfabeln 86, 87f.
Tod 69ff.
Totschlag 63
Tumor 30f., 33, 63, 97
Tuberkulosemangelnder 71, 101ff.
Tötung Alter und Kranker 70f., 103, 108
Tracht 27ff.
Trebuchenbau 6, 9, 13, 31f.

Überfälle 3, 6, 33, 70
Urinieren 90
Urnen 33, 82, 98, 103, 106, 110, 114, 117

Vergewaltigung 103
Vorchristlichfolge Fetischkulten 113f.

Wanderung der Tanoama 80
Wahlfeld 117
Warkungen 30f.
Windpeichen 37
Wilmen 60

Zahnen Tiere 63ff.
Zählen 33, 109
Zauberhandlungen 110ff.
Zeichnen 113f.
Zahnschmerzen 110
Zucker 82
Zweikämpfe in stimmender Stellung 103, 108
Zwillinge 60
Zwitter 40

[pp 134-138 not Processed]

Abb. 1 [illegible]

[End Plate 1]

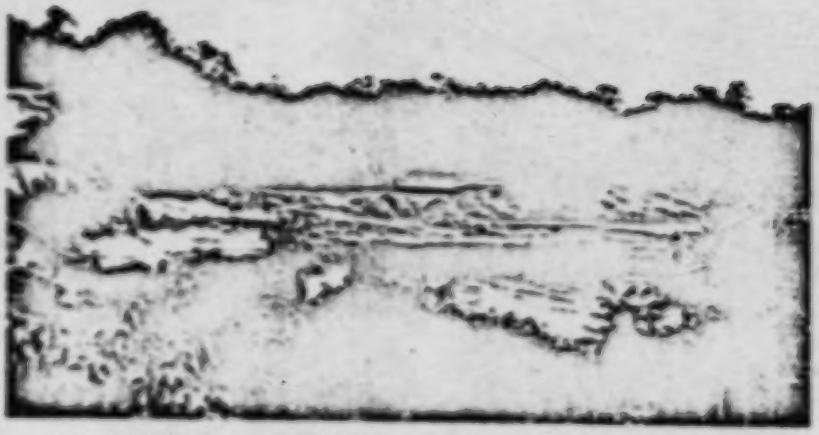


Abb. 2 Carbeiro (Stromschnelle) des Índios am oberen Rio Araçá (während der Trockenzeit)

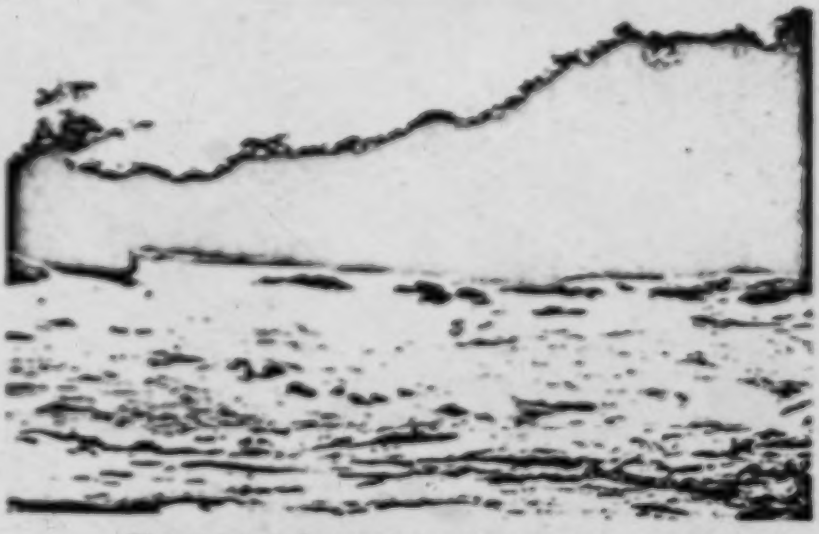


Abb. 3 Carbeiro des Índios am oberen Rio Araçá (während der Regenzeit)

[End Plate 2]

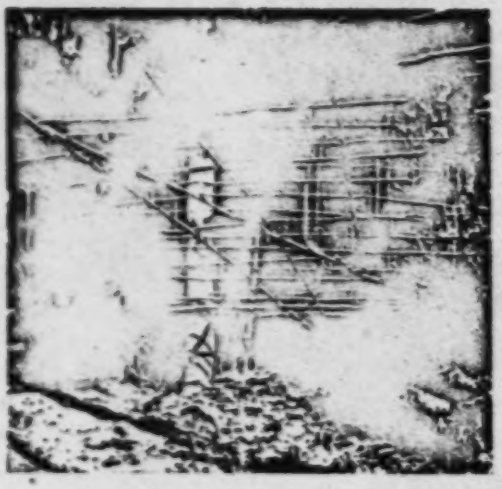


Abb. 4 Konstruktion eines Familiennachtquartiers bei Wanderungen des Stammes

Abb. 5 Blick auf die große, offene Surára-Maloka im Gebiet zwischen dem Demini und Araçá

[End Plate 3]

Abb. 6 Ein Ausschnitt der großen, eiligen Sardes-Malerei

Abb. 7 Hauptlingshütte (rechts) und Hahnenstall innerhalb der Sardes-Malerei

[End Plate 4]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End plate 5]

Abb. 12 Sachse Krieger

Abb. 13 Sachse Krieger vor dem Abschuß eines Pfeiles

Abb. 14 Frankfurt, Kriegsbestrafung der Pfeilbeute an Frankenbeute

[End Plate 6]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End plate 7]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 8]

[End Plate 9]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 10]

Abb. 31 Persischer Tragkorb aus Palmblättern

Abb. 32 Tragkorb aus Bambusrohr der Lunda-Völker

Abb. 33 Großer Tragkorb aus Lianenrohr

Abb. 34
Korb aus dem Kongo-Becken mit großer Tragvorrichtung

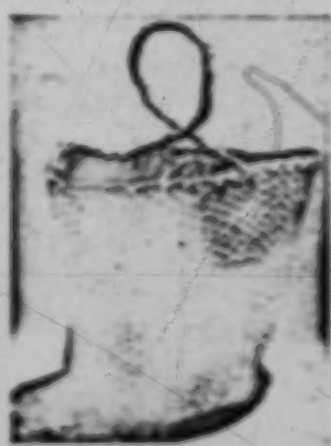


Abb. 35 Handkorbchen aus Lianenrohr

[End Plate 11]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 12]

Abb. 41 Pakelia Indianer
[illegible]

Abb. 42
[illegible]

Abb. 43 Ein Tanz der Nordwestkrieger
[illegible]

[End Plate 13]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 14]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 15]

[illegible]

[illegible]

[End Plate 16]